Neuere Geschichte

der

Chineser, Japaner, Indier, Persier, Türken, Russen und Amerikaner ꝛc.

als eine

Fortsetzung der alten

Rollinschen Geschichte.

Vom 12ten Theil an

von Herrn Richer

fortgeführt.

Aus dem Französischen.

Vier und zwanzigster Theil.

Berlin,
bey Christian Friedrich Voß, 1778.

Inhalt
des
vier und zwanzigsten Theils.

Fortsetzung
des zweyten Kapitels.

Die Eroberung von Peru S. 1=130

Drittes Kapitel.

Größe und Beschreibung von
Brasilien 131

Erster Artikel.

Mitternächtliche Küste von
Brasilien 132

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

§. 1. Capitainie Para S. 132
§. 2. Capitainie Marannon, oder Maragnhan 137
§. 3. Capitainie Ciara 144

Zweyter Artikel.

Oestliche Küste von Brasilien 145
§. 1. Capitainie Rio=Grande ib.
§. 2. Capitainie Paraiba 147
§. 3. Capitainie Tamaraka oder Itamaraka 148
§. 4. Capitainie Fernambuk 149
§. 5. Capitainie Seregipe 153
§. 6. Capitainie Bathia, oder Allerheiligen Bucht 154
§. 7. Capitainie Ilheos 158
§. 8. Capitainie Porto Seguro 160
§. 9. Capitainie Spiritu Santo 163

Drit=

Dritter Artikel.

Mittägige Küste von Brasilien 165

§. 1. Capitainie Rio Janeiro 166

§. 2. Capitainie St. Vincent 170

§. 3. Capitainie del Rey 174

Vierter Artikel.

Verschiedne Indianische Völker, die Brasilien bewohnen. 177

§. 1. Religion der Brasilier. 192

§. 2. Ehen der Brasilier 200

§. 3. Die Kinderzucht bey selben 202

§. 4. Putz und Kleidung derselben ib.

§. 5. Ihre Beschäftigungen 206

§. 6. Ihre Nahrung 208

§. 7. Kriege der Brasilier 210

§. 8. Ihr freundliches Bezeigen gegen Fremde 222

§. 9. Ihre Krankheiten, und Hülfsmittel dagegen 224
§. 10. Ihre Leibesbeschaffenheit 225

Fünfter Artikel.

Naturgeschichte von Brasilien 227
§. 1. Vierfüßige Thiere ib.
§. 2. Kriechende Thiere 236
§. 3. Ungeziefer 242
§. 4. Vögel 243
§. 5. Fische 250
§. 6. Schaalenthiere 256
§ 7. See-Vögel 258
§. 8. Fluß-Fische 261
§. 9. Dahin versetzte Thiere 263
§. 10. Bäume und Pflanzen 264
§. 11. Allerhand Kräuter 278

§. 12.

§. 12. Eigenthümliche Gewächse der Insel Marannon oder Maragnhan 288

§. 13. Vögel auf dieser Insel 292

Sechster Artikel.

Die Niederlassung der Portugiesen in Brasilien. 294

§. 1. Die Niederlassung der Franzosen daselbst 298

§. 2. Auch der Holländer ihre 313

Viertes Kapitel.

Lage und Beschreibung von Guyana. 343

Erster Artikel.

Das Spanische Guyana 344

Zwey=

Zweyter Artikel.

Das Französische Guyana 345

§. 1. Wie der Boden auf der Insel Cayenne beschaffen 353

§. 2. Pflanzen auf der Insel Cayenne 355

§. 3. Himmelsstrich der Insel 356

Geschichte

Geschichte
der Amerikaner.

Fortsetzung der Eroberung von Peru.

Amerika war der einzige Theil des Erdbodens, den der Durst nach Reichthümern, nicht mit Menschenblut bespritzt hatte: seine, von andern Völkern, durch ein unermeßlich Meer abgesonderten Einwohner, waren vor den Geiseln gesichert, welche die übrige Welt verwüsteten. Endlich traten die in unserm Welttheile zu sehr beschränkten Laster, aus, und überschwemmten Amerika. Kaum waren die Europäer in diesem glücklichen Lande angelangt, so zeigte sich darinnen die Habsucht, der Neid, die Ehrsucht u. s. w. und Frevelthaten folgten auf Frevelthaten. Die Amerikaner wurden von Fremden, mit denen sie freund-

schaftlich und menschlich umgegangen waren, ausgerottet. Die Natur, aufgebracht über die wider sie ausgeübte Grausamkeiten, rächte sie: verwandelte bey ihren Zerstörern das Vergnügen, hervorzubringen, in Furcht, Schmerz und Schande, und machte das Andenken der Eroberung von Amerika verhaßt.

Alvarado überbringt an den Hof die Nachricht von des Almagro Tod.

Gehen wir den Spaniern in ihren Grausamkeiten nach, und sehen, wie sie ihre Wuth selbst wieder einander kehren. Den Dieguo von Alvarado, einen der vornehmsten Offizierer des unglücklichen Almagro, schmerzte der Tod seines Generals dergestalt, daß er mit der Entschließung nach Spanien gieng, die Pizarros bey dem Kayser anzuklagen, und diesen Monarchen dahin zu vermögen, daß sie zu der verdienten Strafe ihrer Ungerechtigkeit und Grausamkeit gezogen würden. Er sparte nichts, um in dem Entwurfe seiner Rache glücklich zu seyn; allein er starb plötzlich zu Valladolid, wo sich dazumal der Hof aufhielt: viele glaubten, er sey vergiftet worden.

Als sich Ferdinand, durch den Tod des Almagro, in seiner Macht befestigt sah, so überließ er sich ganz und gar seinem grausamen Karakter, und ließ die eifrigsten Anhänger, des Nebenbuhlers seines Bruders, umbringen. Darauf setzten sich die

drey Pizarros, jeder an der Spitze eines Theils der Spanier, und unterwarfen sich eine große Strecke Landes. Ferdinand entschloß sich, nach Spanien überzugehen, und sich wegen seiner Aufführung zu rechtfertigen: viele seiner Freunde stellten ihm vor, er sollte so lange warten, bis er erführe, wie man daselbst die Nachricht von des Almagro Tode aufgenommen hätte; allein er verwarf diesen Rath: kaum war er in Spanien angekommen, so wurde er angehalten, und in ein Gefängniß geworfen, worinne er beynahe zwanzig Jahre blieb.

Franz und Gonzalo setzten die Eroberung fort: sie schickten den Valdivia nach Chili: er ward daselbst besser als Almagro aufgenommen: aber seine Ungerechtigkeiten brachten die Indianer auf, die ihn länger als acht Jahr grausam bekriegten. Inzwischen war Gonzalo Pizarro mit der Eroberung der Provinz Canela beschäftigt; sie heißt so, weil die Spanier darin eine erstaunliche Menge Zimmt-Bäume fanden. Er stieß in derselben oft auf sehr kriegerische Indianer, mit denen er sich in ein Handgemenge einzulassen gezwungen sah: oft unterbrachen die Flüsse seinen Zug: zur Vermeidung der Schwierigkeit, Brücken zu schlagen, ließ er eine Brigantine bauen, besetzte sie mit einem Theil seiner Mannschaft, mit dem Befehl, dem Strome

me eines ziemlich beträchtlichen Flusses, den er angetroffen, zu folgen; es war der Amazonen-Fluß; er selbst folgte, längst dem Ufer, mit seinen übrigen Leuten nach. Der Zug war so gut angeordnet, daß man an einem und demselben Ort des Schlafens und Eßens wegen anhielt, und einander zu unterstützen allezeit im Stande war.

Gonzalo legte, indem er dem Strome folgte, mehr als zweyhundert Meilen hinter sich: Der Verdruß, nichts als Früchte und Wurzeln zur Nahrung zu finden, brachte ihn auf den Entschluß, den Franz Orellana, einen seiner Offiziere, mit funfzig Mann, um Lebensmittel aufzusuchen, auf dem Flusse voran zu schicken, und befahl ihm, wenn er solche fände, die Brigantine damit zu beladen. Vor sich behielt er nur zwey Nachen, um damit, wenn er auf Flüsse stieße, überzusetzen. Orellana segelte sogleich ab, und kam nach drey Tagen an einen Ort, an dem sich ein anderer, ziemlich beträchtlicher Fluß, mit dem, auf dessen Strom er herab fuhr, vereinigt: allein er fand daselbst keine Lebensmittel. Er sah, es sey ihm nicht möglich, wieder den Fluß aufwärts zu segeln, und entschloß sich daher, sich dem Laufe des Stroms zu überlassen. Ein Dominikaner-Mönch, der mit ihm war, wollte ihn, aber vergebens bereden, das Reisegeräthe zurück zu lassen:

er setzte seine Reise, dem Strome nach, fort, und kam in das Nordmeer.

Orellana vereinigte mit der Untreue den Raub: er segelte mit allen Habseeligkeiten, die er auf seiner Brigantine hatte, und die aus Gold und Smaragden bestanden, nach Spanien. Er machte viel Wesens von seinen Entdeckungen, erhielt einige Jahre nachher das Guvernement darüber, nebst der Vollmacht, solche auch zu eroberen: allein er war in seinem Unternehmen nicht glücklich, und starb aus Verdruß darüber. Die Anhänger der Pizarros ermangelten nicht, die Schuld seines Tods, seiner Untreue beyzumessen.

Gonzalo, den die Absichten des Orellana unbekannt waren, setzte seinen Marsch, am Ufer des Amazonen-Flusses fort, und langte an dem Zusammenfluß der beyden Flüsse, als ihrem Sammelplatze an. An statt seine Leute da zu finden, erfuhr er, daß sie ihn verlassen, und alles Geräthe mitgenommen hätten. Ein Spanier, der an diesem Orte allein zu bleiben, das Herz und die Treue gehabt hatte, erzählte ihm, was vorgegangen war. Es ist schwer, die traurige Lage zu schildern, in der sich Gonzalo nebst seinen Kamerden befand. Sie waren weiter als vier hundert Meilen von Quito ab, und hatten nichts von Waaren bey sich,

Traurige Lage, in der sich ein Trupp Spanier befindet.

um die Wilden anzureitzen, ihnen Lebensmittel zu verschaffen; das Land war so dürr und unfruchtbar, daß es ihnen weder Früchte noch Wurzeln darbot. Sie sahen keine andere Nahrung für sich, als die Pferde und Hunde, die sie mitgebracht hatten. Sie entschlossen sich nach Quito zurück zu kehren, und den Lauf des Flußes zu verlassen, weil der Weg zu weit und zu beschwerlich war. In der That war derjenige, den sie wählten, nicht so weit, doch eben so beschwerlich und noch wüster, und der Lauf der Sonne war ihr einziger Wegweiser. Nachdem sie ihre Pferde und Hunde aufgezehret, so musten sie von Baumblättern und einer Art zarter Zasern, die denen am Weinstock gleichen, leben. Sie fraßen mit grosser Begierde, das erste beste Thier, das sie in dieser Wüsten konnten habhaft werden. Bey diesem elenden Leben verlohr Gonzalo den grösten Theil seiner Leute. Endlich kamen diejenigen, die so viele Mühseeligkeiten überwinden konten, funfzig Meilen von Quito an. Die Einwohner dieser Stadt, von ihrer Ankunft und ihrem Elend benachrichtigt, giengen ihnen mit Pferden, Lebensmitteln und Kleidung entgegen. Man fand sie ganz nackend: ihre Kleider waren von den Gesträuchen zerrissen: und vom Regen verfault: zu ihrer Kleidung hatten sie nur einige Lumpen von Zeug oder Häuten. Ihre Degen

waren ohne Scheiden und vom Rost angefressen: ihre Füsse waren von den Dornen durch die sie hatten marschiren müssen, zerrissen. Als sie diese, die ihnen zu Hülfe kamen, ansichtig wurden, so warfen sie sich zur Erden und küßten sie, um dem Himmel für seinen Schutz zu dancken, zu tausendmalen. Sie griffen nach den, ihnen angebothenen Lebensmitteln, so begierig, daß ihnen die Haßtigkeit tödtlich gewesen wäre, wenn man sie zurück zu halten, und ihnen ihre Nahrung, auf einige Tage abzumessen, nicht den Einfall gehabt hätte. Da die Anzahl an Pferden und Kleidern nicht für alle zureichte, so wollten Gonzalo und die andern Offiziere, um mit den Soldaten eine vollkommene Gleichheit bis Quito beyzubehalten, sich ihrer nicht bedienen. Diese Aufführung erwarb ihnen die Gewogenheit derjenigen wieder, welche ihre Versprechungen betrogen hatten. Bey Eintrit in die Stadt, giengen sie gerades Weges in die Kirche, um die Gelübde, die man im Elende gemeiniglich Gott angelobt, zu erfüllen.

Gonzalo war noch nicht am Ende seiner Unglücksfälle: es warteten noch viel schrecklichere auf ihn. Es hatte sich während seiner Abwesenheit eine Verschwörung wider seine Familie angesponnen. Ferdinand Pizarro hatte den Dom Diego von

Almagro, den Sohn des unglücklichen, enthaupteten von Almagro, nach Los Reyes geschickt. Dieser junge Mensch, hatte eine vortheilhafte Gestalt, besaß wunderbare Geschicklichkeit, und einen auf alle Fälle bewährten Muth. Franz Pizarro hatte ihn, nebst dem Johann von Herrada, seinem Hofmeister, einige Zeit gefangen gehalten; er gab ihnen ihre Freiheit wieder, und die Erlaubniß, ein Hauß zu Los Reyes zu beziehen. Dieses Hauß wurde bald der Sammelplatz aller Anhänger des unglücklichen Almagro. Als Ferdinand Pizarro nach Spanien, und Gonzalo auf Entdeckungen abgereiset waren, so glaubte Herrada, gute Gelegenheit zu haben, die Regierung dem Pizarros aus den Händen zu reißen, und den Tod des alten Almagro zu rächen. Die Hinrichtung einiger Offiziere, denen man die Zuneigung für den jungen Almagro, zum Verbrechen gemacht, hatte den Unwillen der Verschwornen noch mehr aufgebracht: sie sahen sich in eben demselben Falle und befurchten eben dasselbe Schicksal zu haben.

Angestellte Verschwörung wider den Franz Pizar.

Die Abwesenheit der zwey Brüder des Generals, machte sie kühner: sie schaften ins Geheim einen Vorrath von Waffen an. Ihr Einverständniß war so vollkommen, daß sie, um ihre gemeinschaftlichen Ausgaben zu bestreiten, alles, an ihrem Unterhalt erspar-

erspartem und das im Spiele gewonne Geld, in Herradas Händen lieferten. Um ihren Anhang zu verstärken, ruften sie alle Freunde desjenigen, den sie zu rächen im Sinne hatten, herbey. Die, dem Pizarros ergebenen Leute, fielen gar bald auf den Verdacht, daß sie einen Anschlag wider den General anspönnen. Sie gaben ihm Nachricht davon; aber ein mit Mitleiden vermischtes Vertrauen, gab ihm die Worte ein, man solle Unglückliche, die ohnehin durch ihre Niederlage, den öffentlichen Haß und durch die Dürftigkeit genung gestraft wären, nicht quälen. Diese Sicherheit vermehrte ihre Kühnheit: viele würdigten ihn nicht, ihm die gewöhnliche Ehrerbietung zu beweisen: allein er schrieb diese Unbescheidenheit dem Verdrusse über ihren Zustand zu. Man fand eines Tages drey Stränge an den Galgen gebunden; einer war gegen seinen Pallast, die beyden andern nach den Häusern seines Leutnants, des Velasquez, und seines Sekretärs, des Picado, gekehret. Man eilte ihn davon zu benachrichtigen: aber anstatt sich über diesen Schimpf beleidigt zu finden, sagte er, daß eine solche Schandthat, nur von irgend einer schlechten Seele, die seine Aufmerksamkeit nicht verdiente, herrühren könnte, und verboth die Urheber davon ausfindig zu machen.

Unterdessen war sein Tod beschlossen, und die Verschwornen erwarteten zu Ausführung ihres Frevels, nur Nachrichten aus Spanien. Da sie erfuhren, daß der Kayser den Ferdinand Pizarro ins Gefängniß legen lassen, so erwarteten sie einige Veränderung. Sie wusten überdieß, daß Seine Majestät, den Lizenziat Vacca von Castro, um von allen Unordnungen Erkundigung einzuziehen, nach Peru abschickte, und daß dieser Minister schon zu Panama wäre. Ob sie gleich dem Franz Pizarro den Tod geschworen, so scheuten sie sich doch für Mörder gehalten zu werden, und waren Willens, ihn durch den Weg Rechtens aufs Schaffot zu bringen: selbst diejenigen, die der Meuchelmord nicht abschreckte, glaubten, die Almagros, würden durch die Schande der öffentlichen Hinrichtung mehr gerächet seyn. Sie schickten, einen ihrer Mitverschwornen, den sie genung Geschicklichkeit, die Absichten des Hofes auszuforschen, zutrauten, an den Lizenziat ab. Sie erfuhren, daß des Lizenziaten Auftrag nur die Herstellung der Ordnung betreffe, und in Ansehung der Pizarros, die Spanien grosse Dienste geleistet hätten, wäre es ihm ausdrücklich verboten, wegen Almagros Hinrichtung, genaue Untersuchung vorzunehmen. Diese Nachsicht des Hofes, die Pizarros Kopf in Sicherheit setzte, veranlaßte die Verschwornen, ihren Entschluß zu ändern.

Sie

Sie nahmen so schlechte Maaßregeln, daß sich die Rede von einer Verschwörung zu Los Reyes verbreitete, und bis zu Pizarros Ohren kam. Einige Freunde drangen in ihn, auf seine Sicherheit bedacht zu seyn: er antwortete ihnen mit kaltem Blute, sein Kopf wäre von der Macht, die er hätte, andern, den ihrigen abschlagen zu lassen, geschützt. Man rieth ihm wenigstens einige vertraute Leute, die ein wachsames Auge auf seine Sicherheit hätten, um sich zu halten. Er antwortete abermals, er wolle sich wider den vom Hofe nach Peru abgeschickten Richter, keiner Vorsicht bedienen. Eines Tages besuchte ihn Herrada in der Absicht, hinter seine Anstalten zu kommen, und schilderte ihm sehr rührend, die traurige Lage, worinn des Almagro Anhänger stünden: er fügte sogar hinzu, man hätte ihn versichert, es wäre der Anschlag gemacht, diesen Unglücklichen umbringen zu lassen. Pizarro betheuerte mit einem Schwur, es wäre ihm niemals nicht einmal in die Gedancken eingekommen, dem jungen Almagro und seinen Anhängern einiges Leid anzuthun: es wäre aber gewiß, daß sie selbst ihm nach seinem Leben stünden, und daß sie Harnische anschaften. Herrada versetzte, es wäre billig, weil die Pizarros Lanzen hätten, daß sie, Harnische zusammen brächten. Man muß erstaunen, daß Pizarro ihn nicht, auf der Stelle fest halten

ließ:

ließ: man versichert aber, er hätte es deswegen nicht gethan, weil ihn Herrada, um die Erlaubniß, sich mit dem jungen Almagro aus der Stadt zu begeben, gebeten hätte, daher hätte er geglaubt, sie hätten keine Verschwörung angezeddelt. Er bot so gar, dem Herrada Zitronen mit den Worten an, es wären die ersten, die in die neue Stadt angekommen wären. Worauf er zu ihm sagte, er würde anbefehlen, daß ihm an nichts zu seiner Nothdurft abgienge. Herrada küßte ihm die Hand, und bedankte sich, mit grossem Anscheine seiner Treue, gegen ihn.

Zarata S. 260. Gomara, B. V. Cap. 37.

In der Ueberzeugung, daß Pizarro kein Mißtrauen hatte, versammlete dieser Treulose die Mitverschwornen in seinem Hause, und erwählte den folgenden Sonntag, zur Ausführung des Meuchelmords. Ein Zufall, der sich ereignete, hätte den Pizarro, wenn er, aus einem unglaublichen Eigensinn, zu allen gegebnen Nachrichten, nicht die Augen verschlossen, aus der Gefahr errettet. Am Sonnabend Abends, entdeckte einer, der Verschwornen, den sein Gewissen keine Ruhe ließ, dem Pfarrer des vornehmsten Kirchspiels, das ganze Geheimniß der Verschwörung. Dieser eilte dem Picada, des Pizarros Sekretär, davon Nachricht zu geben. Sie suchten ihn zusammen, bey Franz Martin, seinem

Schwa-

Schwager, bey dem er zum Abendessen war, auf. Des Pfarrers Nachricht, schien ihm ein wenig zu beunruhigen, allein, er band sich die Binde wieder um, die man ihm von seinen Augen reissen wollte, und gab zur Antwort; er könne dem, was man ihm vorgebracht, keinen Glauben zustellen, weil Herrada ihn vor einigen Tagen besucht, und in einem sehr herablassenden Tone mit ihm gesprochen hätte. Ohne Zweifel, setzte er hinzu, will derjenige, von dem der Pfarrer diese Nachricht bekommen, sich eine Gnade ausbitten, und um solche zu erhalten, sich aus seinen Erdichtungen ein Verdienst machen. Inzwischen gieng er in Begleitung einiger seiner Leute weg, begab sich zu Velasquez, seinen Leutenant, erzählte ihm, was der Pfarrer ihm gesagt; Velasquez aber zeigte seinen Stock, und sagte mit einer zuversichtlichen Geberde, so lange er diesen in Händen hätte, wäre kein Aufstand zu befürchten.

Pizarro begab sich nach Hausse zur Ruhe: überlegte es die Nacht noch reiflicher, und ward etwas unruhiger. Des Sonntags Morgens erschien er nicht in der Kirche, und unter dem Vorwandt einer Unpäßlichkeit, ließ er die Messe in seinem Pallaste lesen. Nach dem öffentlichen Gottesdienst, giengen Velasquez und Chaves, seine beyden vornehmsten Offiziere, zu ihm, zu Mittag zu speis-

speissen. Noch viel andere Offizier, kamen und erkundigten sich nach seiner Gesundheit. Nach der Mittagsmahlzeit verfügte sich jedermann nach Hause. Während dieser Stille, die in diesen heissen Erdstrich, um die Mittagszeit herrscht, kam Herrada, von zehn oder zwölf seiner Mitschuldigen begleitet, aus seinem Hause, das nur drey hundert Schritte vom Pallaste lag. Als sie auf der Strasse erschienen, zogen sie den Degen und schrien: es sterbe der Tyrann, es sterbe der Verräther! sie hoften, daß so ein verwegener Schritt, das Volk überreden würde, sie wären von einer mächtigen Partey unterstützt, und daß dieser Gedancke die Pizarrosche im Zaum halten würde. Uebrigens, wolten sie, ehe sich die Truppen versammlet hätten, ihre Ausführung unternehmen. Sie erreichten mit dem vorgenannten Geschrey den Pallast, giengen ohne Widerstand hinein. Einer der Verschwornen, blieb mit gezogenen Degen an der Thüre und schrie: der Tyrann ist todt! Diese Vorsicht hatte die Würckung, die sie sich versprochen. Einige von Pizarros Partey kamen zu Hülfe: aber da sie hörten, daß Franz todt wäre, zogen sie sich, ohne etwas unternommen zu haben, zurücke.

Franz Pizerro wird ermordet.

Unterdessen drang Herrada, an der Spitze seiner Leute, in den Pallast. Er gelang-

langte bis unten an die Treppe, und war selbst erstaunt, daß er niemanden antraf. Die Bediente waren zum Mittagessen, und die Herren unterhielten sich ruhig, in einem grossen Saal: bis dahin zu kommen, muste man durch einen andern kleinern gehen. Einige Indianer nahmen vor Herrada die Flucht durch diesen Saal, kamen bis an den grossen, und meldeten dem Pizarro was vorgienge. Er hörte sie ruhig an, sprach denen, die bey ihm waren, Muth zu, und befahl dem Chaves, unterdessen, daß er nach seinen Waffen gienge, die Thüren zuzuschliessen. Chaves war so verwirrt, daß er, ohne eine Thüre zu verschliessen, gerade nach der Treppe gieng, und mit lauter Stimme fragte, woher der Lerm käme. Inzwischen stiegen die Verschwornen die Treppe vollends hinauf. Einer von ihnen gab den Chaves mit dem Degen einen grossen Stich: Chaves zog auf der Stelle den Degen, mit den Worten: „Was? man „vergreift sich sogar an Freunden!„ In dem Augenblick wurde er mit vielen Stichen durchbohrt und fiel todt zur Erden. Die Meuchelmörder drangen mit Ungestüm in den Saal. Alle Spanier, deren bey zehn oder zwölfe waren, sprangen aus den Fenstern. Velasquez nahm seinen Commandostab in den Mund, um sich mit seinen Händen herunter zu helffen. Franz Pizarro war in seinem Zimmer, wohin ihm,

Franz

Franz Martin sein Schwager, zwey Edelleute und zwey grosse Pagen zu folgen, die Treu gehabt hatten. Als er die Annäherung der Verschwornen hörte, nahm er sich nicht die Zeit, die Riemen seines Harnisches fest zu machen. Er gieng mit seinem Degen in der Hand, und mit seinem Schild auf die Thüre zu, vertheidigte sich so herzhaft, daß sie sich des Durchgangs nicht bemächtigen konten. Er schrie: Muth! mein Bruder, unser sind genung, diese Verräther umzubringen. Martin, ward an seiner Seite getödtet: sogleich nahm ein Page seinen Platz ein. Die Verschwornen, durch den Widerstand bestürtzt gemacht, fürchteten, sie möchten durch mehr zugelaufne Leute, von hinten eingeschlossen werden, und entschlossen sich, alles zu wagen. Sie liessen einen ganz Geharnischten, von den Ihrigen, anrücken, der sich in die Thüre warf, und dem Pizarro so viel zu thun machte, daß die andern leichter hineindringen konnten: sie griffen ihn so wütend an, daß seine Arme durch das zu viele Abhalten, erschlaften. Ein Stoß, den er durch die Kähle bekam, streckte ihn kraftloß zu Boden. Er bat um einen Beichtvater: allein da ihn die Sprache verließ, machte er ein Kreutz auf der Erde, er küßte es ehrerbietig, und starb in dieser Stellung. Die beyde Pagen wurden an seinen Seiten getödtet. Das Schicksal seiner zwey andern

Ge-

Gehülfen ist unbekant. Die zusammen Verschwornen verlohren vier Mann, und die meisten waren verwundet.

So bald sich die Zeitung von dem Meuchelmord in der Stadt verbreitet hatte, so erklärten sich mehr als zweyhundert Leute, die durch die Verschwornen waren gewonnen worden, und die auf den Ausschlag der Unternehmung warteten, öffentlich für den Dom Diego von Almagro, und die treuesten Anhänger des Pizarro, erkühnten sich nicht, die Stimme zu erheben. Die Mörder kamen, zum Beweise ihres Triumphs, mit blutigen Degen in der Hand, aus dem Pallast. Der Pallast wurde der Plünderung überlassen: hierauf versammlete Herrada den Rath, zeigte die Kayserlichen Schreiben vor, in welchen der alte Almagro zum Guverneur von Neu-Castillien ernennet war, und ließ den Sohn in eben derselben Würde erkennen. Inzwischen brachten die Verschwornen, die vertrautesten Freunde der Pizarros um das Leben. Seine Bediente trotzten, zu Folge ihrer Treue, den Drohungen der Meuchelmörder, und trugen seinen Körper nach der Kirche: aber niemand unterstund sich, ihn zu beerdigen. Ein Truxilloscher Einwohner, der Barbaran hieß, und in seinen Dienste gestanden, erhielt von dem jungen Almagro die Erlaubniß, ihn unter die Erde zu

bringen, welches er mit möglichster Eilfertigkeit verrichtete; denn er besorgte, es möchten die Verschwornen kommen, den Kopf vom Körper abhauen, und ihn an den Galgen hängen. Nachdem Barbaran ihm diesen traurigen Dienst geleistet, suchte er seine Kinder, die in der Stadt herum irreten, zusammen, und brachte sie, an einen sichern Ort. So kam Franz Pizarro, Perus Eroberer, um sein Leben. Dieser schreckliche Auftritt, gieng den 26 Junius, 1541. vor sich: Pizarro war ohngefehr 65. Jahre alt.

Zorate, S. 271. und vorhergehende.

Wir würden eine Leere in diesem Werke zurück zu lassen gläuben, wenn wir nicht Franz Pizarros Schilderung hier entwürfen. Die Natur hatte ihm keine von diesem Gaben, die um berühmt zu werden, nöthig sind, versagt. Er hatte eine dauerhafte Leibesbeschaffenheit, und eine ausserordentliche Stärcke; er liebte die Arbeit, und ertrug die Beschwerlichkeiten mit grosser Gedult: sein Muth stieg bis zur Verwegenheit; allein er machte von dieser nur in unversehnen Fällen Gebrauch: er hatte einen vortreflichen Verstand, und seine gründliche Beurtheilungskraft erwählte allezeit die besten Maßregeln. An Edelmuth, eine Eigenschaft, die alle erhabne Seelen besitzen, hatte er nicht seines Gleichen, und er war freygebig, nur um des Vergnügens willen, den Bedürfnissen anderer zu Hülfe

zu

zu kommen, (*) wobey er sorgfältig, das demüthigende Aufsehen, für diejenigen, die Wohlthaten empfangen, vermied. Dieser Eroberer der reichsten Länder der Welt, hinterließ weder Landgüter noch Schätze. Zu groß, sich zu den Schwachheiten die gewöhnliche Menschen bezeichnen, herabzuwürdigen, überließ er sich niemals, weder der Furcht, noch dem Mißtrauen: er gieng ofte ganz allein, besuchte wechsels Weise seine Mitbürger, und speißte mit denjenigen,

(*) Gomara erzählt davon, ein sehr auffallendes Beyspiel. Pizarro hatte erfahren, daß ein Edelmann, den das Glück nicht sehr begünstigte, sein Pferd verlohren hätte, er steckte daher ein Stück Gold, zehn Mark schwer, in seine Tasche, gieng ins Ballhaus, wo er den Edelmann, den er dieß Stück Gold heimlich zustellen wolte, anzutreffen glaubte: er fand ihn aber daselbst nicht. Man schlug ihm eine Partie vor, die er ohne Bedenken annahm. Der Barren Gold machte ein beträchtliches Gewicht in seiner Tasche: allein er wolte es nicht herausnehmen, um seine Absicht nicht zu verrathen. Er nahm das Spiel mit dieser Last an, und bediente sich eines Vorwandts, sich nicht auszuziehen. Das Spiel dauerte drey Stunden, ehe erst der Edelmann erschien. Pizarro nahm ihn bey Seite, bot ihm sein Geschenke mit den Worten an. Ich würde ihnen gerne dreymal so viel gegeben haben, wenn ich nur von der Quaal, sie zu erwarten, wäre befreyet gewesen.

die ihn dazu einluden: schien ihm jemand sein Vertrauen zu verdienen, so schenkte er ihm solches ohne Zurückhaltung. Seine gesellschaftlichen Tugenden zwangen seine Freunde, ihm getreu zu seyn.

Pizarro war kein Strassenräuber, der nur auf Eroberung und Verwüstung seine Gedanken richtet: er ließ verschiedne Städte anlegen, und das Land in Peru bauen: mit einem Wort, sein Eiffer bezog sich sowohl auf die Niederlassung, als auf den glücklichen Fortgang seiner Eroberungen. Man könnte einige ähnliche Züge, zwischen Franz Pizarro und Ferdinand Cortez bemerken. Sie bewiesen beyde, in Gefechten, eine durchaus bewährte Herzhaftigkeit, in der Gefahr eine unglaubliche Standhaftigkeit, und erstaunenswürdige Gegenwart des Geistes: aber, wenn man einer Seits ihren Geistesgaben Gerechtigkeit wiederfahren läßt, so ist man von der andern zu gestehen gezwungen, daß ihr Andenken durch ihre Grausamkeit befleckt worden. Cortez ließ, ungerechter Weise, den Mexikanischen Kayser umkommen, und Pizarro führte sich gegen den Peruschen, eben so auf. Wir wollen in der Erzählung fortfahren.

So bald der junge Almagro, den wir in der Folge mit dem Nahmen Dom Die-

go

go bezeichnen werden, von den Magistrats-personen zu Los Reyes, als Stadthalter von Peru war erkant worden, so setzte er sie ab: aber er gab ihnen auf der Stelle ihre Würden wieder, mit der Erklärung, daß sie solche aus seinen Händen annehmen solten. Hernach ließ er den Velasquez und den Piccado in Verhaft nehmen, der erstere war Pizarros Leutnant, der andere sein Sekretär. Herrada wurde zum General der Kriegsvölker ernennt, und jeder von den andern Verschwornen, kriegte nach seinem Verdienste eine Stelle. Alle Landstreicher in Peru, kamen, auf das Gerüchte von dieser Veränderung, nach Los Reyes: in der Hoffnung, sich von der Plünderung bereicheren und ein zügelloses Leben führen zu können, liessen sie sich anwerben. Dom Diego, um seine Truppen zu bezahlen, bemächtigte sich des Kayserlichen fünften, der Güter der Umgebrachten, und des Einkommens verschiedner Abwesender Bürger.

Leute, die nur ihren Eigennutz und die Ehrsucht zu Führern hatten, konten schwerlich lange in gutem Vernehmen leben. Als einige Offiziere sahen, daß alle Gewalt in des Herrada Händen wäre, und der junge Diego nur den Schatten davon besässe, wurden sie eifersüchtig, und beschlossen, ihn aus dem Wege zu räumen. Ihr Anschlag aber wurde entdeckt, und man ließ ihnen

die Köpfe herunter schlagen. Als sich Herrada durch dieß Verfahren zum unumschränkten Herren gemacht hatte, schickte er verschiedene vertraute Personen in alle eroberte Provinzen, um daselbst den Dom Diego zum Stadthalter und Nachfolger seines Vaters und des Pizarro ausruffen zu lassen.

Dieser kühne Schritt brachte die meisten daselbst kommandirenden Offiziere, auf. Alfons von Alvarado, der zu Chachapoyas war, sagte ihnen, daß Dom Diego ein Verräther und Aufrührer wäre, und daß er ihn niemals als Stadthalter erkennen würde. Er hätte hundert Mann unter seinem Befehl, und die Hoffnung, sich vertheidigen zu können. Die Abgeordneten thaten ihr möglichstes, ihn auf ihre Seite zu bringen: aber er antwortete, eh er den Dom Diego dafür erkenne, wolle er die Befehle des Hofes abwarten, und inzwischen wider des Pizarros Meuchelmörder einen blutigen Krieg führen. Tordoya, das Haupt des Cuscoschen Raths, nahm das, was zu Los Reyes vorgegangen war, auch mit Unwillen auf. Als die Abgeordneten vor ihm erschienen, so besah er sie von unten bis oben, und sprach zu ihnen, er mache Anstalten zum schlagen. Er war wider Dom Diego um desto mehr aufgebracht, da einer der zwey Pagen, die mit dem Pizarro umgekom-

kommen waren, sein Sohn war. Er verließ Cusco, um alle Offiziere, die sich an der Spitze einiger Truppen befanden, zu bereden, Pizarros Tod zu rächen und sich mit ihm zu vereinigen. Peter von Angurez, Leutnant der Charcaschen Provinz, und Peter Alvarez Holguin, der damals mit einigen Truppen etwas wider die Indianer zu thun hatte, folgte ihm nach Cusco: ihre Ankunft unterstützte den Muth einer grossen Anzahl Einwohner, die auf ihren Abzug bedacht waren. Alle Häupter erwählten den Holguin zum Generalcapitán von Peru, und leisteten ihm in dieser Würde den Eid der Treue. Sogleich erklärte Holguin wider den Dom Diego den Krieg, und ließ ihn öffentlich bekant machen. Der Eiffer der Cuscoschen Einwohner gieng so weit, daß sie sich anheischig machten, dem Generalcapitán, mit allem, was zu Führung dieses Krieges nöthig wäre, zu versehen. Die Einwohner verschiedner anderer Städte vereinigten sich mit ihnen, und Holguin sah sich an der Spitze von mehr als vier hundert Mann, so wohl Reuterey als Fußvolk. Als Dom Diego, von dem, was zu Cusco vorgieng, benachrichtigt wurde, so setzte er sich, um mit dem Holguin zu schlagen, an die Spitze seiner Truppen. Kaum war er auf dem Marsch, als man zu Los Reyes erfuhr, daß der Lizenziat Vacca von Castro in dem Hafen Buena Ventura an-

gekommen wäre. Seine Befehle waren an den Superior des Dominikaner-Klösters gerichtet, der sie den Königlichen Rath zu Los Reyes mittheilte. Diese Befehle enthielten, daß Vacca, im Fall Franz Pizarro stürbe, die Regierungssachen übernehmen solte. Zu Folge dieses Befehls, vertraute Vacca die Stadthalterschaft, bis zu seiner Ankunft nach Los Reyes, dem Hieronymus von Aliaga. Der Rath versammlete sich ins Geheim im Dominikaner-Kloster, erkannte den Vacca von Castro für den Stadthalter, und den Aliaga für seinem Verweser: allein, da sie die Zurückkunft des Dom Diego fürchteten, so faßten der Rath und die vornehmsten Einwohner den Entschluß, sich nach Truxillo zu begeben.

Der spanische Hof ernennt einen Stadthalter in Peru.

Ihre Besorgniß war wohl gegründet: kaum war Dom Diego von dem, was zu Los Reyes vorgieng, benachrichtigt, so entschloß er sich, dahin zurück zu kehren, und alles mit Feuer und Schwerd zu verwüsten: allein Herrada, und die anderen Verschwornen, riethen es ihm ab; sie stellten ihm vor, es müste ihm mehr daran gelegen seyn, den Holguin zu verhindern, seine Macht mit des Alfons von Alvarado seiner zu vereinigen: über das könte die Nachricht von der Ankunft eines vom Hofe ernannten Stadthalters, die Treue seiner Leute wankend machen. Er befolgte diesen Rath, weil er ihm

ihm weise zu seyn schien, und beschleinigte seinen Marsch: allein es verbreitete sich bey seiner Armee das Gerüchte, daß Vacca von Castro vom Hofe zum Guverneur von Peru wäre ernennet worden, und verschiedene Offiziere verließen gleich die folgende Nacht sein Lager. Das war nicht der einzige Verdruß, den er erdulten muste: Herrada, seine Stütze und Rath, starb vor allzu großen Beschwerlichkeiten. Unterdessen beschleinigte er dergestalt seinen Marsch, daß er den Holguin in dem Thal Xauxa erreichte. Als Holguin merkte, daß er viel schwächer, als sein Feind wäre, so bediente er sich einer Kriegslist, um ein Gefechte zu vermeiden. Er schickte, während der Nacht, zwanzig Reuter aus; sie solten auf den feindlichen Vortrupp einen Angriff thun, wo möglich einige Gefangne machen, und sich so gleich wieder zurücke ziehen. Sie machten drey Gefangene. Holguin ließ zwey auf der Stelle aufhengen, und versprach dem dritten die Freyheit, nebst tausend Goldthalern, wenn er nach des Dom Diegosche Lager zurückkehren, und seinen guten Freunden sagen wolte, daß der rechte Flügel des Lagers, künftige Nacht würde angeriffen werden. Die Hofnung zu einer so grossen Summe verblendete den Dom Dieogschen Soldaten: übrigens, da er bey diesem Auftrag an nichts anders, als an seine, und seiner Freunde Sicherheit dachte,

Dom Diego läßt sich durch eine Kriegslist berücken.

und sich vorstellte, daß man höchstens ihre Treue in Versuchung führen wolle, so versprach er sehr leichte, allen andern nichts davon zu sagen. Er erfüllte aufs genaueste sein Versprechen. Als Dom Diego ihn zurückkommen sah, und von ihm selbst das Schicksal seiner Kamraden erfahren hatte, so glaubte er, daß das ihm geschenkte Leben der Preiß für irgend eine Verrätherey sey. Der Soldat nahm keinen Anstand zu bekennen, was er versprochen, und was für eine Belohnung er erhalten solte. Dom Diego bildete sich ein, daß Holguin ihn in der Nacht angreiffen wolle, und machte hurtig Anstalt, einen Feind zu empfangen, der sich ihm selbst in die Hände spielte. Seine erste Sorge war, den grösten Theil seiner Truppen dahin zu stellen, wo er glaubte angegriffen zu werden. Dieß war die entfernteste Seite von dem Lager des Holguin, welcher gleich bey Anbruch der Nacht sich in Marsch setzte, und während der Nacht sich immer mehr und mehr von dem Lager seines Feindes entfernte. Der Tag zeigte dem Dom Diego, seinen begangenen Fehler: er fieng wieder an, seinem Feinde nachzusetzen. Alle seine Mühe aber war vergebens; Holguin hatte an den Alvarado geschickt, und bitten lassen, ihm entgegen zu kommen, damit sie nach vereinigter Macht, im Stande wären, ihrem beyderseitigen Feinde Widerstand zu thun. Alvarado beschleinigte

sei-

seinen Marsch, und vereinigte sich nach zwey Tagen mit ihm. Dom Diego, vom Marsche abgemattet, erkühnte sich nicht zweyen vereinigten Armeen die Stirne zu bieten: und warf sich plötzlich auf die Strasse nach Cusco. Die zwey Häupter schickten einen abgeordneten an den Lizenziat Vacca von Castro, mit dem Ersuchen, seine Ankunft in ein Land zu beschleinigen, worin man sehr geneigt wäre, ihn als Herrn aufzunehmen.

Vacca von Castro hatte schon vielen, von den Pizarros, eingesetzten Befehlshabern, sein Patent bekannt machen lassen: alle hatten sich unterworfen, und ihm ihre Truppen übergeben. Als der neue Stadthalter sahe, daß alles gut für ihn gesinnt wäre, so begab er sich nach das Holguinsche und Alvaradosche Lager. So bald sie sein Patent gesehen, übergaben sie ihm ihre Standarten; er behielt aber nur die Königliche für sich, gab ihnen die andern wieder zurück, und bestätigte diese zwey Offiziere in dem Kommando der Truppen. Er befahl ihnen, mit der Armee nach dem Thal Xaura zu marschieren, und ihn daselbst zu erwarten, weil er eine Reise nach Los Reyes thun wolte. Vor seiner Abreise nach dieser Stadt, erhielt er von Gonzalo Pizarro ein Schreiben, der ihm um die Erlaubnis, zu ihm zu stossen, ersuchte. Vacca von Castro

stro antwortete ihm sehr höflich; bat ihm aber, seine Befehle zu Quito abzuwarten. Der neue Stadthalter befürchtete, daß Gonzalo Pizarros Gegenwart, sein Vorhaben, den Dom Diego wieder zu seiner Pflicht zu bringen, verderben möchte, oder daß die Soldaten und die Offiziere, in deren Herzen noch die alte Liebe gegen den Franz Pizarro fortdauerte, den Gonzalo, zum General-Capitän erwählen möchten.

Unterdessen, daß Vacco von Castro auf dem Wege nach Los Reyes begriffen war, hatte sich Dom Diego Meister von Cusco gemacht, und die Anstalten zur Gegenwehr getroffen, im Fall, daß der neue Stadthalter ihn angreiffen würde. Es ereignete sich zwischen zweyen seiner Officiere ein Wortwechsel, woraus bey nahe für ihm ein grösseres Uebel entstanden wäre, als dasjenige war, das ihm seine Feinde zudachten. Sie schlugen sich, und einer von ihnen blieb: ihre Anhänger geriethen darüber in eine solche Hitze, daß sie Zeit und Ort bestimmten, an den sie sich herum schlagen wolten. Dom Diego wurde davon benachrichtiget, und brauchte alle seine Geschicklichkeit, die Gemüther zu beruhigen. Der Officier, der den Sieg davon getragen, wuste, daß Dom Diego die erste beste Gelegenheit, ihn hinrichten zu lassen, ergreiffen würde, weil er dem im Zweykampfe gebliebenen sehr zuge-

than

than gewesen, und beschloß daher, ihm zuvorzukommen. Er lud ihn eines Tages in sein Hauß zum Essen ein, mit dem Vorsatz, ihn über der Mahlzeit umzubringen. Dom Diego kriegte von seinem Anschlage Nachricht, und um nicht zu ihm zum Essen zu gehen, schützte er eine Unpäßlichkeit vor. An den zur Mahlzeit bestimmten Tage gieng der Officier noch einmal zu ihm, und lud ihm nochmals ein, um sein Vorhaben ausführen zu können. Dom Diego sahe da eine gute Gelegenheit, sich eines Feindes zu entledigen, und ließ ihn niedermachen. Dieser Officier war sehr beliebt, und sein Tod veranlassete einen zweyten Aufstand. Um ihn zu stillen, setzte sich Dom Diego an die Spitze seiner Truppen, und machte bekannt, daß er wider den Vacca von Castro auszöge. Seine Armee bestund aus sieben hundert Spaniern, und einer ziemlichen Anzahl Indianern. Er rückte bis auf funfzehn Meilen von Cusco an.

Er rückt wider den neuen Stadthalter an.

Castro wuste, was in den Lager des Dom Diego vorgieng, und setzte sich mit möglichster Geschwindigkeit in Vertheidigungsstand. Er brachte in kurzer Zeit eine Armee von beynahe achthundert Spaniern zusammen, und rückte gegen den Feind an. Als er nicht weit von seinem Lager entfernt war, so schrieb er an ihn, um ihn im Nahmen

men Seiner Majestät aufzufordern: er solte seine Truppen abdancken, und sich zur Königlichen Fahne stellen, man verspräche ihm einer allgemeinen Vergessung wegen der begangenen Unordnungen, bedrohete ihn aber zugleich, wenn er seine Anerbietungen nicht annähme, mit der Bestrafung, die alle Aufrührer und Meuchelmörder verdienten.

Dom Diego ertheilte zur Antwort, er würde niemals den Auftrag des Castro, so lange er ihn mit seinen Feinden zusammen sähe, als rechtmäßig anerkennen und seine Armee nicht abdancken, wenn man ihm nicht eine förmliche von seiner Majestät selbst unterzeichnete Amnestie vorzeigte. Er stellte darauf seine Armee in Schlachtordnung, und befahl allen Leuten, sich zum Schlagen fertig zu halten, mit beygefügtem Versprechen, allen denjenigen, die in Peru einen Spanier ums Leben brächten, des Getödteten Frau und Güter zu schencken.

Der neue Stadthalter erkläret ihn der beleidigten Majestät für schuldig, und verdammt ihn zum Tode.

Diese Halsstarrigkeit bestimmte den Castro, seine Armee anrücken zu lassen. Er nahm in einer sehr vortheilhaften Ebene sein Lager; und um nicht wider den Rechtsgebrauch anzustossen, faßte er ein Urthel ab, das den Dom Diego für einen Verbrecher der beleidigten Majestät erklärte, ihn zum Tode verdammte, und alle seine Güter einzog. Er ließ es laut verlesen, und foderte alle Officiere auf, ihm zu dessen Vollstre-

ckung hülfliche Hand zu leisten. Er erfuhr des andern Tages, der Feind rücke von der Seite von Guamanga, einem sehr wichtigen Orte, an: um solchen zu decken, brach er eilfertig auf. Bald stunden die beyden Armeen einander im Gesichte. Vacca von Castro ließ die seinige, die Geschichtschreiber nennen sie die königliche Armee, in Schlachtordnung stellen: er durchlief die Glieder, und hielt folgende Rede an die Soldaten: „Ihr seyd Spanier, und steht „im Begriff für eurem König zu fechten: „Perus Schicksal ist in eueren Händen. „Werdet ihr überwunden, so erwarten euch „Martern: tragt ihr aber den Sieg davon, so wird sich zu dem Vergnügen, dem „Vaterlande einen so wichtigen Dienst zu „leisten, noch dasjenige gesellen, daß ihr euer „Vermögen, welches die Frucht euver Beschwerlichkeiten ist, erhaltet, und der Rebellen ihres in Besitz nehmet. Eine längere Rede, Männern von Ehre, Herz zuzusprechen, „ist unnöthig. Ich werde vielmehr in dem „Falle seyn, euerm Beyspiele zu folgen, als „euch das meinige anpreisen zu dürfen. „Ich werde mich an eure Spitze setzen, um „denjenigen es nachzuthun, die es mir an „Tapferkeit zuvor thun werden.„ Diese bescheidne Anrede erweckte starken Zuruf: alle Soldaten und Officiere versprachen ihm zu siegen oder zu sterben. Die Officiere baten ihn, er solle sich nicht an die Spitze

Schlacht bey Chupas zwischen Vacca von Castro und Dom Diego von Almagro.

des

des Botrups setzen, und stellten ihm vor die Würde, mit der er bekleidet wäre, machte seine Erhaltung für das Interesse des Königs nothwendig. Er gab ihrem Zudringen nach, und willigte ein, sich bey dem Nachzug zu stellen. Da es späte war, so besorgte er, die Nacht möchte während des Treffens einbrechen, und schlug vor, es auf den andern Tag zu verschieben: man stellte ihm aber vor, daß dieser Aufschub gefährlich wäre: er gab nochmals den Vorstellungen mit diesen Worten nach: „O! warum kan ich nicht, wie Josua, die Sonne „stille stehen heisen!„

Dom Diego hatte seiner Seits alle seine Truppen zusammen gezogen, und rüstete sich zu einem Treffen. Bald darauf ließ sich sein grobes Geschütze hören. Die vornehmsten Officiere des Castro bemerckten, daß es ihnen in der Stellung, in der sie wären, groses Unheil anrichten würde. Sie liessen daher die Armee gegen eine Seite rücken, wo sie vor den Kugeln mehr bedeckt wären. Während ihres Marsches machte das feindliche Geschütz ein unaufhörliches Feuer: allein alle Schüsse waren unnütze, weil sie zu hoch giengen. Don Diego warf auf denjenigen, der darüber zu befehlen hatte, einigen Verdacht, gieng auf ihn zu, und tödtete ihn, im Anfalle seines Zorns, mit seiner eignen Hand, richtete selbst ein Stück,

gab

gab Feuer und traf etliche feindliche Reuter. Der gute Erfolg seiner Verrichtung machte ihm noch mehr Herz, und er gieng auf den Feind los. Sein Generalfeldwachtmeister tadelte dieses Unternehmen, und sagte ihm, wenn er den Feind auf den Leib gienge, mache er sein grobes Geschütz unbrauchbar. Der Feldwachtmeister zürnte, daß man wider seinen Rath immer vorwärts rückte, gab seinem Pferde die Sporen, und gieng zu dem Castro über, mit den Worten: „Laßt uns dem Siege folgen, Dom Die„gos Unvorsichtigkeit schickt ihn auf die „feindliche Seite.„ Dom Diego ließ von einem Trupp Indianer, die bey seiner Armee waren, den ersten Angriff machen, aber die Castroschen Büchsenschützen jagten sie in die Flucht. Die zwey Armeen kamen einander auf den Leib. Das Handgemenge ward grimmig: man fochte auf beyden Seiten mit der grösten Erbitterung: und bloß die Ermüdung machte den Streichen von beyden Seiten Einhalt: die Soldaten sahen sich einander wie wütende Löwen an, die, um auf ihren Raub anzusprengen, nur die Erholung abwarten. Bald gieng das Gefechte von neuen an, das Schlachtfeld ward in einen Augenblick mit zerbrochnen Waffen, mit zerstreuten Gliedern und zerstümmelten Leichen bedecket. Der Sieg wanckte mitten im Blutbade. Den Dom Diegoschen Soldaten fehlten

Dom Diego von Almagro wird überwunden. die Kräfte, der Muth verließ sie: sie nahmen die Flucht, und entgiengen nur unter Begünstigung der Nacht dem Tode. Viele wurden von den Indianern angehalten und niedergemacht. Als Dom Diego sahe, Gomara eben daselbst. daß sich der Sieg wider ihn erklärte, so überließ er sich der Verzweifelung, stürzte sich mitten unter die Sieger, und glaubte unter ihnen den Tod zu finden: seine Wuth warf aber alles, was ihm vorkam, über den Haufen: er schlug sich, ohne verwundet zu werden, durch die Armee, und wandte sich auf die Seite nach Cusco, wo er nach fünf Tagen ankam. Castro verlohr beynahe dreyhundert Mann: die Rebellen verlohren weniger, aber die Anzahl der Verwundeten war bey ihnen sehr beträchtlich: sie kamen meistens alle um, weil die Kälte in der Nacht sehr empfindlich war. Ueberdieß tödteten sie die Indianer, um sie zu plündern. Dieses Treffen, das den Spaniern mehr Blut kostete, als sie bey der Eroberung Perus vergossen hatten, ward den 16 September 1542. geliefert.

Des Castro erste Sorge nach seinem Siege war, den Soldaten und Officieren seine gerechte Erkenntlichkeit zu bezeugen. Carvajal hatte das Vergnügen, mit ausgezeichneten Lobeserhebungen beehrt zu werden. Er war es in der That, der den Marsch der Truppen und die Schlachtordnung

nung veranstaltet hatte. Es war ein sehr braver Officier. Vom gemeinen Soldaden, in den Italienschen Kriegen, war er durch alle militärische Stuffen gestiegen, und hatte in allem seit vierzig Jahren grosse Ehre eingelegt. Die erste Beschäftigung war, die Todten zu begraben: man brachte die Körper der vornehmsten Officiere nach Guamanga, und begieng ihr Leichenbegängniß mit vieler Pracht. An demselben Tage verurtheilte man diejenigen Gefangnen zum Tode, die den Franz Pizarro nieder zu machen waren behülflich gewesen. Verschiednen wurde der Kopf abgeschlagen; einige wurden gehangen. Diejenigen Officiere und Soldaten, die sich irgendwo in Peru angesetzt hatten, kriegten die Erlaubniß, sich dahin zu begeben.

Dom Diego von Almagro wird enthauptet.

Castro gieng unter einer Bedeckung von Reiterey nach Cusco: Er fand den Dom Diego daselbst, den seine eigene Officiere Ketten angelegt, und ihn ins Gefängniß geworfen hatten. Diese Verräther hatten ihm nichts als sein Unglück vorzuwerfen. Castro beschleinigte das Urtheil über ihn, und ließ ihm den Kopf vor die Füsse legen. So kam im zwey und zwanzigsten Jahre seines Alters der junge Dom Diego von Almagro um sein Leben. Er war ein Sohn desjenigen unglücklichen Greises, dem die Pizarros den Kopf abschlagen lassen,

 und

und einer Indianerin. Er hatte in einem Alter, wo gemeine Menschen nur Schwäche und Leidenschaften an sich zeigen, Tugenden und Geistesgaben. Er rächte den Tod seines Vaters: allein er hatte eine zu erhabne Seele, sich bis zum niederträchtigen Eigennutz herab zu lassen, und wolte niemals die Rathschläge derjenigen anhören, die ihn die Pizarroschen Güter einzuziehen beredeten. Er wuste sich Freunde zu machen, und sie zu erhalten: besaß Muth und Standhaftigkeit.

Nach seinem Tode sahe sich Castro in dem Besitz des ganzen Ansehens, das mit der Würde eines Stadthalters vereint ist. Er beschäftigte seine Truppen, auf neue Entdeckungen auszugehen, ertheilte den Gonzalo Pizarro die Erlaubniß, nach Cusco zu kommen, empfieng ihn mit vieler Unterscheidung, und bestätigte ihn in der Charcaschen Stadthalterschaft. Man fand neue Bergwercke, und da alle Aufmercksamkeit der Spanier dahin gieng, so lebte man in Peru viel ruhiger. Der Vortheil, den man von der Arbeit der Indianer zog, brachte ihnen des Stadthalters Schutz zuwege.

Diese Stille war von keiner Dauer: man sahe Unruhungen und Trennungen entstehen. Die Erzehlung der Begebenheiten, die auf sie folgten, führt uns auf eine

ne Geschichte, die zu besonders ist, um sie mit Stillschweigen zu übergehen. Ein Cazike, Nahmens Heinrich, behauptete sich, auf der Insel Hispaniola, seit zwölf oder dreyzehen Jahren wider alle Gewalt der Spanier. Als er sie eines Tages mit beträchtlichem Verlust zurückgetrieben hatte, so versteckten sich, siebenzig Spanische Soldaten, die dem Schwerte der Sieger mit der Flucht entgangen waren, in einer in Felßen ausgegrabenen Höhle, und beschlossen, die Nacht darin abzuwarten. Sie wurden von einer Partey Indianer entdeckt, die alle Ausgänge der Höhle, mit Holz und andern verbrennlichen Materien verstopften, in der Absicht, Feuer anzulegen. Heinrich kam darzu, verwieß den Indianern ihre Barbarey, ließ die Höhle aufmachen, begnügte sich den Spaniern ihre Waffen wegzunehmen, und ließ sie in Frieden ziehen. Geschichte eines Caziken.

Die Spanier sahen nun mit Erstaunen die glücklichen Unternehmungen der Indianer, von denen sie Anfangs glaubten, daß sie nicht einmal sich ihrer Hunde zu erwehren im Stande wären: sie wusten aber noch nicht alles, was sie vom Heinrich zu befürchten hatten. Sein Trupp wurde alle Tage grösser, und er setzte sich im Gebürge je mehr und mehr fester. Die Weiber bearbeiteten daselbst das Feld und sorgten für das Geflügel und das Vieh. Zur Schweins-

jagd, bedienten sie sich wohlabgerichteter Hunde: so, daß in Heinrichs Lager Ueberfluß an allem war. Zu seiner Sicherheit waren seine Maßregeln nicht weniger weise. Er hatte allezeit funfzig brave Kerls zur Seite, die dem Feind auf den Leib zu gehen bereit waren. Da er befürchtete, einer seiner Leute möchte in die Hände der Spanier fallen, und durch Martern gezwungen werden, seinen Zufluchts-Ort zu entdecken; so richtete er es so ein, daß keiner solchen wuste. Hatte er ihnen etwas zu befehlen, so fanden sie ihn niemals wieder an demselben Orte, wo sie ihn verlassen hatten. Uebrigens besetzte er alle Zugänge zu seinen Wohnplätzen mit Schildwachen; allein, er verließ sich nicht ganz auf ihre Wachsamkeit, sondern besichtigte selbst alle Posten. Mit dieser Vorsicht war er, so zu sagen, allenthalben, und niemals wuste man doch, wo er sich eigentlich aufhalte. Seine Leute stunden in der Meynung, daß er gar nicht schliefe: in der That schlief er auch nicht zweymal nach einander an einem, und demselben Orte, allezeit allein, zwischen zwey seiner Vertrauten, die wie er, völlig bewafnet waren. Nach einem sehr kurzen Schlaf, gieng er um seine Quartiere an die Runde. Da er getauft, und in der christlichen Religion erzogen worden, so hatte er fromme Gesinnungen beybehalten, und gieng niemals ohne einen Rosenkranz, in den Hän-

den

den oder am Halse. Sein bloßer Nahme schon, setzte die Spanier in Schrecken, und niemand erkühnte sich mehr, etwas wider ihn zu wagen. Man fiel darauf, sich mit ihm in Unterhandlung einzulassen. Ein Franziscaner-Mönch, der mit seiner Erziehung zu thun gehabt hatte, und der sein gutes Gemüth kannte, versprach, es bey ihm so weit zu bringen, jedoch unter einer guten Gewährschaft, daß er billigen Vorschlägen Gehör gäbe. Dem zu Folge gieng er zu dem Caziken: er hatte den Auftrag, ihm und allen seinen Leuten, die Vergessung des, was geschehen war, und für das Künftige eine gänzliche Befreyung von aller Frohnarbeit, zu versprechen. Als der Franziscaner an den Ort, wo sich der Cazike gelagert, ankam, umringte ihn auf einmal ein Trupp Indianer: er ersuchte sie, ihn zum Caziken zu führen: allein, da sie ihn nicht kannten, so gaben sie zur Antwort, der Cazike habe keines Besuchs, von einem Spanier nöthig; er sähe wie ein Spion aus, und es wäre ihrer Seits eine grosse Gnade, wenn sie ihn nicht als einen solchen behandelten. Sie zogen ihm hierauf seine Kleidung aus, und liessen ihn nackend am Gestade stehen. Der nicht weit entfernte Cazike kam auf den ersten Bericht herbey gelaufen, um einem Manne, dessen Nahmen, und dessen Wohlthaten er nicht vergessen hatte, beyzustehen. Der Anblick des Zustandes, worin er ihm

fand, rührte ihn, er fiel ihn um den Hals, und vergoß aus Zärtlichkeit und Mitleiden Thränen. So günstige Gesinnungen veranlaßten dem Franziskaner, sogleich vom Frieden zu sprechen. Der Cazike ertheilte zur Antwort, es käme bloß auf die Spanier an, einem Krieg ein Ende zu machen, bey dem er seiner Seits weiter nichts thäte, als sich wider Tyrannen zu wehren, die ihn um seine Freyheit, ja sogar um sein Leben bringen wolten; er befände sich an der Spitze eines zahlreichen und zum Kriege wohlabgerichteten Trupps, könte also wohl den Tod seines Großvaters und seines Vaters, welche die Spanier lebendig verbrannt hätten, rächen; wolle aber allezeit feste bey der einmal genommenen Entschließung bleiben, niemals einige Feindseeligkeiten auszuüben, als wenn er sich dazu gezwungen sähe; er hätte mit einem Wort keine andere Absicht, als sich zwischen seinen Bergen, bey seiner Freyheit zu erhalten; wäre dazu durch das natürliche Recht befugt, und könne nicht begreifen, aus was für einem Grunde man ihn zwingen wolle, sich Fremden zu unterwerfen, die ihren Besitz auf nichts, als auf Gewaltthätigkeiten zu gründen wüsten; in Ansehung der ihm vorgelegten Anerbietungen, ihn bey seiner völligen Freyheit zu lassen, und gelinder mit ihm umzugehen, würde er der unvorsichtigste Mann von der Welt seyn, wenn er sich auf das Wort solcher Leute

ver-

verließe, die es beständig brächen; übrigens würde er allezeit bey den Religions-Gesinnungen bleiben, die ihn der Pater eingeflößt hätte. Um ihn zu überzeugen, führte ihm der Franziscaner verschiedne Gründe an; es wolten aber keine anschlagen; Heinrich blieb steif bey dem gefaßten Entschlusse, seine Freyheit zu behaupten. Er ließ des Paters Kleider aufsuchen, man hatte sie aber in Stücke zerrissen: Da der Cazike ihm keine andere zu geben hatte, so brachte er nochmals Entschuldigungen vor, begleitete ihn bis an das Ufer des Meers, umarmte ihn auf das zärtlichste, nahm Abschied von ihm, und kehrte auf seine Berge zurück.

Als die Spanier ihren mißlungenen Versuch sahen, fiengen sie ihre Feindseligkeiten heftiger als jemals wieder an, und Heinrich, dessen Truppen sich von Tag zu Tage vermehrten, trieb seine Vortheile so weit, daß zu befürchten war, er möchte so glücklich seyn und alle Spanier von der Insel vertreiben. Es wurde an Carl den Fünften berichtet, und er schickte den Stadthalter von Castella del Oro, den Befehl zu, sich mit zwey hundert Mann guter Truppen nach der Insel Hispaniola zu begeben, und nicht eher daraus zu weichen, bis er einen dauerhaften Frieden daselbst zu Stande gebracht hätte. Man empfahl ihm erst,

gelinde Mittel zu brauchen, und stellte ihm ein Kayserliches Schreiben an den Caziken zu. Seine Majestät ermahnte ihn darin zu seiner Pflicht, bot ihm eine allgemeine Vergessung des Geschehnen, und bedrohte ihn, mit dem ganzen Nachdruck seiner Macht und mit seinem Unwillen, wenn er so hartnäckigt wäre, seine Anerbietungen zu verwerffen.

Als der Stadhalter von Castella del Oro zu San-Domingo ankam, zeigte er dem Königlichen Rath seine Vollmacht vor, und bat die Räthe, zu berathschlagen, was er unternehmen solte. Man beschloß, ehe man zu würklichen Feindseligkeiten schritt, an den Caziken zu schicken, und ihm das Kayserliche Schreiben zu überreichen. Barrionuevo, so hieß der Stadthalter von Castella del Oro, nahm es selbst über sich zu dem Heinrich zu gehen. Man gab ihm zwey und dreyßig wohl entschlossene Leute mit, nebst einer gleichen Anzahl treuer Indianer, die ihm zu Wegweisern und Dolmetschern dienen solten. Dazu gab man ihm noch einige Franziscaner zur Gesellschaft. Man rüstete in Geschwindigkeit eine Caravelle aus, um den General, nebst seinen Trupp nach dem Gestade, von dem man ins Gebürge kömmt, überzusetzen. Zwey Monate fuhr man immer an der Küste, weil man ofte ans Land stieg, von dem

Auffenthalt des Caziken Nachricht einzuziehen. Als Barrionuevo in dem bestimmten Hafen angelangt war, so setzte er ans Land, traf sogleich eine Indianische Hütte, aber ohne Bewohner, an: ein wenig weiter nach der Höhe, lag ein wohl angebautes Feld: er verboth seinen Leuten, keinen Schaden daran zu verursachen. Als er erfahren, der Cazike sey nicht weit entfernt, so schrieb er an ihn, und ließ den Brief durch einen Indianer überbringen: der aber keine Antwort zurücke brachte. Nachdem der General zwanzig Tage gewartet hatte, so begab er sich auf die engen Wege zwischen den Bergen, und marschirte drey Tage mit unbeschreiblicher Beschwerniß. Endlich erfuhr er, daß der Cazike auf einem See, der ungefehr zwey Meilen im Umfange hat, wäre; allein bis dahin hatte man einen Weg von acht Meilen Weges, wobey die Beschwerlichkeiten unübersteiglich schienen. Er war mit ausserordentlich dickästigen Bäumen bewachsen, und zeigte nicht die geringste Spur, daß iemals iemand dadurch gegangen wäre: das war eine Vorsicht von Seiten des Cazikens, zur Verhinderung, seinen Zufluchtsort auszuspühren. Der General überwand alle Schwierigkeiten, und kam in einem mit ziemlich guten Häusern bebauten Dorfe an, worinn man einen Ueberfluß an Lebensmitteln fand: man sah aber keinen Einwohner. Er verbot

bot auch hier, keinen Schaden zu verursachen. Als er aus diesem Dorfe kam, stieß er auf einen sehr breiten Weg: er war nicht weit darauf fortgegangen, so begegnete er einigen Indianern: sie sagten ihm, daß der Cazike nur eine halbe Meile von da sich aufhielte; daß man aber bis dahin über einen sehr sumpfichten Ort, hernach durch einen sehr engen Weg gehen müsse. Diese Schwierigkeiten schreckten ihn nicht ab, er beschloß, sie zu übersteigen. Als er an dem Strande des Lachen war, bemerckte er einige Indianer in einem Kahne, und bat sie, eine Frau von ihrer Nation, die er mit sich gebracht, überzusetzen, und sie zu ihrem Oberhaupt zu führen. Sie machten erst Schwierigkeiten, endlich setzten sie sie über.

Des andern Tages zeigten sich zwey Kähne auf dem Lachen, in deren einen befand sich die Indianerin, und ein Verwandter des Cazikens, in Begleitung eines Trupps mit Lanzen und Degen bewaffneter Indianer. Als dieser Kahn sich dem Strande genähert, gieng Barrionuevo ganz allein auf ihn zu. Des Cazikens Verwandter, der Alfaro hieß, stieg allein an das Ufer, und befahl seinen Leuten, sich zu entfernen. Nachdem er den General begrüßt hatte, brachte er seine Entschuldigung an, warum der Kazike ihm nicht selbst entgegen gekommen wäre; er würde durch ei-

ne

ne Unpäßlichkeit abgehalten, und schmeichele sich mit der Hoffnung, der Spanische Herr würde den übrigen Weg vollends zurücke zu legen belieben. Der General war es zufrieden. Umsonst wolten ihn seine Leute zurücke halten: er nahm nur funfzehen Mann mit; seine Waffen waren nur eine Art von Sponton und sein Degen. Er machte keine Schwierigkeit, sich Alfaros Führung zu überlassen. Man führte ihn durch so rauhe und unwegsame Stege, daß er oft auf Händen und Füssen gehen muste. Seine ermüdeten Leute drangen in ihn, wieder umzukehren, indem sie ihm vorstellten, der Cazike wolle sie zum besten haben, oder umkommen lassen. Seine Antwort war: „Ich zwinge niemanden, wer sich fürchtet, „kan zurücke kehren. Ich will allein, wenns „so seyn muß, bis zum Ende gehen. Bey „Annehmung meines Auftrags sahe ich die „Schwierigkeiten voraus. Verliere ich „mein Leben dabey, so sterbe ich zufrieden; „denn ich habe meine Pflicht erfüllt.„ Ein solches Bezeigen, wobey man nicht den Nationalstolz des Spaniers gewahr wird, ist ein Beweiß, wie sehr ihnen Heinrich überlegen war.

Den Barrionuevo verliesen endlich die Kräfte, er muste eine Zeitlang ausruhen, um sie wieder zu sammlen. Doch die Waldung fieng unterdessen an sich zu erhellen,

und

und man wurde durch die Bäume Heinrichs Wohnung ansichtig. Alfaro gieng daher voraus, um bey dem Cazike anzufragen, ob er zu der Unterredung geneigt wäre. Heinrich verwieß seinen Vetter, daß er nicht einen Weg habe öffnen lassen, und ließ sogleich daran arbeiten: darauf schickt er zu dem General und ließ ihm sagen, er möchte ohne einiges Mißtrauen zu ihm kommen. Als Heinrich sahe, wie er so ganz mit Koth bespritzt, und so kraftloß war, daß er sich kaum auf den Füssen erhalten konte, so lief er ihm entgegen, und äuserte eine grosse Verlegenheit, ihm so viel Beschwerlichkeiten verursacht zu haben. Der General antwortete sehr höflich, bezeigte aber ein klein Mißvergnügen, daß man einem Mann von seinem Stande und einen Kayserlichen Abgeordneten, so übel behandelt hätte. Der Cazike verdoppelte seine Entschuldigungen, und indem er ihn bey der Hand faßte, führte er ihn unter einen grossen Baum, wo sie sich beyde auf baumwollene Decken niedersetzten. Sogleich kamen fünf Indianische Hauptleute, umarmten den General und setzten sich an die Spitze von sechzig, mit Schilden, Degen und Helmen bewaffneter Soldaten. Die Hauptleute prangten mit Federbüschen: ihre Harnische bestanden aus starcken rothgefärbten Sennen, die ihren ganzen Leib bedeckten. Nach einer kurzen Unterhaltung

hießen

hießen der Spanische General und der Cazike ihren Leuten bey Seite gehen. Man sagt, der Spanier hätte sich folgendermassen ausgedrückt: „Der Kayser, mein und „ihr Herr, der mächtigste aller Könige „der Welt; aber der beste unter allen Her„ren, und der alle seine Unterthanen als seine „Kinder ansieht, hat die traurige Lage, wor„ein sie, nebst einer grossen Anzahl ihrer Lan„desleute versetzt worden, nicht ohne von „dem lebhaftesten Mitleiden gerührt zu wer„den, vernehmen zu können. Der Scha„de, den sie den Castillianern, seinen ersten „und getreuesten Unterthanen verursacht ha„ben, hätte ihn zwar Anfangs aufgebracht: „allein, als er erfahren, daß sie ein Christ, „und mit guten vom Himmel empfangnen „Eigenschaften ausgerüstet wären, hat sich „sein Zorn gelegt, und an statt seines Unwil„lens, bezeigt er ein brennendes Verlangen „Ihnen Gesinnungen, die ihren Einsichten „gemäßer sind, einzuflößen. Er schickt mich, „sie zu ermahnen, die Waffen nieder zu le„gen, und ihnen eine algemeine Vergebung „anzubieten, die seine Gnade auf alle die, „welche sich zu ihrer Partey geschlagen ha„ben, verbreiten soll: zu gleicher Zeit aber, „habe ich den Befehl bey mir, sie, wenn sie „hartnäckigt in ihrem Aufstand verharren, „ohne Verschonung zu verfolgen, und ich „habe eine Macht mitgebracht es ausfüh„ren zu können. Das Schreiben, das ich

„mit-

„mitbringe, wird ihnen dieses noch besser er-
„klären. Sie wissen, wie viel es mir geko-
„stet hat, es ihnen zu überbringen: ich habe,
„um meinen Oberherren zu gehorsamen
„und ihnen meine Achtung zu bezeugen,
„den Beschwerlichkeiten und der Gefahr ge-
„trotzt; denn ich war versichert, man kön-
„ne sich einem Caziken vertrauen, der seiner
„Religion und seiner Geburt würdige Ge-
„sinnungen heget.„

Der Cazike hörte diesen Vortrag mit vieler Aufmerckſamkeit an, und empfieng das Kayserliche Schreiben mit Ehrerbietung. Er bat den General, es ihm vorzulesen. Barrionuevo that es so laut, daß es des Cazikens Soldaten hören konten. Carl der Fünfte gab Heinrichen den Titel Dom, und der wesentliche Inhalt seines Schreibens war, was der General versprochen hatte. Er versicherte die Indianer, woferne sie sich mit guter Art unterwürfen, so hätte die königliche Audienz Befehl, ihnen Ländereyen anzuweisen, wo sie mit allen Vortheilen des Ueberflusses und der Freyheit leben könten. Nachdem der General das Schreiben gelesen, gab er es dem Caziken zurück, der es küßte, und auf sein Haupt legte. Zu gleicher Zeit empfieng er den Geleits-Brief der königlichen Audienz. Als er den durchgelesen, erklärte er, er hätte allezeit den Frieden geliebt, und niemals an-
ders,

ders, als wegen der Nothwehre Krieg geführt; hätte er bis iezt, alle Aussöhnungs-Mittel ausgeschlagen, so wäre es darum geschehen, weil er keine Sicherheit gefunden, mit den Spaniern, die ihm ofte nicht Wort gehalten, in Unterhandlung zu treten; allein, da ihm der Kayser das seinige gäbe, so nähme er eine Gnade, die er zu verlangen sich nicht erkühnt hätte, mit tiefster Demuth an.

Als er zu reden aufgehört, nahete er sich seinen Leuten, zeigte ihnen das Kayserliche Schreiben, und sagte zu ihnen, er unterwürfe sich dem Willen eines grossen Fürsten, der ihm so viele Gnade zu erkennen gäbe. Ein grosses Freudengeschrey war ihre Antwort. Er trat darauf wieder zu dem Barrionuevo, und verglich sich mit ihm über folgende Artickel: Der Cazike wolle alle seine Unterthanen, die auf der Insel herumschwärmten, zurücke rufen; Er wolle sie dahin bringen, nach seinem Beyspiel den Kayser vor ihren Oberherrn zu erkennen; er wolle alle entlaufene Schwarzen aufsuchen lassen, und sie unter auszumachenden Bedingungen zu ihrem Herrn zurück zu kehren zwingen; er verspräche alle Indianer im Gehorsam zu erhalten, oder diejenigen, die sich ihm entzögen, wieder zu ihrer Pflicht zurück zu bringen; und, um sein Zutrauen an den Tag zu legen, wolle

er in das platte Land herab kommen, woselbst ihm die Audienz zu seinem Unterhalt eine der zahlreichsten Kayserlichen Herden übergeben solte. Da die Friedens-Handlungen mit den Indianern niemals anders, als mit einer Gasterey geschlossen werden, so hatte Barrionuevo Brandewein und Reiß herbey bringen lassen: die Indianer gaben Wildpret und Fische her. Die Freude war auf beyden Seiten ziemlich lebhaft. Heinrich und Mancia, seine Frau, rührten unterdessen unter Vorwand, sie hätten schon gespeist, nichts an. Diese Weigerung, die von einem Mißtrauen zeigte, beunruhigte den General: er hatte aber die Klugheit, sich nichts mercken zu lassen, und fand nur Aeusserungen der Aufrichtigkeit in des Cazikens Betragen, der ihm den Vertrag zu bestätigen, nach San Domingo zu kommen versprach. Nach geendeten Mahl ließ Heinrich den General durch alle der angesehnsten seines Heers bis zur Caravelle zurücke führen: er wolte so gar, daß einer seiner Hauptleute ihn bis nach San Domingo begleiten solte.

Des Barrionuevo Zurückkunft verursachte bey den Spaniern wegen der Hofnung, von der Indianer Wuth befreyet zu werden, eine unbeschreibliche Freude: des Cazikens Officier aber wolte nicht den geringsten Schritt thun, der seinen Herrn ver-

bindlich machen könnte, bevor er nicht wüßte, ob alles das, was er sähe, nicht eine verabredete List wäre. Er gieng von Hauß zu Hauß, um sich zu versichern, ob alle, wegen des geschlossenen Friedens einerley gute Gesinnungen hätten. Man merckte seine Unruhe, und die Liebkosungen, die man ihm erwieß, zerstreueten sie. Er kriegte so gar so viel Geschmack an dieser neuen Lebensart, daß er die zu seiner Rückkehr ihm vorgeschriebne Zeit vergaß. Dieses Aussenbleiben machte den Caziken unruhig, um zu wissen, was seinen Officier wol zurück hielte, näherte er sich der Stadt Azua, ließ den Einwohnern melden, er wolle sich mit einigen ihrer vornehmsten besprechen. Auf diese Nachricht vereinigten sich hundert Spanier, und giengen mit allen Freundschaftsbezeugungen zu ihm heraus. Man meldete ihm, daß der Officier, von dem er Nachricht zu wissen verlangte, seit einigen Tagen in Begleitung eines Castillianers, der mit der Vollmacht, den Vergleich zu vollziehen, versehen sey, durch die Stadt gegangen wäre. Er brach eilfertig auf, um seinen Officier und den Castillianer einzuholen. Er traf sie würcklich zu Xaragua, ietzt Leogane, an. Sie händigten ihm die Bestätigung des Friedens, nebst kostbaren Geschencken ein. Er sezte seinen Weg fort, und so bald er auf seinen Bergen zurücke gekommen war, überschickte er unter

einer zahlreichen Bedeckung eine Menge Schwarzen, die er hatte zusammen bringen lassen: aber unter verschiedenen Vorwand verschob er allezeit, nach San Domingo zu kommen.

Der Vater Bartholomei von Las Casas, dieser edelmüthige Beschützer der Indianer, von dem wir in dem XXI. Bande dieses Wercks geredet haben, konte dem Verlangen, den braven Heinrich, dessen Aufführung er ins Geheim billigte, wieder zu sehen nicht widerstehen. Er besuchte ihn auf seinen Bergen. Die Indianer nahmen seine Ankunft als einen Beweiß der spanischen Aufrichtigkeit an: ihre Freude brach bey dem Anblick ihres alten Beschützers aus. Las Casas hatte das Vergnügen, sich zu versichern, daß Heinrich noch den Grundsätzen der christlichen Religion zugethan wäre Dieser Cazike beklagte sich, er habe in seiner Einsamkeit nicht die Mittel gefunden, als ein Christ zu leben: er bekannte den Ordens-Geistlichen, sein gröster Schmerz wäre gewesen, viele Kinder ohne Taufe, und viele Erwachsene ohne Empfahung der Sakramente sterben zu sehen. Er sagte ihm, er hätte nicht einen einzigen Tag ermangelt, seine Gebete zu verrichten; er hätte auf das strengste alle Freytage gefastet. Er setzte hinzu, daß er bloß um der Religion einen Vergleich geschlossen,

schlossen, von dessen Folgen er befürchte, daß sie für das traurige Ueberbleibsel seines Volcks nicht unglücklich seyn möchten. Dieß war hinlänglich, den Las Casas mit neuem Eifer zu erhitzen. Er kehrte zum zweyten male nach Spanien, um sich der Indianer Sache vor den Füssen des Thrones, anzunehmen. Er erhielt von dem Kayser, zu Gunsten der Indianer, sehr weise Verordnungen, sie wurden aber in Peru sehr schlecht vollzogen.

Diejenigen, die diese Landschaft besonders angiengen, brachten mit sich; man solle die Indianer nicht zur Arbeit, weder in den Bergwerken noch bey der Perlfischerey zwingen, ihnen keine übertriebne Abgaben auflegen, und sie nicht zu Tragung schwerer Lasten antreiben, ein Gebrauch, der zum Verderb dieses elenden Volks mehr als alles übrige beytrug; daß diejenigen, die durch den Tod ihres Herrn, ihre Freyheit erhielten, keinem andern mehr, als dem Könige, angehören solten, und daß alle diejenigen, die bey Gelegenheit der Almagroschen und Pizarroschen Unruhen in würkliche Sklaverey gerathen, oder unter der Bischöffe, Klöster, Spitäler, und der Stadthalter rc. Bothmäßigkeit stünden, in Freyheit gesetzt werden solten.

Man errichtet eine Königliche Audienz in Peru.

Um diese Gesetze zur Vollstreckung zu bringen, errichtete man für Peru eine besondere Audienz, und gab dem Präsidenten den Titel eines Vicekönigs und General-Capitäns.

Die Bekanntmachung dieser neuen Verordnungen erweckte bey vielen Officieren Verdruß, denn sie hatten an den Streitigkeiten der Pizarros und der Almagros Theil genommen, und sahen sich nun ihrer Indianischen Sklaven beraubt, und dadurch von ihrem ganzen Vermögen entblößt. Viele brachten ihre Vorstellungen an den Stadthalter, welcher davor hielt, der Hof wäre übel berichtet worden; und um Mittel ausfindig zu machen, die Spanier zu frieden zu stellen, ohne sich den Kayserlichen Befehlen zu widersetzen, ließ er die ansehnlichsten Personen, die sich dazumal in Peru befanden, nach Los Reyes zusammenkommen. Man beschloß in dieser Versammlung, Abgeordnete nach Spanien zu schicken, um dem Kayser Vorstellungen zu thun: dieser Monarch aber, war für die Indianer so gut gesinnt, daß er in aller Eil einen neuen Vicekönig und Präsidenten nach Peru abgehen ließ um seine Verordnungen zur Vollstreckung zu bringen. Dieses war Blasco Nunez von Vela, ein Mann von einer grossen Fähigkeit, und einem festen bewährten Muth. Da die Verwalter der

Gesinnungen des Kaysers zum Besten der Indianer.

König-

Königlichen Einkünfte, seit der Endeckung von ihren Aemtern keine Rechnung abgeleget hatten, so schickte man mit dem neuen Vicekönig einen Ober-Rechnungs-Rath, ab. Dieser Beamte, dessen Auftrag allein schon in diesem Lande das Schrecken zu verbreiten fähig war, wurde vom Hofe genommen, woselbst er die Stelle eines Sekretärs des königlichen Raths bekleidete. Es war Augustin Zorate, eben derselbe, der die Eroberung von Peru geschrieben und in diesem Werke zum Wegweiser gedienet hat.

Vela und Zorate kamen den 10 Jenner im Jahre 1544. zu Nombre de Dios an. Sie fanden daselbst die Abgeordneten, welche die in Peru seßhaften Spanier nach Spanien sandten. Vela nahm sie in Verhaft, und legte Arrest auf ihr Gold, indem er sagte, er wolle wissen, wo es herkäme. Da diese Stadt nicht zu seiner Stadthalterschaft gehörte, so empörten sich die Einwohner, wider ein Unternehmen, das seine Vollmacht überschritt: er gab nach, und ließ die Verhafteten wieder loß. Von da gieng er nach Panama, und setzte alle Peruaner, die in der Sklaverey waren, in Freyheit, ließ sie auf Kosten ihrer Herren, zu Schiffe bringen um sie in ihr Land zurücke zu schicken. Gomara, Buch 5. Cap. 47. versichert, viele Indianer hätten sich aus Furcht, zurück-

geschickt zu werden, versteckt und gesagt, sie wolten einen Herrn haben.

Vela, der neue Peruische Vicekönig, setzt alle Peruaner in Freyheit.

Der Vicekönig gieng darauf nach Tumbez, gab allen Sklaven die Freyheit, nahm den Spaniern die Indianischen Beyschläferinnen, schafte die Auflagen ab, und befahl alles, was die Indianer brächten, zu bezahlen. Endlich befreyte er alle Indianer von der Tragung schwerer Lasten. Die Pizarros und die Almagros hatten ein Gesetz gegeben, vermöge dessen ein zu Fuße reisender Spanier, zu Fortschaffung seines Reisegeräths drey Indianer, und einer zu Pferde deren fünfe nehmen konte: die Caziken eines jeden Bezirks waren verbunden, den Reisenden nebst seinem Gefolge, umsonst zu beköstigen. Alle diese tyrannischen Anordnungen, wurden so eigenmächtig widerrufen, daß alle in Peru befindlichen Spanier einen Unwillen darüber faßten. Selbst die Geistlichen murrten: ein Mönch, der sich zu laut zu sprechen erkühnte, ward bey Nacht erwürgt. Der Vicekönig durchreißte alle Pflanzorte in Peru, und nahm eben dieselbe Abänderung daselbst vor. Die Officiere und Edelleute, die sich der Früchte ihrer Heldenthaten beraubt sahen, verfluchten ihn alle, und faßten einen unversöhnlichen Haß wider ihn. Zorate versichert, er hätte, als er von Truxillo abgereißt, folgende Ueberschrift unter Wegens angetrof-

troffen. „Derjenige, der mir mein Ver„mögen nehmen will, besinne sich noch ein„mal; denn er könte dabey sein Leben ver„lieren.„ Er wolte den Urheber davon ausforschen: seine Nachsuchungen aber waren vergebens.

Als Vacca von Castro die Gewaltthätigkeiten erfuhr, die Nunez von Vela vornahm, so fragte er seine Freunde um Rath, wie er sich hierbey verhalten solte. Alle, indem sie nur den Eingebungen ihres Eigennutzes folgten, riethen ihm, diesen ungerechten Nachfolger nicht zu erkennen, und sich rechtlich wieder einen Auftrag zu verwahren, der zu weiter nichts diente, als neue Unruhen zu verursachen: allein er hielte es für besser sich zu unterwerffen. Seine vornehmsten Officiere, die seine Entschließung wusten, nahmen den Weg nach Cusco, und ließen alles grobe Geschütz, das sie in den verschiednen Städten, durch die sie giengen, fanden, dahin schaffen. Der Vicekönig erfuhr, daß seine Verordnungen, alle Einwohner erbitterten, und die Bürger zu Los Reyes ihn in Verhaft zu nehmen beschlossen hätten, ließ daher öffentlich bekant machen, sein Vorsatz wäre, die mitgebrachten Gesetze zu lindern, die alten Einwohner in Peru bey dem Genusse ihrer Vorrechte zu lassen; genehmige den Aufsatz, worin man wider seine neuen Verordnungen die Apel-

 lation

lation ergriffen, und versicherte mit einem Eyde, alles zu thun, was zum Dienst des Kaysers, und zum besten des Staates gereichen würde. Diese Versprechungen verblendeten die Los Reyeschen Einwohner: sie giengen dem Vizekönig bis Guauca entgegen und begleiteten ihn nach Los Reyes, wo er mit vielen Anstalten eingeholet wurde. Man führte ihn unter einen Himmel aus goldnen Stoffe, in die Kirche: die Raths-Personen giengen in schöner Ordnung, mit den Zeichen ihrer Würde, und in langen carmosinatlaßnen und mit weissem Damast gefütterten Kleidern vor ihm her: man führte ihn mit eben demselben Prunk aus der Kirche nach seinem Pallast: das Stillschweigen aber aller Beywohnenden, gab ihr Mißvergnügen zu erkennen.

Die damals in Peru sich niedergelaßnen Spanier, hatten um desto mehr Ursach, in die Aufrichtigkeit des neuen Vicekönigs ein Mißtrauen zu setzen, da er gleich des andern Tages seinen Unwillen, den er sich nicht hatte merken lassen, ausließ. Er machte mit dem Vacca von Castro, von dem er glaubte, er hätte an den Berathschlagungen der Los Reyeschen Einwohner Theil genommen den Anfang, und ließ ihn in ein öffentlich Gefängniß setzen, unter dem Vorwande, er hätte seit Aufhebung seiner Gewalt, Begnadigungen

gungen unterschrieben und einige Aemter vergeben. Nur auf das Bitten vieler angesehenen Officiere, ließ er ihn in ein ansehnlicher Gefängniß führen: foderte aber den Fürsprechern eine beträchtliche Summe Geldes, zur Bürgschaft ab, und sequestrirte sein Vermögen. Als man ihn um Vollziehung seines Versprechens, in Ansehung der Gesetze bat, so war seine Antwort, es stünde nicht in seiner Macht, sie zu ändern, weil sie von dem Kayser selbst ausgegangen wären: er würde aber an Seine Majestät schreiben und ihr Vorstellungen thun. Viele Einwohner verließen aus Verdruß, sich betrogen zu sehen, Los Reyes um sich mit den Mißvergnügten zu Cusco zu vereinigen.

Errichtung der Königlichen Audienz zu Los Reyes oder Lima.

Bald darauf setzte man die Königliche Audienz ein, und der Vicekönig ließ prächtige Zurüstungen, zum feyerlichen Empfang des Siegels veranstalten. Es wurde in ein kostbares Kästchen gelegt, und von einem herrlich ausgerüsteten Pferde getragen, das unter einem Himmel von goldnen Stoffe, den die Rathspersonen der Stadt trugen, geführet wurde. Nach dieser Feyerlichkeit wurde die Königliche Audienz für rechtmäßig, angesehen, und man berathschlagte sich über die Geschäfte: allein der Vicekönig, der Präsident war, sprach von den Unruhen nichts, mit denen Peru bedroht wurde:

er begieng sogar Handlungen, die alle Räthe des Tribunals gegen ihn erbitterten. Da die Ueberschrift, die er auf seiner Reise gelesen, ihn an seine rachsüchtigen Anschläge erinnerte, so ließ er nochmals die genaueste Nachforschung anstellen, um den Urheber davon an den Tag zu bringen. Er erfuhr endlich, daß es ein Edelmann, Nahmens Anton von Solar wäre: er ließ ihn vor sich laden, warf ihm mit den schimpflichsten Ausdrücken seine Verwegenheit vor, ließ darauf einen Priester kommen, ihn Beichte zu hören, und befahl ihn an den Pfeiler einer Gallerie, die an dem öffentlichen Markte lag, zu hengen. Solar weigerte sich, den Priester anzuhören: sie stritten so lange mit einander, daß sich der Lerm davon in der Stadt verbreitete: der Bischof ersuchte den Vicekönig, die Hinrichtung aufzuschieben: Solar wurde ins Gefängniß geführt, aus den ihn nicht lange hernach die Räthe heraus ließen. Der Vicekönig unterstund sich nicht, seinen Zorn auszulassen; allein, er suchte Gelegenheit sich zu rächen, gab sogar Anlaß dazu, als sie sich nicht von selbst zeigte.

Unterdessen, daß sich das Gewitter zu Los Reyes zusammen zog, beschäftigte sich Gonzalo Pizarro, der Charcasche Stadthalter, einzig und allein mit der Sorge, den Frieden und Ueberfluß in seiner Provinz herr-

herrschen zu lassen. Auf die Nachricht von der Ankunft eines neuen Vicekönigs, und der Schärfe, mit welcher er verfuhr, entschloß er, nach Cusko zu gehen, unter dem Vorwande, Neuigkeiten aus Spanien zu erfahren, und das Beste seines Bruders Ferdinands, dessen Unglück er erfahren, zu besorgen. Während, daß er sich zu seiner Reise anschickte, erhielt er eine Menge Briefe, in denen man ihn ermahnte, das Land von der Unterdrückung zu befreyen: man gab ihm so gar zu verstehen, er wäre der einzige, der auf die Stadthalterschaft Anspruch machen könnte. Einige bothen ihm ihr Vermögen und ihre Armee an; andere berichteten, der Vicekönig hätte sich öffentlich anheischig gemacht, ihm den Kopf abschlagen zu lassen. Diese Briefe erweckten wieder bey ihm die Begierde, die er allezeit gehabt hatte, den Ober-Befehl in Peru zu führen: er brachte grosse Summen Geldes zusammen, warb zwey Compagnien Reuterey, und begab sich nach Cusco. Seine Gegenwart verursachte den übrigen Eroberern grosse Freude: alle Tage sahe man einige Los Reyesche Einwohner in diese Stadt ankommen, die sich heimlich des Vizekönigs Verfolgungen entzogen. Alle Tage wurden daselbst Versammlungen angestellt, worin man sich über die Mittel, der Tyranney Einhalt zu thun,

brath-

berathschlagte. Einige waren unterdessen der Meinung, man solle den Tyrannen, wenn er ja kommen solte, in die Stadt aufnehmen, und Abgeordnete nach Spanien senden, die um Milderung der Gesetze anhalten solten. Andere stellten vor, wenn man ihm annähme, so brächte er gewiß die Verordnung zur Vollziehung, und niemals würde man es dahin bringen können, das wieder zu vernichten, was er einmal fest gesetzet hätte. Nach vielem Zancken machte man den Pizarro zum Syndikus von Cusco. Unter diesem Titel wurde ihm aufgetragen, nach Los Reyes zu gehen, und der königlichen Audienz Vorstellung zu thun. Alle Einwohner der benachbarten Oerter wurden eingeladen, mit dem Cuscoschen gemeine Sache zu machen: allein, die von Plata blieben in der festen Entschliessung, den Oberherren zu gehorsamen.

Der Vizekönig macht Anstalt zum Kriege.

Als Nunez von Vela Nachricht eingezogen, was zu Cusco vorgieng, so liesse er Soldaten werben, brachte eine Armee bey nahe von sechshundert Mann zusammen, und gab seinem Bruder, Johann von Vela, den Befehl darüber. Er ließ Feuerröhre aus einer Mischung Eisen und den Metall von den Glocken verfertigen, die er, ohngeacht alles Murrens der Priester, aus der grossen Kirche genommen hatte. Er

über

übte alle Tage die Truppen, und machte falschen Lerm, um diejenigen zu kennen, denen er nicht trauen dürfte. Da ein blosser Verdacht ihm was würckliches zu seyn schien, so ließ er die vornehmsten Officiere einsperren: Vacca von Castro, dem er die Stadt zu seiner Gefangenschaft angewiesen, wurde zum zweyten mal in Verhaft genommen, und sehr enge verwahret.

Während dieser Zeit fuhr der Cuscosche Syndikus fort, Truppen zu werben, und Anstalten wider den Vicekönig zu treffen: er nahm so gar den Titel eines Generals an, und ernannte den Alfonso von Toro zu seinem Leutnant, dessen Ergebenheit für seine Familie ihm bekant war. Seine Armee, die sich auf fünf hundert Mann belief, hatte drey Standarten, eine mit dem Wappen des Kaysers, gegen den man noch seine Unterwürfigkeit an den Tag legen wolte, die andere mit dem Cuscoschen Wappen, und die dritte mit dem Pizarroschen. Die Stadt wolte er nicht eher verlassen, als bis er sich der Gesinnungen seiner Leute versichert hätte. Er ließ sie alle zusammen kommen, stellte ihnen vor: „Er und seine Brüder hätten Peru entdeckt, sie hätten es auf ihre eigne Kosten „erobert; sie hätten niemals aufgehört, dem „Spanischen Hofe ihre Unterwürfigkeit zu bezeu-

Zorate Buch 5. Cap. 4.

„bezeugen, und an denselben eine erstaunli-
„che Menge Gold und Silber zu übersen-
„den; sein Bruder Franz wäre ohne Vor-
„wurf gestorben; der Hof, weit entfernt,
„die Stadthalterschaft nach seinem Tode
„einem seiner Söhne, oder seiner Brüder
„wozu er sich doch anheischig gemacht, auf-
„zutragen, gäbe sie einem grausamen
„Mann, um sie ihres Vermögens zu be-
„rauben, weil die Verordnungen keine
„Ausnahme der Person machten; Vela
„wäre in der Absicht angekommen, ihm
„den Kopf abschlagen zu lassen, ihm, der
„sich niemals von seiner Pflicht entfernt,
„und der für seiner Majestät Dienst allezeit
„Eyfer und Treue gezeigt hätte; in der
„Heftigkeit eines Kummers, dessen gerech-
„te Empfindung jedermann fühlen müsse,
„hätte er mit der Bewilligung der Stadt
„Cusco beschlossen, selbst nach Los Reyes
„zu gehen, um seine, und so vieler braven
„Krieger Klagen, die nicht besser als er be-
„handelt würden, und ihre demüthigste
„Bittschrift an die Königliche Audienz ge-
„langen zu lassen, und im Nahmen des
„ganzen Landes Abgeordnete mit ihren
„Vorstellungen nach Spanien zu senden;
„er zweifle nicht, Seine Majestät würden
„gegen so grosse Uebel die geschwindesten
„Mittel anwenden, ja, wenn der Himmel
„zu ihrem Unglück zuliesse, daß Sie zu
„dem Geschrey ihrer getreuen Untertha-
„nen

„thanen ihr Ohr verschlößen, so wollten „sie den Entschluß fassen, seinen Befehlen „schlechterdings Gehorsam zu leisten; was „seine Reise beträfe, so gäben des Vicekö„nigs Drohungen und Zubereitungen satt„sam zu erkennen, daß man sehr unachtsam „handeln würde, vor ihm zu erscheinen, „ohne in der Verfassung zu seyn, sich wi„der seine Gewaltthätigkeiten zu schützen; „daher hätte die Stadt Cusco, ihm die „Vollmacht zugestanden, Truppen anzu„werben; er verspräche aber keinem Leid „zuzufügen, wenn er nicht angegriffen „würde, und alle, die unter seinem Befehl „stünden, zu der genausten Mannszucht „anzuhalten.

Diese Rede machte einen gleichen Eindruck, so wohl auf die Einwohner, als auf die Truppen. Alle versprachen ihm, sein Unternehmen mit Verlust ihres Guts und Lebens zu unterstützen. Er gieng an der Spitze seiner Truppen aus Cusco: allein, an eben demselben Tage, baten sich viele die Erlaubniß, auf einige Tage in die Stadt zurück zu kehren, aus; welche sich gleichwohl nicht wieder im Lager sehen ließen. Des andern Tages traten mehr als zwanzig, der ansehnlichsten Einwohner die Reise zum Vicekönig an, um ihm ihre Unterwerfung zu bezeugen. Auf diese Nachricht faßte Gonzalez, vom Schmerz durchdrungen, den

Entschluß, mit funfzig seiner Freunde, die sich, ihm zu folgen anbothen, nach der Provinz Charcas zurückzukehren. Eine weitere Ueberlegung hielt ihn aber davon ab. Er sagte zu seinen Untergebenen, man erwarte sie zu Los Reyes, sie würden daselbst nicht sobald angelangt seyn, so würden sie sehen, daß sich alles zu ihrem Besten erkläre, die Gerechtigkeit seiner Sache wäre ihm ein sicherer Bürge dafür. Sein Zutrauen machte den wankenden Gemüthern wieder Muth; er setzte seinen Marsch fort; da er sahe, daß sein grobes Geschütz solchen aufhielt, so ließ er es durch die Indianer tragen.

Die Langsamkeit seines Marsches brachte seine Armee wieder zu eben demselben Wankelmuth: viele Officiers stunden im Begriff, den Vicekönig um Gnade anzuflehen: ihr Vorsatz aber wurde entdeckt, und Gonzalo ließ ihnen die Köpfe abschlagen. Der Vicekönig ließ seiner Seits genaue Untersuchungen anstellen, um diejenigen, die Gonzalos Parthey begünstigten, auszuforschen, und verurtheilte sie auf die geringste Anklage zum Tode. Seine Grausamkeit und Ungerechtigkeiten empörten dergestalt die Gemüther, daß er sich zu Los Reyes nicht mehr für sicher genug hielt: er beschloß, diese Stadt zu verlassen, und sich nach Truxillo zu begeben. Die Räthe

sollten

sollten ihm folgen, sie weigerten sich aber; der Streit ward von beyden Seiten hitzig; man griff zu den Waffen; alle Soldaten verließen den Vicekönig; man versicherte sich seiner; beschloß, ihn wieder nach Spanien zurück zu schicken, und gab Gonzalez von allem Vorgegangenen Nachricht. Alsdenn ernannten ihn die Offiziers seiner Armee zum Stadthalter von Peru, mit Bedrohung, die Stadt Los Reyes der Plünderung Preiß zu geben, falls ihn die Räthe nicht dafür erkennen würden. Auf diesen Vorgang versammelten sich die vornehmsten Einwohner zu Los Reyes, und ruften ihn, mit der Räthe gemeinschaftlichen Zustimmung, öffentlich für den Stadthalter aus. Als man Gonzalon die Urkunde davon mitgetheilt hatte, so gieng er nach Los Reyes oder Lima ab; es scheint, als ob dieser letztere Name damals anfieng, den Vorzug zu kriegen.

Gonzalez von Pizarro wird zum Stathalter von Peru erwählt.

Pizarro hielt in diese Stadt einen pomphaften Einzug. Den Eid der Treue an den König, legte er in der Räthe Hände ab. Er überließ ihnen alle Justizsachen, um sich allein mit den Kriegs- und Regierungsgeschäften abzugeben. Stadthalterschaften unter seine Anhänger auszutheilen, war seine erste Sorge. Man brachte in Vorschlag, Abgeordnete nach Spanien, im Namen aller in Peru befindlichen Spa-

nier, abzusenden, um seiner Majestät, wegen der letztern Ereignisse, Rechenschaft zu geben; allein die Matrosen, die auf dem Schiffe waren, deren man sich bedienen wollte, lichteten den Anker und stachen in See. Alle, von denen man muthmaßte, daß sie von dem Anschlag der Matrosen etwas gewust, wurden angehalten und eingezogen; einigen Tagen hernach wurden sie wieder auf freyen Fuß gestellt. Man rüstete eilig für die Abgeordneten, die man nach Spanien schicken wollte, ein anderes Schiff aus, und gab dessen dem Bachicao. Er richtete seine Fahrt gegen Tumbez, wohin der Vicekönig zu entkommen, Mittel gefunden. Als dieser die Ankunft des Bachicao vernahm, so ergriff er mit funfzig Freunden, die Glück und Unglück mit ihm zu theilen sich vorgenommen, die Flucht. Bachicao setzte seine Fahrt fort. Der Vicekönig begab sich nach Quito, wo er die Befehle des Hofs abzuwarten beschloß: allein er änderte auf falsche Nachrichten, die man ihm von Lima gab, seinen Entschluß gar bald; zu Folge dieser Nachrichten hieße es, verabscheue man Pizarron wegen seiner Erpressungen und Grausamkeit in dieser Stadt, und die Einwohner erwarteten nur eine günstige Gelegenheit, sich wider ihn zu erklären. Die Freude, die Vela über diese Nachricht empfand, verblendete ihn, er glaubte sein Ansehen sogleich wieder zu erhalten,

Der Vicekönig, der glücklich entwischt war, will seinem Anhange wieder aufhelfen.

erhalten, und sich an seinen Feinden rächen zu können. Er setzte sich in Marsch, schlug einige Partheyen, die Pizarro, Velas Verhalten auszukundschaften, voraus geschickt hatte; machte zu Sanct Michael Halte, woselbst er von den Einwohnern mit Freuden aufgenommen wurde. Seine Hoffnung vergrößerte sich immer je mehr und mehr, allein er war von seinem Ziele weit entfernt.

Gonzalez Pizarro rückt gegen ihn an.

Als Pizarro von seinem Marsch Nachricht eingezogen hatte, so machte er alle nöthige Zubereitungen, ihn aufzuhalten, setzte sich an die Spitze seiner Truppen und ließ zu Lima, unter Kommando eines Offiziers, auf dem er sich verlassen konnte, nur eine Besatzung von vier und zwanzig Mann. Nach einem beschwerlichen Marsch, kam er vor St. Michael an. Da der Vicekönig merkte, daß seine Truppen, die nur aus Neuangeworbenen bestunden, gegen im Kriege wohl geübte Soldaten nichts ausrichten würden, so ließ er sie aus der Stadt ziehen, und bediente sich der Nacht, um sich in den Bergen bey Caxas zu setzen. Pizarro folgte ihm noch die Nacht, auf der Spur, machte verschiedne Gefangene, konnte ihn aber nicht einholen, weil die Furcht den Vicekönig zur größten Eilfertigkeit antrieb. Unterdessen setzte Pizarro seinen Marsch, auf der Seite von Quito

 fort,

fort, weil er nicht zweifelte, daß Vela daselbst sollte stehen bleiben. Seine Armee wurde alle Tage größer, und so beträchtlich, daß dem Vicekönig keine Hofnung übrig blieb, ihm Widerstand thun zu können, daher fand er es nicht für gut, ihn zu Quito zu erwarten. Pizarro kam ohne den geringsten Widerstand hinein. Er fand daselbst eine Menge Lebensmittel, und in den Bergwerken einen großen Vorrath. Er bemächtigte sich aller Indianer, die den Vornehmsten des Landes angehörten, mit dem Vorwand, sie hätten den Vicekönig begünstigt, nahm alle Kroneinkünfte, und plünderte so gar die Gräber.

Unterdessen, daß er mit der Plünderung der Quitoschen Einwohner zu thun hatte, flohe der Vicekönig noch immer, und kam zu Popayan an. Pizarro verfolgte ihn noch einige Meilen, und kehrte wieder nach Quito zurücke. Die Geschichte gedenkt keiner so hartnäckigen und langwierigen Nachsetzung. Zorates versichert, daß sie auf ihrer Flucht mehr, denn tausend Meilen zurück gelegt gehabt. Um sich wegen der Beschwerlichkeiten schadlos zu halten, so überließ sich Pizarro nebst seinen Soldaten den grösten unmäßigsten Ausschweifungen: man will versichern, der Stadthalter habe einen Quitoschen Bürger, in dessen Frau er verliebt war, umbringen lassen.

Seine Ausschweifungen, seine Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten brachten, so wie es nicht anders kommen konnte, die meisten Officiere und Stadthalter gegen ihn auf; schon hörte man an verschiednen Orten in Peru murren. Pizarro trug dem Hauptmann Carvajal auf, den gährenden Aufruhr zu dämfen. Er konnte seine Rache nicht grausamern Händen anvertrauen. Carvajal begab sich zuerst nach Sanct Michael. Die vornehmsten Einwohner giengen ihm entgegen und führten ihn, in die für ihn zubereitete Wohnung. Er bat sie mit hinein zu treten, indem er sagte, er müste ihnen einige Befehle bekannt machen. Als er die Thüre hatte zuschließen lassen, so ließ er sich gegen sie verlauten, der Stadthalter beklage sich, daß sie allezeit seinem Besten entgegen gewesen, und daß sie dem Vicekönig ihm vorgezogen hätten, sein erster Entschluß wäre zwar gewesen, die Stadt mit Feuer und Schwerdt zu verwüsten; allein da er bedacht hätte, daß die Rathspersonen und die vornehmsten Einwohner, deren Rath oder Befehle das Volk hingerissen hätte, die schuldigsten wären, so wäre es billig, eine gewisse Anzahl darunter zu wählen, die zum Beyspiel dienen sollten, und er schränke sich auf die gegenwärtigen ein. Er hörte weder ihre Entschuldigungen, noch ihr Flehen an, sondern sagte, weil sie nur noch einen Au-

genblick zu leben hätten, so möchten sie beichten. Die Priester erschienen, und ein sehr geschickter Licentiat fieng an, sie zum Tode zu zubereiten. Das Gerücht, von dieser Scene des Entsetzens verbreitete sich in der Stadt; die Frauen der Gefangnen kamen mit ängstlichem Geschrey herbey gelaufen. Carvajal ließ sich erbitten; allein er zog das Vermögen derjenigen ein, die er hatte wollen hinrichten lassen. Von da gieng es nach Truxillo, Guamanga, Cusco und Lima, und er ließ in jeder von diesen Städten dieselben Schreckensscenen spielen. Er ließ diejenigen, die so unglücklich waren, seinen Haß oder seinen Verdacht zu erregen, entweder hinrichten, oder beraubte sie ihres Vermögens. Man erzählt, er habe auf sehr übel gegründete Beschuldigungen, funfzehn der vornehmsten Einwohner zu Lima auf eine grausame Art foltern lassen.

Während daß Pizarro und seine Unterbefehlshaber die schrecklichsten Grausamkeiten in Peru ausübten, so verstärkten sich die Truppen des Vicekönigs von Tag zu Tage zu Topojan, woselbst er noch immer blieb. Pizarro bekam davon Nachricht, und beschloß, ihm einen Fallstrick zu legen, um sich von so einem gefährlichen Feinde loszumachen. Seine Leute streuten auf seinen Befehl aus, er stünde im Begrif, nach

der,

der, am andern Ende des Königreichs liegenden Provinz, Garcas, zu gehen, wo seine Gegenwart schlechterdings nothwendig wäre, um die darin entsponnenen Unruhen beyzulegen, und er würde nicht mehr als drey hundert Mann zu Quito, unter Kommando des Puelles zurücke lassen. Er machte Zubereitungen, theilte unter die Soldaten, die ihn begleiten sollten, Geld und Lebensmittel aus, und um die Karte desto besser zu verstecken, so zog er, an ihrer Spitze, aus; machte aber nach zwey oder drey Tage Reisen von Quito, Halte.

Verschiedne Indianer, die bey seiner letzten Musterung zugegen gewesen, brachten die Rede von seinem Abmarsch unter die Leute. Sie kam zu des Vicekönigs Ohren, der, da er sich an der Spitze von mehr als acht hundert Mann befand, glaubte, daß er bey einer dem Puelles so überlegenen Macht sich wieder zu Quito fest setzen könnte, und weil er glaubte, Pizarro wäre schon davon weit entfernt, so nahm er keinen Anstand, an der Spitze seiner Truppen auf diese Stadt los zu rücken, um sich selbiger zu bemeistern. Pizarro hatte ihm Indianer, die auf seiner Seite waren, entgegen geschickt; und daher kam es, daß er bis auf funfzehn Meilen von Quito anrückte.

Pizarro erfuhr nicht ohne Erstaunen, daß die Anzahl der feindlichen Truppen so beträchtlich wäre; allein, da er sich auf die Tapferkeit der seinigen, mit denen er zu überwinden gewohnt war, verließ, so zauderte er nicht, sich Quito zu nähern. Der Vicekönig erfuhr gar bald, daß er war betrogen worden: er wuste aber zu gleicher Zeit, daß die Pizarrosche Armee sich nur auf siebenhundert Mann belief, und beschloß daher, es zum Treffen kommen zu lassen. Er rückte bis auf zwey Meilen von Quito an, erwartete die Nacht, und zog in die Stadt, während daß alles im Schlafe begraben war.

Den Augenblick, als Pizarro davon Nachricht erhalten, brach er mit dem Entschluß auf, dem Vicekönig allenthalben, wo er ihn anträfe, sogar in der Stadt, ein Treffen zu liefern, ohne sich dabey, wegen der Schwierigkeiten und der Gefahr zu beunruhigen. Da auf der andern Seite der Vicekönig sahe, daß die Zeit zu kurz sey, die Einwohner in sein Interesse zu ziehen, so beschloß er mit einem male, es auf ein Treffen ankommen zu lassen. Mit keckem entschloßnem Muthe, als wäre er des Sieges gewiß, zog er aus der Stadt heraus. Zarate läßt ihn bey dieser Gelegenheit eine Rede halten, die gar nicht wider die Wahrscheinlichkeit läuft. „Ich will Euch, meine

„Freun-

„Freunde, nicht mit bloßen Worten auf„fodern: Thaten sollen uns unter einander „Muth zusprechen. Ich bin überzeugt, „daß Ihr Eure Schuldigkeit thun werdet; „seyd versichert, daß auch ich, die Meinige „thun werde. Wir dienen unserm Monar„chen, unserem gemeinschaftlichen Herrn, „und seine Sache, ist hier die Sache Gottes: „nicht anders, es ist die Sache Gottes.„

Treffen bey Quito.

Sogleich rückte er gegen den Feind, der eben dieselbe Bewegung vornahm; der Angriff geschah von beyden Seiten mit gleicher Wuth. Die Reuterey fieng an: Erst brach man die Lanzen, hernach kam es zum Degen, zu den Aexten und zu den Streitkolben. Das Fußvolk that mit erschrecklichem Geschrey, fast zu gleicher Zeit den Angriff; die Todten fielen bey des Vicekönigs Armee zusehends; doch fochten seine Truppen nicht mit weniger Verbitterung, und machten den Sieg mit einem Muthe streitig, den man nicht von neuen Truppen erwartet hätte. Er flößte ihnen durch sein Zurufen und durch sein Beyspiel Muth ein; allein ein Beilhieb über den Kopf stürzte ihn vom Pferde herunter. Seine Leute, die ihn für todt hielten, verloren sogleich den Muth, und waren nur auf die Flucht bedacht. Er blieb einige Zeit auf der Wahlstatt liegen, ohne erkannt zu werden. Ein Küster aus Quito, gieng von ohngefähr

Tod des Vicekönigs

bey ihm vorbey, sahe ihn an, um zu wissen wer er wäre. Der Vicekönig sagte: „Rettet mein Leben, ich bin der arme Vicekönig.„ Der Küster gab ihm zur Antwort: „Ha! Euch suchen wir eben.„ Sogleich gieng er, und gab einem Officier, dessen Bruder der Vicekönig hatte erwürgen lassen, davon Nachricht. Der Officier ließ ihm, von einem seiner Sklaven, den Kopf abhauen. Diese Schlacht geschah den 16ten Jenner 1546. Es blieben in dem Treffen auf des Vicekönigs Seite, ohngefähr zwey hundert Mann, und die Geschichtschreiber versichern, daß Pizarro nur sieben Mann dabey verloren habe.

Pizarro läßt ihn mit Ehrenbezeugungen zu Grabe bringen.

Pizarro betrug sich nach einem Siege, der ihn zum unumschränkten Herrn von Peru machte, mit vieler Mäßigung. Einige seiner Officiere hatten des Vicekönigs Kopf nach dem Galgen bringen lassen; andere hatten seinen Bart ausgezupft, und machten sich eine Ehre daraus, Haare davon an ihren Hüten zu tragen: Pizarro verwies es ihnen, ließ den Kopf aufsuchen, und ihn samt dem Körper mit Ehrenbezeugungen zur Erde bestatten. Den folgenden Tag sahe er eine große Menge von des Vicekönigs Anhängern kommen, um sich ihm zu unterwerfen. Er ließ verschiednen Gnade wiederfahren, einige aber, ein Beyspiel zu geben, auch tödten.

Ein

Ein feyerlich angebotner General-Pardon, nebst verhältnißmäßig ausgetheilten Belohnungen, bewegte vollends alle Vicekönigliche Soldaten, sich wider unter Pizarros Fahne zu stellen. Er schickte eilig Kuriers ab, um allenthalben seinen Sieg anzukündigen und seine Anhänger wieder anzufrischen.

Der Hauptmann Carvajal, der in den verschiednen Städten Perus, Grausamkeiten zu verüben, bemüht war, hatte an dem Treffen bey Quito keinen Theil genommen. Er fand Gelegenheit, Pizarron einen Dienst zu erweisen, der ihn mit Ruhm würde bedeckt haben, wenn er ihn nicht mit seiner Grausamkeit und seinem Geitze befleckt hätte. Verschiedne Haufen, die der unglückliche Vicekönig nach verschiednen Orten, auf neue Entdeckungen ausgeschickt hatte, waren zusammen gestoßen; viele aus dem Treffen bey Quito geflüchtete Soldaten hatten sich verstärkt, und machten ein ziemlich beträchtliches Chor aus. Carvajal bekam davon Nachricht, brachte Soldaten zusammen, marschirte gegen sie, hob verschiedne einzeln herumstreifende Partheyen auf, und als sie sich zum Besten ihrer Sicherheit zusammen gezogen hatten, so schloß er sie, nach und nach, an einem Orte ein, wo sie sich nicht vertheidigen konnten: unterdessen wollten sie sich doch gegen seinen Angriff weh-

wehren: sie wurden aber auf der Stelle geschlagen: Die Anführer kamen in des Siegers Gewalt, der so grausam war, ihnen die Köpfe herunter schlagen zu lassen.

Das Glücke schien diesem Abentheuerer bey jedem Schritte zu führen; nach seinem Siege zog er sich seitwärts Plata, der Hauptstadt des Landes Charcas, und erfuhr daselbst, man habe achtzehn Meilen von da, die reichen Potosischen Bergwerke gefunden. Er war viel zu gierig, als daß er sich diese Nachricht nicht hätte zu Nutze machen sollen. Er verfügte sich dahin, und bemächtigte sich derselben, und auch einer großen Menge Indianer, die darinne arbeiteten. Er war aufrichtig genug, diese unermeßlichen Reichthümer mit Pizarron zu theilen, und den Königlichen Fünften heben zu lassen.

Pizarro glaubte, es sey sehr seinem Vortheil gemäß, sich nach der Hauptstadt zu begeben, und die Stadthalterschaft zu Quito, einem Manne anzuvertrauen, auf dem man sich verlassen könnte. Er brach demnach mit einem Theil seiner Armee nach Lima auf, wurde daselbst mit königlicher Pracht aufgenommen. Einen zuverläßigen Beweis, daß Gonzale Pizarro nicht eine so erhabne Seele, wie sein Bruder Franz gehabt, kann man darin finden, daß er durch sein Glück ganz unerträglich aufgeblasen

blasen ward. Er hielt sich eine Wache von fünf und zwanzig Hellebardirern und vielen Reutern, die stets in Bereitschaft waren, seine Befehle zu vollziehen. Niemand durfte sich in seiner Gegenwart niedersetzen; selten zog er vor jemanden den Hut ab; seine Verweise, oder seine Befehle waren fast immer mit Schmähworten begleitet. Endlich wurden diejenigen, die für ihm die größte Ergebenheit gezeigt hatten, nach und nach kaltsinnig: er war sogar so unvorsichtig, die Kriegsleute vor den Kopf zu stoßen. Er merkte in der Folge, daß er Unrecht hatte: es war aber nicht mehr Zeit, es wieder gut zu machen.

Zarate, Buch 6, Cap. 2.

Karl der Fünfte schickt einen neuen Vicekönig nach Peru.

Unterdessen gab sich Karl der Fünfte viele Mühe, denen in Peru herrschenden Unordnungen abzuhelfen. Da ihm des Vicekönigs Tod nicht bekannt war, so beschloß er ihn abzusetzen, und ihm einen Mann von gemäßigterem Karakter zum Nachfolger zu geben. Er warf seine Augen auf Petern von Gasca, einen Inquisitionsrath, der sowohl in Staatsgeschäften, als in Religions Sachen sehr wohl bewandert war. Man gab ihm nur schlechtweg den Titel eines Präsidenten der königlichen Audienz, weil man wollte, daß er anfangs alle nur mögliche Mittel zur Aussöhnung versuchen sollte: allein, er hatte geheime Befehle, die ihn Truppen anzuwerben, be-

rech-

rechtigten, so bald sie zu Unterstützung seines Ansehens nöthig seyn würde. Dieser Präsident gieng ohne einige Kriegszurüstung ab, und kam zu Nombre de Dios an. Der daselbst kommandirende Officier empfieng ihn mit aller einem Königlichen Minister schuldigen Achtung, und bot ihm an, ihn mit allen unter seinem Befehl stehenden Truppen nach Panama zu begleiten. Gasca gab ihm die Antwort, seine Priesters Würde erlaube ihm nicht, den Weg der Waffen einzuschlagen; übrigens brächten es seine Befehle mit sich, in Peru den Frieden herzustellen, nicht aber einen Krieg daselbst zu erregen; da die Eroberer sich bey Hofe über die übermäßige Strenge des Vicekönigs beklagt hätten, so wäre es sehr billig, bekannt zu machen, mit was für Sanftmuth Seine Majestät ihnen zu Hülfe eilten. Er setzte hinzu, er könne sich nach einer solchen Erklärung nicht vorstellen, daß noch ein einziger Spanier seyn sollte, der nicht lieber zu seiner Pflicht zurücke kehren würde, als für einen Rebellen wollte gehalten werden. Vergebens stellte ihm der Officier vor, die gelinden Mittel wären nicht die sichersten, er blieb bey seinem Entschluß.

Zarate Buch 6, Cap. 6.

Das Gerücht von seiner Ankunft zu Nombre de Dios, breitete sich bald bis nach Panama aus, und verursachte den Officieren daselbst vielen Kummer und Unruhe.

ruhe. Er begab sich dahin, wurde anfangs daselbst mit vielem Kaltsinn empfangen; allein, da er sich über nichtsbedeutende Formalitäten wegsetzte, so fand er ein Mittel, mit dem Statthalter und den Officieren in Unterredung zu kommen; er hatte die Geschicklichkeit, sie zu seinem Besten einzunehmen, sprach hernachmals in Gegenwart aller ganz offenherzig. Mit eben derselben Klugheit erwarb er sich die Liebe der Soldaten. Gasca sahe wol, daß sein Werk nicht zur Vollkommenheit gedeyen würde, bevor er Pizarro und den Peruschen Einwohnern nicht die Kayserlichen Befehle mitgetheilt hätte. Er besuchte oft den Statthalter, und wuste sich so gut in ihm zu schicken, daß er seine Bewilligung erhielt, an Pizarro zwey Schreiben, die er schon fertig hatte, zu überschicken; eins von Sr. Majestät, das andere von ihm selbst. Diese wichtigen Briefschaften wurden dem Peter Hernandez Paniaga aufgetragen. Die Geschichte hat uns solche aufbehalten. Der Leser wird ohne Zweifel nicht ungerne sehen, wenn er hier zwey Denkmale von der Staatskunst Karl des Fünften, und seines Ministers, finden wird.

Der König.

Schreiben Carls des V. an Gonzalez Pizarro.

„Gonzalez Pizarro! Durch euer Schreiben, und durch einige andere Nachrichten,

„haben

„haben Wir die Peruschen Bewegungen
„und Unordnungen erfahren, die in allen
„Provinzen dieses Landes, nach der An-
„kunft des Blasco Nunez von Vela, den
„Wir in der Würde eines Vicekönigs da-
„hin geschickt hatten, und zugleich nach der
„Ankunft der mit ihm abgegangnen Räthe
„des Königlichen Raths, vorgegangen sind.
„Uns ist bewust, daß das alles daher ent-
„standen, weil man die neuen Verordnun-
„gen mit zu vieler Schärfe durchsetzen wol-
„len. Man hat Uns versichert, eure Mei-
„nung und die Meinung derjenigen, die
„euch gefolgt sind, wäre nicht gewesen, sich
„Unserm Dienste zu widersetzen, sondern
„euch nur der übermäßigen Schärfe und
„unerbittlichen Härte des Vicekönigs zu
„widersetzen, der keinen Ermahnungen und
„Bitten im geringsten Gehör geben wollen.
„Da Wir wohl unterrichtet sind, und al-
„les vernommen haben, was ihr und
„der Abgeordnete der Provinzen haben vor-
„bringen wollen, so haben Wir für gut
„befunden, den Licenciat Gasca, Rath
„bey Unserem Inquisitions Gerichte, in der
„Würde eines Präsidenten abzuschicken,
„welchen Wir den Auftrag und die Voll-
„macht ertheilt, alles, was er zur Ord-
„nung und zur Ruhe für dienlich erachten
„wird, ins Werk zu setzen, sowohl in An-
„sehung Unserer Unterthanen, denen Wir
„sich daselbst anzubauen, erlaubt haben,
„als

„als auch der Landeskinder. Wir wollen „und befehlen demnach ausdrücklich, dem „Licenciate in allem was er euch in Unse„rem Namen verordnen wird, zu gehorsa„men, so, als wenn ihr den Befehl dazu „aus Unserem eigenen Munde empfienget; „ihm beyzustehen und ihm hülfliche Hand „und Beystand zu leisten, in allem wo es „zu Vollziehung Unseres Willens wird nö„thig seyn, den er euch zu erkennen geben „wird, und dem ihr zu Folge des Ver„trauens, das Wir in eure Treue setzen, „nachkommen sollt, indem Wir euch ver„sichern, Uns der Dienste zu erinnern, die „ihr und euer Bruder, Don Franz Pi„zarro, Uns geleistet haben, um seinen Kin„dern und seinen Brüdern die Wirkung „Unserer Gnade zu erkennen zu geben. Ve„nelo, den 16 Februar 1546. Ich, der „König. Auf Befehl Seiner Majestät, „Franz von Eraso.

Des Präsidenten Schreiben wird in Spanien für ein Meisterstück der Beredtsamkeit und Klugheit gehalten. Es führt zur Aufschrift: An den Hochedelgebornen Herren Gonzalez Pizarro in der Stadt Los Reyes.

Des Präsidenten Gasca Schreiben, an Gonzalez Pizarro.

„Mein Herr! Da ich in der Hoffnung „gestanden, so bald als möglich nach Peru „abzureisen, so habe ich ihnen das Schrei-

 „ben

„ben Seiner Kayserlichen Majestät unseres „rechtmäßigen Oberherrens zu überschicken, „bis jetzt Anstand genommen. Auch habe „ich meine Ankunft ihnen zu melden, des„wegen Bedenken getragen, weil es mir „der Seiner Majestät schuldigen Ehrfurcht „und Unterwürfigkeit gemäßer zu seyn schien, „ihnen selbst ihr Schreiben einzuhändi„gen, ohne eines von mir vorangehen zu „lassen; unterdessen da ich, mein Herr, „meinen Aufenthalt zu Panama zu ver„längern, mich genöthigt sehe, um die vor„gegangnen Begebenheiten, und die gegen„wärtigen Umstände in Ueberlegung zu zie„hen, so mag ich es nicht länger aufschieben, „ihnen Seiner Majestät Schreiben zu „übersenden, dem ich gegenwärtiges bey„füge. Beyde werden ihnen von Peter „Hernandez Paniaga, einem verdienst- und „ehrenvollen Manne, der sich unter die Zahl „ihrer Diener und Freunde rechnet, über„reichet werden.

„Ich kann ihnen, mein Herr! die „Versicherung geben, daß man alles, was „in Peru seit der Ankunft des Vicekönigs „Blasco Nunez von Vela vorgefallen ist, „in Spanien in reifliche Erwägung gezo„gen, und daß nach langen und ernsthaf„ten Ueberlegungen, Seine Majestät auf „den gethanen Vortrag der Räthe, nach„dem Sie alles mit Ihrer gewöhnlichen „Weis-

„Weisheit erwogen, den Ausspruch gethan „haben, es stünde gar nicht zu glauben, „daß man von aufrührischen und unge„horsamen Gesinnungen zu alle dem, was „vorgegangen wäre, sey verleitet worden; „sondern daß die in Peru sich niedergelaß„nen Spanier sich berechtiget gehalten, der „unbiegsamen Strenge des Vicekönigs „Einhalt zu thun, um Zeit zu gewinnen, „auf ihre Vorstellungen die Befehle Sei„ner Majestät zu erhalten. Dieses scheint, „mein Herr, auch aus dem Schreiben „zu erhellen, welches sie an Seine „Majestät abgelassen haben, und worin „sie Demselben zu erkennen geben, daß, „wenn sie den Titel eines Statthalters „angenommen hätten, so wäre es geschehen, „weil sie ihn von dem Königlichen Rath „im Namen und unter dem Siegel Sei„ner Majestät erhalten haben, und zwar „als eine Bedienung, die sie berechtigte, „Höchstdenselben die wichtigsten Dienste „zu leisten, ja, die sie nicht einmal ohne „Seiner Majestät Schaden ausschlagen „konnten; weil sie endlich keine andere Be„wegungsgründe, solche anzunehmen, ge„habt hätten, als diese, so wären sie mit „aller einem treuen Unterthanen geziemen„den Unterwürfigkeit entschlossen, den ersten „Befehlen zu gehorchen, die Höchstdiesel„ben ihnen zusenden würde.

„Auf alles dies Rücksicht genommen, „hat es Seiner Majestät gefallen, mich „aus Spanien abzuschicken, um die Ruhe „in dem Lande, durch Widerrufung der „Verordnungen, die es verwirrt hatten, „wieder herzustellen, mit der in Dero Na= „men ertheilten Vollmacht, das Geschehene „zu vergeben, und der Einwohner Mei= „nung über das Vergangne und Zukünftige „zu vernehmen. Was die anbetrift, die „man unmöglich sich hier wird können an= „bauen lassen, so habe ich Befehl, sie, um „den daraus entstehenden Schwierigkeiten „abzuhelfen, auf neue Entdeckungen aus= „zuschicken, welches ihnen Mittel an die „Hand geben wird, Ehre und Reichthü= „mer, nach dem Beyspiel derer, die ihnen „vorgegangen sind, zu erwerben.

„Ich ersuche sie, mein Herr, darüber „ernsthafte Betrachtungen anzustellen. Da „Sie allezeit viel Eifer für Peru und sei= „ner Einwohner Interesse bezeiget haben, „so müssen sie Gott danken, der in einer „so kitzlichen Sache nicht zugelassen, daß „Seine Majestät und diejenigen, so die Eh= „re haben, um Höchstdieselben zu seyn, „nicht eins und das andre in ihrem Ver= „halten, als Empörung gegen die rechtmä= „ßige Obergewalt angesehen haben. Mein „Herr, wenn Seine Majestät, dieser ächt= „christliche Fürst, der allezeit ein Freund

„der

„der Gerechtigkeit gewesen, ihnen das,
„was ihnen gehört, das, worum Sie
„in ihren Bittschriften bey Höchstdensel-
„ben anhalten, bewilligt, indem Er sie von
„den Verordnungen, die ihre Beschwer-
„den veranlaßt haben, befreyet; so ist es
„ihrer Seits sehr billig, daß sie die
„Schuldigkeit eines guten und getreuen
„Unterthanen gegen Ihm beobachten, so,
„daß sie ihre Treue durch einen ehr-
„furchtsvollen Gehorsam gegen Seine Be-
„fehle an den Tag legen. Wie könnten
„sie sonsten auf die Würde eines Christen
„Anspruch machen, der ein aufrichtiger Die-
„ner Gottes, der ihnen unter Bedrohung
„ewiger Strafen befiehlet, jedem zu leisten,
„was ihm gebühret, insonderheit aber Ge-
„horsam den Königen? Nicht weniger ver-
„bindet sie der Stand eines Edelmanns
„dazu. Sie wissen, mein Herr, daß die-
„jenigen, die ihnen diesen rühmlichen Tit-
„tel hinterlassen, solchen durch ihre Treue
„gegen den Fürsten und durch ihre Dien-
„ste erworben haben, davon der Adel zu-
„gleich der Beweis und auch die Beloh-
„nung ist. Wollten sie wohl von einer
„Tugend ausarten, davon das Beyspiel
„in ihrem Geblüte ist, und wollten sie
„wohl ihrer Familie einen Fleck anhän-
„gen, der ihren Ruhm verdunkeln wür-
„de? Hat ein ehrlicher Mann, nach dem

 „ewigen

„ewigen Heil seiner Seele wohl etwas, das
„ihm theurer wäre, als die Ehre?

„Vereinigen, sie mein Herr, mit diesen
„Betrachtungen noch diejenigen, die ihnen
„blos die Klugheit eingeben muß. Ueber-
„legen sie die Größe und Weisheit des
„Königs, dessen Unterthanen wir sind.
„Würde es ihnen nicht unmöglich fallen,
„ihm zu widerstehen, wenn sie auch was
„zu unternehmen im Stande wären? Sie
„haben niemals, weder seinen Hof noch
„seine Armeen gesehen, noch die Mittel,
„die er in Händen hat, diejenigen zu be-
„strafen, die ihn zum Zorn reizen; erinne-
„ren sie sich aber an das, was sie von sei-
„ner Macht gehört haben. Stellen sie
„sich zum Beyspiel des Großsultans seine
„vor, als er an der Spitze von dreymal
„hundert tausend Mann bis Wien ange-
„gerückt war, so erkühnte er sich nicht dem
„Kayser Carl eine Schlacht zu liefern, weil
„er sie zu verlieren gewiß versichert war.
„Stellen sie sich die Macht und Größe des
„Königs von Frankreich vor, als er mit
„seinem ganzen Kriegsheer unter seinem
„eignen Kommando in Italien eingedrun-
„gen war, in der Hoffnung, uns aus diesen
„Gegenden zu verjagen, so wurde er bloß
„von den Generalen unsers Herrn geschla-
„gen, in der Hitze des Gefechts zum Ge-
„fangenen gemacht, und nach Spanien
„gebracht

„gebracht. Betrachten sie annoch die „Größe Roms, gleichwohl ward es dem „Heere unsers Monarchen gar nicht sauer, „sich seiner zu bemächtigen, und es auszu„plündern. Der Sultan und der König „von Frankreich verbanden sich zusammen „und rüsteten die zahlreichste Flotte aus, „die man seit langer Zeit gesehn hatte; un„ser Monarch war stark genug, zwey so „mächtigen Feinden Widerstand zu thun, „und binnen den zwey Jahren, daß ihre „Flotten zusammen hielten, wußte er durch „seine Macht und Tapferkeit zu verhindern, „daß sie ihm nicht einen Daumen breit „Landes wegnahmen. Er machte sich viel„mehr gleich im ersten Jahre ihrer Verei„nigung Meister von den Herzogthümern „Geldern, Jülich und von einigen andern „Oertern, an den Gränzen von Flandern. „So hat das Bündniß, zwey der mäch„tigsten Fürsten der Welt, wider den unsri„gen wenig ausgerichtet, und wir wissen, „daß sie sich wegen eines Vertrags, davon „sie, aller Wahrscheinlichkeit nach, nicht ab„gehen werden, viel Mühe gegeben haben.

„Ich führe ihnen, mein Herr, diese „großen Beyspiele an, weil ich weiß, daß „es denen Menschen gewöhnlich ist, sich „durch schwache ihnen vor Augen schwe„bende Gegenstände gar zu sehr rühren zu „lassen, da sie indessen auf die grösten

„Dinge, die in der Entfernung vorgehen,
„wenig Aufmerksamkeit wenden, bloß aus
„der Ursache, weil sie solche nicht sehen,
„und weil sie nicht glauben, daß sie sie
„was angehen. Die christliche, die brü-
„derliche Liebe, die wir einander schuldig
„sind, bewegen mich zu wünschen, daß sie
„sich nicht so weit durch die Eitelkeit haben
„verblenden lassen, zu glauben, ihre Macht
„könne mit unsers Herrn, des Kaysers
„seiner, in Vergleichung gestellet werden.
„Wenn es Ihm auch gefiele, nicht bloß
„allein die Sanftmuth und die Gnade die
„Ihm Gott eingegeben hat, zur Stillung
„der Peruschen Bewegungen zu Rathe zu
„ziehen, sondern Er wollte sich dazu der
„Schärfe und Stärke Seiner Waffen be-
„dienen; so würde er doch nach seiner Klug-
„heit und seiner Mäßigung vielmehr für
„nöthig befinden, nicht eine allzugroße An-
„zahl Truppen, die nur zum Verderb
„des Landes gereichen würden, dahin zu
„schicken, als daß es ihn viel kosten sollte,
„deren so viel als von Nöthen wäre, auf-
„zubringen. Noch müssen sie bedenken,
„daß inskünftige alles eine andere Gestalt
„gewinnen werde. Diejenigen, die bis
„jetzt sich zu ihnen gehalten haben, hat ihr
„Vortheil dazu angetrieben. Jeder hat
„den Blasco Nunez als seinen eignen
„Feind angesehen, es hatte den Anschein,
„als strebe er nach dem Leben, ja nach
„dem

„dem Vermögen derjenigen, die nicht seine „Absichten begünstigten; folglich musten „sie sich an sie hängen, weil sie ihrer zu „ihrem Schutz nöthig zu haben glaubten, „sie machten ihre Sache zu der ihrigen, und „dieser Bewegungsgrund war ihnen Bürge „für ihre Ergebenheit; allein, da sie we„gen des Pardons, den ich in Händen „habe, nichts mehr für ihr Leben zu „fürchten haben, und nichts für ihr Ver„mögen, indem jene Verordnungen wider„rufen worden, so können sie leicht urthei„len, daß sie den Monarchen, dessen „Befehle ich überbringe, statt für ihren „Feind anzusehen, sie Ihn nun für „ihren Beschützer und ihren rechtmäßigen „Oberherren halten werden, dem wir alle„samt Treue und Gehorsam schuldig sind. „Diese Verbindlichkeit wird uns angebo„ren, erbt sich vom Urältervater auf Gros„vater und Vater bis auf uns herab; sie „giengen uns hierin mit ihrem Beyspiele vor. „Ueberlegen sie, mein Herr, daß sie sich „nach Beschaffenheit der Umstände, auf „niemanden mehr werden verlassen können. „Sind sie so unglücklich, einen schlimmen „Entschluß zu ergreifen, so werden sie sich „beständig auf ihrer Hut zu seyn gezwun„gen sehen, gegen die ganze Welt, gegen „ihre Freunde, sogar selbst gegen ihre Ver„wandten in Furcht und Mißtrauen leben. „Denn sind unsre Freunde, unsre Brüder,

„selbst

„selbst unsre Eltern nicht verbunden, sich „mehr nach den Vorschriften des Gewis„sens, als nach den Naturtrieben des „Bluts, und der Freundschaft zu richten? „Also, da es gewiß ist, daß man durch „Auflehnung gegen rechtmäßige Gewalt „ein geheiligtes Recht verletzt, daß man „sein Gewissen verwundet, und seine Se„ligkeit in Gefahr setzt, so ist es nicht we„niger gewiß, daß keine Bande der Freund„schaft und der Verwandtschaft einen be„rechtigen, eines Rebellen Partey zu neh„men. Haben wir es nicht in den letzten „spanischen Unruhen gesehen, daß man „die Betrachtung dieser Pflicht allen an„dern vorgezogen hat? Sie haben, mein „Herr, noch einen andern Bruder, ein „Mann der Herz und Muth besitzt, und „der sich ohne Zweifel verbunden halten „wird, mehr seine Ehre und seiner Familie „ihre zu erhalten, als ihren Gesinnungen, „wenn sie nicht rechtschaffen sind, zu fol„gen. Ich kann kaum glauben, daß er, „um seine Treue zu bewähren, und den „Fleck abzuwaschen, den sie auf ihre Fa„milie sprützen könnten, nicht ihr gröster „Feind werden, und vielleicht der hitzigste „seyn sollte, eine Gelegenheit aufzusuchen, „um sie zur Strafe zu ziehen. Wir ha„ben seit kurzem ein Beyspiel zwischen zwey „spanischen Brüdern gesehen. Der eine „hielt sich zu Rom auf, als er daselbst er-

„fahren

„fahren hatte, sein Bruder, der sich in „Sachsen befand, hätte den Lutherschen „Glauben angenommen, so wurde er von „einer Untreue, von der er glaubte, daß „sie seine Familie beschimpfte, so lebhaft „gerührt, daß er den Entschluß faßte, der „Sache auf das geschwindeste abzuhelfen. „Er reisete nach Sachsen, mit dem Vor„satz ab, alles mögliche zur Bekehrung „seines Bruders anzuwenden, und wenn „er damit nicht zu Stande kommen könn„te, ihn zu tödten. Als er in Sachsen an„gekommen war, so wandte er allen Eifer „an, ihn wieder auf andre Gedanken zu brin„gen, da er aber nichts ausrichten konnte, so „vollzog er seinen Entschluß und tödtete ihn, „ohne weder durch die Stimme der Natur „zurücke gehalten zu werden, noch sogar von „der Besorgniß in einem Lande umzukom„men, woselbst alle Einwohner sich zur „Rache hätten berechtigt halten können. „Glauben sie, mein Herr, daß die Em„pfindung der Ehre, bey rechtschaffenen „Leuten so stark ist, daß sie selbst die Liebe „zum Leben überwiegt, und daß folglich „ihr Bruder sich weit mehr verbunden hal„ten wird, sein Vermögen und sein Leben „zu erhalten, indem er den Gesetzen der „Ehre folgt, als sich in Gefahr zu setzen, „solche zu verlieren, wenn er sich für sie er„klärt. Bedenken sie noch dazu, wenn „diejenigen, die bis jetzt ihrer Partey am

„stärksten anhängen, sehen, man halte sie
„für die sträflichsten Menschen, ob sie nicht
„leichte auf die Gedanken fallen werden,
„das sicherste Mittel Begnadigung zu er=
„langen, wäre wohl dem Kayser irgend
„einen wichtigen Dienst zu leisten, und
„zwar, wenn sie nach Verlassung ihrer
„Partey etwas zu ihrem Nachtheil, oder
„selbst etwas gegen ihre Person unternäh=
„men. Wie groß würde alsdann ihre
„Unruhe seyn, wenn sie ohne einen zuver=
„läßigen Freund zu haben, wider alle die=
„jenigen, die sie umgeben, auf ihrer Hut
„seyn müsten? Umsonst würden sie sich be=
„eifern, ihnen durch Eid und Schwüre,
„wieder Vertrauen einzuflößen; das wä=
„ren nur schwache Bürgen, weil sie ohne
„ein neues Verbrechen zu begehen, sich
„nicht eidlich verpflichten könnten, und
„wenn sie ja zum Unglück wirklich geschwo=
„ren hätten, so wäre es noch ein viel grös=
„seres, den Eid halten zu wollen. Rech=
„nen sie ferner, daß ihr starkes Vermögen
„ihnen noch neue Unruhe erwecken würde;
„so wie die Menschen sind, würde die Hof=
„nung, einen Theil davon zu erhalten, hin=
„länglich seyn, eine große Anzahl zu be=
„wegen, sich wider sie zu erklären. Ue=
„berlegen Sie endlich, was für einer Ge=
„fahr sich diejenigen aussetzen werden, die
„sich die Verzeihung, welche Seine Ma=
„jestät gnädigst bewilligen, nicht werden

zu

„zu Nutze machen wollen, da indessen
„diejenigen, die solche werden angenom-
„men haben, ihr ganzes Glück mit
„eben so wenig Unruh als Gefahr, werden
„zu geniessen haben.

„Ich bitte sie auf das inständigste, mein
„Herr, alles was ich bisher geschrieben
„habe, mit gröster Aufmerksamkeit zu er-
„wägen, ziehen sie zugleich die Folgen ihres
„Eifers, den sie für das Land und die
„Einwohner werden zu erkennen gegeben
„haben, in Betrachtung. Werden sie zu
„Stillung der Unruhen das ihrige beytra-
„gen, so erlangen sie ein unsterbliches Recht
„auf die Dankbarkeit aller Einwohner in
„Peru; ihnen werden sie einzig und al-
„lein verbunden seyn, daß sie ihre Rechte
„erhalten haben; daß ihr Flehen und ihre
„Bittschriften gnädig sind aufgenommen
„worden; daß die Verordnungen nicht zur
„Vollziehung gekommen sind; endlich, daß
„ihnen von Seiner Majestät ein Minister
„mit dem ausdrücklichen Auftrag zugesandt
„worden, den Uebeln, derentwegen sie
„Beschwerden führen, abzuhelfen. Jeder
„anderer Entschluß wird sie um ihr erwor-
„benes Verdienst bringen, denn erhalten
„sie, was sie zum gemeinen besten für noth-
„wendig gehalten haben, so können sie die
„Unruhen nicht fortdauren lassen, ohne An-
„laß zu der Vermuthung zu geben, sie
„hät-

„hätten das gemeine Beste wenig in Be-
„tracht gezogen, und wären auf nichts an-
„ders bedacht gewesen, als ihren Geitz und
„ihrer Ehrsucht ein Genüge zu leisten. Wür-
„de alsdenn die Peruischen Einwohner
„nicht Ursache haben, sie als ihren Feind
„zu betrachten, sie, der sie nur zu be-
„ständigen Strafen und Beschwerlichkeiten
„verdammen, der sie allezeit in Gefahr
„und in Furcht, ihr Gut und ihr Leben zu
„verlieren setzen, und der sie der Gelegen-
„heit berauben würde, die ihnen ein guter
„König anbietet, sich ruhig seiner Wohl-
„thaten erfreuen zu können? Sie müßten
„sie nothwendig mehr, als den Blasco
„Nunez von Vela haßen, denn bey eben
„derselben Furcht, für ihre Güter und für
„ihr Leben, müsten sie noch ihrer Seelen-
„Heil, in der Empörung verlustig zu ge-
„hen, befürchten, wozu sie von ihnen wi-
„der ihren rechtmäßigen Oberherrn wären
„verleitet worden. Dieser Krieg, mein
„Herr, den sie sich zu führen unterstehen
„würden, würde Se. Majestät veranlassen,
„eine noch große Anzahl Truppen nach
„Peru zu senden, und folglich würden sie
„die Schuld, wegen aller daher unausbleib-
„lich entstehenden Unglücksfälle, auf sich la-
„den. Seyn sie versichert, dieser Krieg
„würde sie äußerst verabscheuungswürdig
„machen, sonderlich bey den Reichen, bey
„den Kaufleuten, bey denen, die in Besitz

„großer

„großer Erbgüter und Herrschaften sind.
„Was diejenigen betrift, die weder Güter
„noch Besitzungen haben, würde er ihnen
„nicht ebenfalls das gröste Uebel, das sie
„befürchten können, verursachen? Denn
„ohne des Todes, der Wunden, der Stra-
„fe, die sie bedrohen würden, zu gedenken;
„ist es nicht augenscheinlich, daß alle die-
„jenigen, die diesen Gefahren entgiengen,
„alle die Hofnungen verlieren würden, de-
„rentwegen sie doch eine so weite und be-
„schwerliche Reise unternommen haben?
„In Ermangelung der hier schon gemach-
„ten Vertheilungen, machen sie sich Hof-
„nung, etwas durch neue Entdeckungen
„zu gewinnen, in der Meinung reich nach
„Spanien zurücke zu kehren, oder in Peru
„mit Ehren leben zu können. Weit ent-
„fernt, ihrem Zwecke nahe zu kommen, so
„würden sie sich davon entfernen, indem
„sie in den bürgerlichen Kriegen Dienste
„thäten, zumal, da sie von ihrem Dienst
„so wenig ziehen, daß, wenn sie wieder in
„ihr Vaterland zurücke kehren wollten,
„die meisten zu betteln gezwungen seyn wür-
„den, um ihre Ueberfahrt bezahlen zu
„können.

„Ich hätte mich vielleicht kürzer fassen
„können. Ein Christ und ein Edelmann,
„der Verstand und Ehre, so wie sie, besitzt,
„der sein Land liebt, der seine eigne Vor-

Bayerische
Staatsbibliothek
München

„theile einsieht, findet ohne Zweifel bey sich
„selbst hinlängliche Bewegungsgründe, die
„ihn zu seiner Pflicht ermahnen. Glauben
„sie daher, mein Herr, nicht, meine Vor-
„stellungen kämen etwan aus einem Zwei-
„fel, oder irgend einem Mißtrauen gegen
„ihre Religion, gegen ihren Edelmuth, und
„gegen ihre Unterwürfigkeit, in Absicht des
„Königs, her. Das sind Eigenschaften, die
„ihnen schon der öffentliche Ruff beylegt;
„und daher glaube ich das Recht zu haben,
„ihnen mit vieler Freyheit und Aufrichtig-
„keit zu schreiben, noch mehr aber, weil
„ich ein Christ bin, der seinen Nächsten lie-
„ben soll, und ein Mann, der die Ehre hat
„ihr Diener zu seyn, und der ihre Freund-
„schaft verdienen will; als Minister, dem
„die Befehle unsers gemeinschaftlichen Her-
„ren aufgetragen worden sind, wünsche ich
„sowohl Ihr, als des Landes Beste, in
„dem Sie sich so viel Ruhm erworben ha-
„ben. Der Himmel ist mein Zeuge, daß
„ich mir bey meinem Auftrage nichts, als
„die Ehre Gottes zum Ziele setze, indem ich
„den Frieden herstelle, den sein Sohn so
„sehr denen Menschen anbefohlen hat; zu-
„gleich aber auch den Oberherren, den ihm
„schuldigen Gehorsam, als auch dem Näch-
„sten Nutzen und Vortheil verschaffe, so
„wohl in Rücksicht auf Sie, mein Herr,
„als auf die Peruschen Einwohner; mit
„einem Worte, meine Verwaltung soll
„sich

„sich auf das Glücke, so wohl dieses als
„des andern Lebens beziehen. Ich kann sie auf
„das aufrichtigste versichern, daß diese Liebe
„und dieser Eifer, den ich in diesem Schrei-
„ben gegen sie geäußert habe, mich, in ge-
„genwärtigen Umständen, zu ihrem Sach-
„walter gemacht, auch mich anreizen, weder
„Sorge noch Mühe zu sparen, Ihnen mit
„brennendem Verlangen meine Dienste zu
„erweisen. Selbst mein Leben will ich nicht
„schonen, um Ihnen Ihre Güter und
„Ehre zu erhalten. Wenn ich zu meinem
„mir vorgesteckten Zwecke gelange, so werde
„ich meine Mühe wohl angewandt zu ha-
„ben glauben, und ich werde zufrieden wie-
„der nach Spanien zurück kehren. Sollte
„ich ihn aber verfehlen, so werde ich mich
„wenigstens mit dem Zeugniß trösten, das
„ich mir selbst werde geben können, alle
„meine Kräfte dabey angewandt zu haben,
„und zwar als ein Christ, der seinem Ge-
„wissen ein Genüge leisten, als ein getreuer
„Unterthan, der seines Herrn Befehle be-
„folgen will, als ein rechtschaffener Mann,
„dem die Menschlichkeit schon allein das
„Verlangen, Gutes zu thun, eingeben
„kann. Als ich mich zu dieser beschwer-
„lichen Reise anheischig machte, so habe ich
„tausendmal, zu meinem Troste, den Ge-
„danken wiederholt, ich würde, wenn ich
„mein Leben dabey verlieren sollte, in der
„Ausübung meiner Pflicht sterben, die ich

„Gott, meinen Oberherren, und meinen mir „so theuren Nächsten, als meine Lands- „leute sind, schuldig bin. Ich darf daher „wohl, mein Herr, noch hinzusetzen, daß „meine Gesinnungen, so wohl von ihrer, „als der Peruschen Einwohner Seite, ei- „nige Erkenntlichkeit verdienen, und ich „verlange, zum einzigen Zeug- und Beweiß- „niß dieses Gefühls, nichts, als den Frie- „den und die Liebe zur Ordnung, welches „die Belohnung meiner Bemühungen seyn „soll.

„Ich bitte sie, mein Herr, auf das in- „ständigste, meinen Brief mit einigen from- „men und verständigen Personen zu über- „legen. Niemand kann besseren Rath als „diese ertheilen, weil ihre Bewegungsgrün- „de zu keinem Verdachte Anlaß geben. „Gott nehme sie, mein Herr, und alle die „um sie sind, in seinen Schutz! Er flöße „ihnen, bey dieser Gelegenheit, die für ihr „Heil nöthigen Gesinnungen ein, und die „zu Erhaltung ihrer Ehre, ihres Lebens „und ihrer Güter am dienlichsten sind! Ich „wünsche endlich, er wolle niemals aufhö- „ren, ihre würdige Person in seiner Obhut „zu nehmen". Peter von der Gasca. Panama den 26 September 1546.

Es waren wenig Tage nach Pizarros Ankunft zu Lima verflossen, als er die Nachricht erhielt, der Präsident sey ge- kom-

kommen. Dieß verursachte nicht wenig Unruhe bey ihm. Er berief seinen Rath zusammen, wo man nach vielen Berathschlagungen eins wurde, Abgeordnete nach Spanien zu senden, um Sr. Majestät Perus Zustand und Bedürfnisse zu hinterbringen. Man ernennte diejenigen, die diesen Auftrag übernehmen sollten. Man befahl ihnen, um Hülfe gegen Perus Bedrängnisse anzuhalten, und Sr. Majestät im Namen aller Städte zu erkennen zu geben, es wäre kein ander Mittel dafür, als Pizarron in die Stadthalterschaft zu bestätigen, zugleich sollten sie bey Sr. Majestät die letzte Schlacht und des Vicekönigs Tod dadurch zu rechtfertigen suchen, daß sie ihn als einen heftigen Mann, der alles seiner Rachsucht aufopferte, vorstellen. Man empfahl ihnen dabey über Panama zu reisen, um zu erfahren, wie weit die Macht des Präsidenten gienge, und ihn durch die inständigsten Vorstellungen zu bewegen, seinen Einzug in Peru, bis zu ihrer Zurückkunft zu verschieben.

Pizarro schrieb in so beleidigenden Ausdrücken an den Präsidenten, daß diejenigen, die das Schreiben überliefern sollten, nicht für gut befanden, und es zerrissen. Ja, weil sie sogar wegen der schlimmen Absichten ihres alten Oberhaupts, wider einen Mann, der des Hofs ganzes Vertrauen

Zarate, Buch 6, Cap. 8. Gomara Buch 5, Cap. 71.

 hatte,

habe, einen Unwillen gefaßt hatte, so beschlossen sie gänzlich seine Partey fahren zu lassen, woferne er sich nicht zum Vergleich bequemen wollte. Sie begaben sich zu den Präsidenten, der gar keine Schwierigkeiten machte, ihnen den ganzen Umfang seiner Macht bekannt zu machen. Da die Mäßigung, die er gegen sie äußerte, ihnen allen Zweifel, wegen seiner friedfertigen Gesinnungen benahm, so vermochte er sie, ihm eidlich zu versprechen, keinen anderen Befehlen, als die seinigen zu folgen. Die Officiers, Soldaten und Matrosen, die sich auf der dazumal in dem Hafen zu Panama liegenden Flotte befanden, folgten ihren Beyspiel, und das ganze Neukastilien unterwarf sich wieder.

Obgleich des Präsidenten Gedanken auf den Frieden abzielten, so ließ er sich doch überreden, seine Abreise nach Lima nicht länger zu verzögern. Man gab ihm zu erkennen, Pizarro würde nicht ermangeln, sich seine Abwesenheit zu Nutze zu machen, um Anstalten vorzukehren, im Falle er die Absicht hätte, bey seiner Rebellion zu verharren. Gasca befahl dreyhundert Mann einzuschiffen, die verschiedne Abschriften von den Befehlen Sr. Majestät, und von dem Pardon mitnahmen, den man allen denen bewilligte, die zu ihrer Schuldigkeit zurücke kehren würden.

Zu

Zu gleicher Zeit schickte er Leute, worauf er sich verlassen konnte, nach Mexiko, nach der Insel Hispaniola und nach verschiednen andern Orten, um dorther die Hülfstruppen zu bekommen, deren er vielleicht benöthigt seyn mochte.

Pizarro empfing indessen das Kayserliche Schreiben, und des von Gasca seines. Er versammlete alle seine Officiere, that in ihrer Gegenwart an den Ueberbringer verschiedne Fragen, und ohne sich wegen seines Auftrags heraus zu lassen, so befahl er dem Cepeda, für dessen Person Sorge zu tragen, sagte zu dem Ueberbringer, er könne versichert seyn, daß man ihm nichts Böses zufügen würde, wofern er aber, während seines Aufenthaltes zu Lima das geringste Verständniß, heimlich oder öffentlich, anzuzetteln versuchen würde, so sollte es ihm seinen Kopf kosten. Einige Tage hernach übergab man ihm eine Antwort an den Präsidenten. Diese Antwort war im Namen aller Officiere; sie war von mehr als sechzigen, davon Cepeda der erste war, unterschrieben. Der Hauptinhalt war dieser.

„Hochgeehrtester Herr! Ihre Ankunft „ist uns hinterbracht worden, und ihr Eifer für den Dienst Gottes und des Kaysers, wie auch für das Beste des Landes, ist „uns bekannt. Wären sie vor den Unruhen angekommen, so würden wir sie

„ihren Verdiensten gemäß empfangen ha-
„ben; allein die Mordthaten, die unter uns
„vorgegangen, und die Schlachten, die wir
„einander geliefert haben, veranlaßen uns,
„zu glauben, daß sie die Ruhe in Peru
„nicht werden herstellen können: wir sind
„im Gegentheil der Meinung, daß ihre
„Ankunft dort alles in Feuer und Flam-
„men setzen werde. Wir halten es für
„nothwendig, daß Sie nicht kommen.
„Wir haben eine allgemeine Versammlung
„gehalten, alle Spanier in Peru haben ihr
„beygewohnt, und man ist darin eins ge-
„worden, Abgeordnete an den Kayser zu
„schicken, um Ihm von alle dem Nachricht
„zu geben, was seit der Ankunft des Blas-
„co Nunez von Vela vorgegangen. Sie
„beweisen dadurch, daß dieser Vicekönig
„an alle dem in Peru vorgefallenen Unglück,
„wegen seiner daselbst begangnen Ungerech-
„tigkeiten Schuld sey. Sie bitten Seine
„Majestät, den Herrn Gonzanlz Pizarro
„bey der Peruschen Statthalterschaft zu las-
„sen, weil seine Tugenden ihm die Hochach-
„tung und Freundschaft aller derjenigen,
„die in diesem Lande wohnen, erworben ha-
„ben. Uebrigens ist diesem Manne die Art,
„wie dies Land regiert werden muß, aus
„langer Erfahrung bekannt, und ehe ein
„andrer diese Erfahrung erlangte, würde
„dem Lande nicht geringer Schaden wie-
„derfahren. Wir hoffen, Se. Majestät
„werde

„werde uns diese Gnade, in Ansehung unſ„rer Dienste, angedeyen lassen . . . Wir „versichern Sie, wir würden den Ferdi„nand Pizarro selbst, der sich seit langer „Zeit in Spanien aufhält, nicht lieber, als „sie gesehen, und lieber unser Leben ver„loren haben, als ihn in unser Land lassen. „Wir beschwören sie demnach bey dem „Eyfer, den sie allezeit für den Dienst „Gottes und des Kaysers gehabt haben, „wieder nach Spanien zurücke zu kehren, „und Sr. Majestät zu erkennen zu geben, „was Höchstdieselben zum Besten Dero „Königreiche thun soll. Wenn sie dar„auf bestehen, sich tiefer ins Land zu ma„chen, so sind wir insgesamt entschlossen, „sie mit gewafneter Hand davon abzuhal„ten. Der Hauptmann Lorenzo ist von „hier abgereist, um sich mit Ihnen wegen „der Angelegenheiten dieser Königreiche in „Unterhandlung einzulassen. Sie können „ihm, in allen was er Ihnen sagen wird, „Glauben zustellen.„ **Lima** den 14 Oktober 1546.

Pizarro hatte, die zwey vom Präsidenten ihm zugeschickten Schreiben keinen Menschen gewiesen. Er gab vor, sie enthielten weiter nichts, als einen Befehl von Gascas Seiten, wegen seiner Aufnahme in Peru, und von dem Pardon, den der Kayser bewilligte, sprach er kein Wort.

Er sahe es mit Vergnügen, daß seine Anhänger entschlossen waren, dem neuen vom Hofe gesandten Minister den Einzug in Peru, zu verweigern; es war ihm sogar eine Freude, sie nicht sehr ehrerbietig vom Kayser reden zu hören. Er schrieb dem Hauptmann Carvajal, der noch allezeit zu Plata war, er sollte mit allen Waffen und allem Gelde das er zusammen bringen könnte, zu ihm kommen. Die andern Befehlshaber erhielten Befehl, auf ihrer Hut zu stehen.

Zarate, wie oben.

Der immer geschäftige Carvajal kam mit hundert und funfzig Pferden, drey tausend Büchsenschützen und mit unermeßlichen Reichthümern zu Lima an. Seine Ankunft verschafte den Einwohnern zu Lima einige Ruhe. Sie giengen ihm alle unter der Fahne des Pizarro entgegen, der sich an ihrer Spitze befand, und der glaubte, er müsse einem Manne, der ihm die wichtigsten Dienste geleistet, einen triumphirenden Einzug halten lassen.

Die Freude, die Carvajals Ankunft, Pizarron und seinen Anhängern verursachte, war von sehr kurzer Dauer; man bekam Nachricht, man habe vier Schiffe zu Porto Vejo gesehen, die, nachdem sie sich dem festen Lande genähert, gleich als wenn sie das, was vorgienge, beobachten wollten, wieder in die See gegangen wären, ohne Anker zu werfen, und ohne um sich daselbst

Proviant zu nehmen. Aus diesem Verhalten schloß man, daß diejenigen, die sich auf denselben befänden, nicht von des Stadthalters Freunden seyn könnten. Indessen flößte ihm das Vertrauen, so er zu seinen Officieren hatte, wieder Muth ein; er brauchte keine andere Vorsicht, als die, daß er befahl, es solle bey Tag und Nacht Wache gehalten werden. Die vier Schiffe gehörten zu des von Gasca Parthey. Sie liefen zu Malabri ein, und fanden in dasiger Gegend viele Personen, die sich wider Pizarro zu erklären, bereit waren. Um die Anzahl seiner Anhänger zu vermehren, schickte der von Gasca, in alle die vornehmsten Peruischen Städte, Abschriften von dem Pardon, den der Kayser denjenigen anbot, die wider zu ihrer Pflicht kehren würden. Diese Nachrichten machten den Pizarro bestürzt. Er faßte den Entschluß, dem Präsidenten mit gewafneter Hand zu widerstehen. Er ernannte in Eile die Befehlshaber, ernannte den Hauptmann Carvajal zum Generalleutenant. Alle Einwohner zu Lima, ohne Unterschied des Standes, erhielten bey Lebensstrafe den Befehl, die Waffen zu ergreifen; allein, da man auf sie nicht große Rechnung machte, so nahm man von ihnen, das, um sich vom Dienst zu befreyen, angebotne Geld, und wandte es zur Werbung und Ausrüstung der Truppen an. Pizarro ließ öffentlich ein Ausschrei-

Pizarro rüstet sich zum Kriege

schreiben bekannt machen, darin er kund that, der von Gasca, wäre in der Absicht angekommen, des Vicekönigs Tod zu rächen, und mit aller Schärfe die Verordnungen des Hofs durch zu setzen; den Beweis von seinem schlimmen Vorhaben könne man aus seinem Verhalten abnehmen, er fieng damit an Truppen zu werben, um eine unversöhnliche Schärfe wider diejenigen auszuüben, die durch die unglücklichen Zeiten in die letzten Kriege wären verwickelt worden, setzte hinzu, der von Gasca sey nicht aus Spanien abgeschickt worden, der Regierung in Peru vorzustehen; sondern nur bey dem Königlichen Rath den Vorsitz zu führen, und er verdiene wegen der Ungerechtigkeit, da er diejenigen festnehmen lassen, die im Namen aller Peruschen Einwohner abgeschickt worden, Sr. Majestät die wahre Lage der Sachen vorzustellen, daß man ihm einen öffentlichen Krieg ankündige.

Der Pardon, den der Präsident öffentlich bekannt zu machen, Mittel fand, verursachte, daß beständig sehr viele die Pizarrosche Parthey verließen. Die Einwohner zu Cosco, nebst der ganzen Besatzung, die fast aus vier hundert Mann bestund, erklärte sich für den Präsidenten. Auf diese Nachricht entschloß sich Pizarro, denjenigen, die unter seinen Fahnen geblieben waren,

ren, einen Schreck einzujagen; er ließ die Hälfte derjenigen, die ihm verdächtig waren, erwürgen, und brachte alle anderen dazu, ihm den Eid der Treue zu schwören.

Nach einigen Tagen erfuhr er, daß sich Gascas Flotte der Stadt Lima nähere: die Furcht, viele seiner Leute möchten sich ihre Ankunft zu Nutze machen, und ihn verlassen, brachte ihn zu dem Entschluß, aus der Stadt zu rücken, und ein Verbot bey Lebensstrafe bekannt zu machen, daß, so bald er sich aus der Stadt gezogen hätte, keiner von denjenigen, die für ihn die Waffen ergriffen hätten, sich einen einzigen Augenblick innerhalb der Mauer verweilen sollten. Am Abend, vor dem zum Auszug festgesetzten Tage, erblickte man im Hafen drey Schiffe von des Präsidenten Flotte. Pizarro, der jetzt die ihm drohende Gefahr sah, stellte sich sogleich zwischen dem Hafen und den Mauern, um der Stadt und den Schiffen allen Zugang abzuschneiden, und ließ den unbiegsamen und grausamen Carvajal in der Stadt zurücke, um alle diejenigen zu bestrafen, die in dem Lager sich einzufinden, verweilen würden. Er vollzog Pizarros Befehle so pünctlich, daß er eine unglaubliche Anzahl Soldaten und Officiere erwürgen ließ. Dieses verhaßte Verfahren brachte dergestalt die Gemüther auf, daß viele Personen von Stande sich wäh-

Pizarros Verdruß und Grausamkeit.

während der Nacht davon machten, und sich auf die Flotte begaben.

Da Pizarro befurchte, seine ganze Armee möchte sich zerstreuen, so beschloß er, sich von dem Ufer zu entfernen. Als er das Ausreißen fortdauern sahe, so entfernte er sich, weiter als funfzig Meilen von Lima, zog sich nach der Provinz Naska, wohin er nur mit zweyhundert Mann ankam. Als die Limaschen Einwohner ihm weit von sich wegsahen, so erklärten sie sich alle wider ihn, und ergriffen des Präsidenten Parthey. Diese Nachricht brachte ihn in große Bestürzung; es gieng so weit, daß er in Furcht stand, von seinen Leuten umgebracht zu werden, und daß er sich allerhand Vorsicht zu seiner Sicherheit bediente. Seine Grausamkeit nahm mit seinem Verdruße zu, es vergieng kein Tag, an dem er nicht einen hätte hinrichten lassen. Viele Trupps, die an verschiednen Orten Perus sich ausgebreitet hatten, erklärten sich für den Präsidenten; die Soldaten stießen ihre Anführer nieder, die sie bey der Pizarroschen Parthey erhalten wollten. Gasca billigte diese Mordthaten nicht. Bensoni erwehnt, er habe sich folgendermaßen gegen die Soldaten verlauten lassen: „Unter dem Schein, „dem Kayser einen Dienst zu erweisen, „bringt ihr die Leute um, und rächt euch „wegen persönlichen Beleidigungen. Se.

„Ma-

„Majestät haben dessen allen nicht von „nöthen."

Pizarro, der sich immer weiter entfernte, bezeichnete seinen Weg mit dem Blute derjenigen, die ihm verdächtig waren. Zarate versichert, er habe, seit der Ankunft der Flotte, im Hafen zu Lima, mehr als fünf hundert Spanier, entweder mit dem Strange oder mit dem Dolche umbringen lassen. Als er Nachricht erhielt, daß Centeno, der einen beträchtlichen Haufen dem Präsidenten ergebner Soldaten anführte, sich am See Titicaca gestellt hatte, um ihm die Gemeinschaft mit den vornehmsten Peruschen Städten abzuschneiden, so beschloß er, auf ihn anzurücken, und ihn anzugreifen. Er schlug ihn gänzlich, und war so grausam, alle Gefangnen hängen zu lassen. Verschiedne Schriftsteller wollen versichern, er habe in Berathschlagung genommen, ob er sich seiner erhaltnen Vortheile nicht zu Nutze machen sollte, einen vortheilhaften Vergleich mit dem von Gasca einzugehen. Der Hauptmann Carvajal gab ihm zu verstehen, er solle sich auf diejenigen, die sich nach dem Siege zu ihm geschlagen hätten, nicht verlassen, und sich nach Chili wenden und das ganze Land, wo er durch zöge, mit Feuer verheeren und verwüsten, damit Gasca keine Lebensmittel, ja nicht einmal Gras

für

für seine Pferde, finden möchte; allein der eben davon getragene Sieg bließ ihn so auf, daß er sich für unüberwindlich hielt. Auf seine Weigerung versetzte Carvajal: „Wohl „an denn, gnädiger Herr! ich habe ei„nen eben so starken Hals, als Eure Gna„den, und er wird auf meinen Schultern „so fest stehen, als der Ihrige.„ Pizarro, der allezeit halßstarrig bey seiner Meinung blieb, zog sich auf seinen Marsch seitwärts nach Cusco, das er zum Mittelpunct seiner Macht machen wollte, und von wo er sich dem Gasca entgegen zu rücken, vornahm, so bald er eine Verstärkung, die er erwartete, an sich gezogen hätte. Er wurde daselbst mit einem Anschein von Bewunderung empfangen, der seinen Hochmuth und seine Einbildung noch vergrößerte.

Der Präsident rückte immer näher gegen Lima: in dem Thale, Xauxa, stießen verschiedne Haufen zu ihm, die mit den bey sich habenden Truppen eine Armee von funfzehen hundert Mann ausmachten. Die Truppen von Quito und die von Lima langten gleichfalls auf verschiednen Wegen an. Seine angeborne Güte verband diejenigen, die ihm, sowohl aus Pflicht als Neigung getreulich folgten. Des Centeno Niederlage, die er erfuhr, machte ihm um so mehr Kummer, da er einen bessern Erfolg verhoft hatte; er verbarg ihn aber, und nahm

alle nöthige Maasregeln diesen Verlust zu ersetzen, und Cusco, woselbst sich Pizarro einzuschließen für gut befunden hatte, so bald als möglich mit aller Macht anzugreifen.

Gasca marschirt gegen Gonzalz Pizarro, der sich zu Cusco verschanzt hatte.

Er ernannte Kommandeurs bey den Truppen, machte den Hinojosa zum General, und wählte, ihrer Tapferkeit und ihrer Erfahrung wegen ausgezeichnete Officiere, um ihnen bey verschiednen Chören das Kommando zu übertragen. Seine Armee bestand aus neunzehn hundert Mann, sowohl an Reuterey als an Fußvolk; sie trat den 29 December 1547 den Marsch an, und nahm ihren Weg gerade auf Cusco. Der Mangel an Lebensmitteln, die schlackigte Witterung, die unter den Soldaten Krankheiten verursachten, nöthigten den Präsidenten in der Gegend von Andaguayras Halte zu machen, und daselbst zu überwintern. So bald mit dem Frühjahr das Regenwetter aufgehört hatte, so trat er wieder seinen Marsch an; und kam bis zu den Ufern des Apurimastroms, der nur zwölf Meilen von Cusco fließt. Dieser Fluß ist drey hundert Fuß breit, und so tief, daß die höchsten Bäume zu klein sind, zu Pfählen gebraucht zu werden. Da der Präsident mit seiner Armee über diesen Fluß gehen muste, so beschloß er, sich einer Art Brücke zu bedienen, von denen die Peru-

Er macht eine Strickbrücke, um über einen sehr tiefen und sehr breiten Fluß zu gehen.

vianer Gebrauch zu machen pflegen, und anstatt der Pfähle, der Balken und Breter eine Art Seile zu brauchen, die man in diesem Lande, Crisnegas nennt; sie bestehen aus Pflanzen, die **Vergaza** heißen, und die mit der **Waldrebe** eine Aehnlichkeit haben. Diese Seile sind so lang und so dicke, als die stärksten Schiffsthaue; man flecht sie in Gestalt der Netze in einander. Da der Präsident voraussahe, daß die Feinde ihm Hinderniße entgegen stellen würden, so wollte er sie dadurch täuschen, damit sie seine wahren Absichten nicht merken, noch ihm zuvorkommen möchten; er ließ daher an drey Orten alles Benöthigte, um platte Barken zu bauen, zusammen bringen; er befestete Seile von einem Ufer an das andere; allein die Feinde suchten alle diese Anstalten zu vereiteln, und ihre Kundschafter gaben auf alle seine Schritte auf das sorgfältigste acht: sie hieben seine Seile, so bald sie fest gemacht waren, wieder ab. Dieser unangenehme Zufall kränkte den Präsidenten etwas, er beschloß aber einen ansehnlichen Trupp auf den platten Barken übersetzen zu lassen, mit dem Befehl, alles, was sie an den Gegenufer vorfinden würden, nieder zu machen, und die angebundnen Seile auf das sorgfältigste zu bewachen. Diese Vorsicht hatte die Wirkung, daß er seine Armee konnte über den

Fluß

Fluß gehen lassen. Sogleich bemächtigte er sich verschiedner Anhöhen, die Pizarro aus Unvorsichtigkeit nicht besetzt hatte. Der Präsident schrieb nochmals an Pizarro, um ihn zu seiner Pflicht zu ermahnen, überschickte ihm so gar eine Abschrift von dem Pardon. Pizarro verlangte seiner Seits von ihm, er möchte seine Armee abdanken und neue Befehle vom Hofe erwarten.

Als Gasca Pizarros Hartnäckigkeit sahe, so machte er Anstalten, ihn anzugreifen. Pizarro seiner Seits, zog sich mit allen seinen Truppen aus Cusco, und stellte sie in Schlachtordnung. Die Geschichtschreiber geben vor, er sey an Fußvolk und Reuterey neun hundert Mann stark gewesen. Sein grobes Geschütz bestund nur aus sechs Stücken. Carvajal, sein General-Lieutenant, hatte ihm einen sehr vortheilhaften Ort in einer Gegend ausgesucht, wo man nicht anders, als durch einen sehr engen Weg an ihn kommen konnte. Er war von der einen Seite von dem Fluß und mit einem Moraste gedeckt, und auf der andern durch die Anhöhe; hinter ihm lagen unübersteigliche Tiefen. Sein grobes Geschütz, das an der Mündung des engen Weges hingepflanzt war, diente ihm statt eines undurchdringlichen Schlagbaums. Des Präsidenten Armee zog sich in die Ebne; machte sich fertig, ein Treffen zu lie-

liefern; allein verschiedne Ausreißer von der Pizarroschen Armee riethen ihm, sich nicht zu übereilen, weil er noch vor Ende des Tages alle feindliche Soldaten, und den größten Theil der Officiere, in sein Lager würde übergehen sehen. Diese Prophezeyung traf gar bald ein. Die Pizarroschen Soldaten verließen ihn truppweise. Die ganze Armee zerstreute sich auf einmal; einige wandten sich nach Cusco hin, und die andern giengen gerade zur Königlichen Armee. Als Pizarro sich in seiner Hoffnung betrogen sah, ließ er gänzlich den Muth sinken. Indem er sich zu dem Acosta wandte, sagte er zu ihm: „Was wollen wir anjetzt thun? Acost: Wollen fechten, und mit den Waffen in der Hand sterben. Pizarro, wir wollen lieber als Christen statt Helden sterben.„ Als er den Villavicentio, der sich bis zu ihm hin gemacht hatte, sahe, so frug er, wer er wäre, Villavicentio antwortete: Kayserlicher Oberstwachtmeister. Pizarro versetzte: und ich der unglückliche Pizarro; er gab ihm den Degen, mit diesen Worten: ich gebe mich gefangen. Villavicentio führte ihn nach Gaskas Lager. Gonzalez äußerte in seinem Unglück noch einen gewissen Stolz, worüber diejenigen selbst, die ihn sahen, erstaunten. Er ritte ein großes, kastanienbraunes Pferd, hatte ein schußfreyes Panzerhemd und Harnisch an, einen Rock von geschor-

Den Pizarro verlassen seine Soldaten.

Gonzalez Pizarro wird zum Gefangnen gemacht.

geschornen Sammet darüber, und einen mit Gold geschmückten Helm auf. Als ihn Gasca auf sich zu reiten sahe, sprach er zu ihm: Sind sie, Herr Pizarro damit zufrieden, daß sie ganz Peru wider den Kayser, als rechtmäßigen Oberherrn, empört haben? Pizarro gab zur Antwort: „Ich habe dieses Land nebst meinen Brü„dern erobert, und glaube kein Verbrechen „zu begehen, wenn ich die Statthalterschaft „darüber behalten will.„ Gasca hieß ihn aus seinem Gesichte führen, und gab ihn dem Centeno zu bewachen.

Der gröste Theil der Officieren war gefangen worden, oder hatte sich ergeben. Carvajal, der sich nicht die geringste Schonung von Seiten des Siegers versprach, suchte zu entkommen, allein sein Pferd blieb in dem Sumpf mit ihm stecken, aus dem ihn seine eignen Leute zogen, und zum Präsidenten brachten. Gasca verlohr an diesem Tage nur einen Mann, und man fand nur zwölf Tode auf Pizarros Seite. Die Sieger fanden eine erstaunliche Menge an Gold und Silber, das der Präsident den Soldaten überließ. Gomara merkt an, man habe bey keiner Armee jemals so viel Priester als bey des Präsidenten seiner gesehen. Die Bischöffe und Priester befanden sich unter den Büchsenschützen und munterten sie gegen die Feinde auf, indem sie

sie stets mit dem Namen, Verräther und Tyrannen nannten.

Noch desselben Tages schickte man einen Trupp nach Cusco, um dem Misbrauch des Sieges zuvor zu kommen, und um diejenigen, die sich freywillig ergeben würden, anzunehmen. Der Präsident gab den Soldaten vier und zwanzig Stunden Zeit, sich von ihren Beschwerlichkeiten auszuruhen. Darauf ernannte er die Richter, vor denen die Rebellen sollten verhört werden. Pizarros landkündige Uebelthaten und sein eigen Bekenntniß waren hinreichend, ihm sein Urtheil zu sprechen. Das von den Richtern ausgesprochne Urtheil wurde von dem Präsidenten im Namen des Königs bekräftiget, und enthielt: daß ihm, an öffentlicher Gerichtsstäte der Kopf abgeschlagen, in eine mit einem eisernem Gitter vermachte Blende gelegt, und auf den Galgen der Stadt Lima gesetzet werden soll; mit folgender Aufschrift: „Dieses ist der „Kopf des Gonzalez von Pizarro, eines „Verräthers und Rebellen gegen Se. Ma„jestät, der sich gegen Ihre Obergewalt in „Peru zu empören, und der Königlichen „Armee in dem Thale Xaquixaguana ein „Treffen zu liefern, erdreistet hat; Mon„tags den 9 August 1548.„ Ueberdas enthielt das Urtheil noch, es sollten seine Güter eingezogen, und die Häuser, die er zu

Todesurtheil und Hinrichtung Gonzalez Pizarro und seiner Mitverbrecher.

Cusco

Cusco hatte, geschleift und mit Salz bestreut, und auf dem Markte sollte eine steinerne Seule mit dem darauf eingehaunen Todesurtheil gesetzt werden. Die Hinrichtung selbst gieng bald nach der Verurtheilung vor sich. Die Geschichtschreiber versichern, er habe vor seinem Tode aufrichtige Reue bezeigt. Während seines Verhafts verblieb er unter des Centeno Aufsicht, der dafür sorgte, daß man ihm anständig begegnete, und nie zuließ, daß ihm seine Feinde den geringsten Schimpf hätten anthun dörfen. Als er an der Gerichtsstäte war, so gab er seinen ganzen Anzug dem Scharfrichter. Es war ein goldgestickter Samtrock, sein Hut war sehr reich eingefaßt. Centeno war so edelmüthig und bezahlte dem Scharfrichter, was sie werth waren, damit der Körper eines sonst in vielem Betracht würdigen Mannes nicht eher ausgezogen würde, als in dem Augenblick, da man ihn in die Erde brächte. Er ließ ihn gleich den folgenden Tag nach seiner Hinrichtung nach Cusco schaffen, wo man ihn mit allen Ehrenbezeugungen beerdigte; der Kopf aber wurde nach Lima gebracht, und laut der Sentenz zur Schau gestellt.

Zorate Buch 5 Cap. 22.

Auf Pizarros Hinrichtung folgte seiner vornehmsten Officiere ihre. Carvajal wurde verurtheilt, gehangen und hernach geviertheilt zu werden: im Urtheilsspruch

war noch hinzugesetzt, sein Kopf sollte zu Pizarros seinen gelegt werden. Als man ihm die Sentenz vorgelesen, sprach er: Viel, sehr viel! Doch man kann mich nur einmal tödten. Die Nacht vor seiner Hinrichtung besuchte ihn Cento. Carvajal stellte sich, als wenn er ihn nicht kennte als ihn Cento gesagt hatte, wer er wäre, so war seine Antwort: „Da ich sie niemals „anders als von hinten gesehen, so war es „mir nicht möglich, sie zu erkennen". Während, daß man ihn zum Richtplatze führte, so fragte er seufzend zu verschiednen malen, wo sein Statthalter Gonzalez Pizarro wäre. Die Soldaten, die bey Gonzalez Pizarros Partey geblieben waren, wurden alle, wie es ihr Verbrechen verdiente, gestraft. Einige kriegten den Staupbesen, andere kamen auf die Galeeren und noch andere wurden nach Chili geschickt. Diejenigen, die sich in dem Thal Xaquixaguana zerstreut hatten, und die sich zu der königlichen Fahne nach Bekanntmachung des Pardons stellten, wurden wegen aller Verbrechen, die sie während der Empörung begangen, begnadigt, mit dem einzigen Vorbehalt, ihnen den Prozeß machen zu dürfen, und ihre Güter zum öffentlichen Besten zu verwenden.

Gonzalez Pizarro

Zwey solche Männer, als Gonzalez Pizarro und Franz Carvajal, sein Lieutnant, haben

und Carvajals Charactere.

haben in Peru eine ziemlich wichtige Rolle gespielt, sie verdienen also wohl, daß wir hier einige Anmerkungen über ihre Karactere machen. Wir haben bereits von Gonzalez Pizarros Geburt und seinen ersten Verrichtungen geredet. Als er sich die Perusche Statthalterschaft anmaßte, war er ohngefehr vierzig Jahre alt. Er war groß, wohlgewachsen, jedes Glied hatte sein gehöriges Ebenmaaß. Er sahe schwarzbraun aus, hatte einen schwarzen und sehr langen Bart, saß gut zu Pferde, und schoß vortreflich mit der Kugelbüchse. Ob er gleich nichts in den Wissenschaften gethan, und nur alltäglichen Kopf hatte, so waren doch alle seine Ausdrücke sehr deutlich und wohlgewählt. Von allen denen, die um ihn waren, wußt er genau, wozu sie taugten, und setzte jeden an seinen Platz. Er hatte die Gabe, die Fähigkeit derjenigen, die um ihn waren, einzusehen. Er unternahm nie wichtige Geschäfte, ohne sich zu berathschlagen, und man bemerkte, daß er nach reiflich erwognen Gründen und Gegengründen allezeit den besten Entschluß faßte. Die verschiednen Lagen, worin er sich befunden, hatten ihn nach und nach grausam, mürrisch und blutgierig gemacht: allein, fühlbar gegen das Geschrey der Menschlichkeit, machte er sich ofte, wegen des von ihm vergoßnen Bluts, Vorwürfe. Er war von Natur leichtgläubig und un-

besonnen, welches ihm, nicht wenig schädlich gewesen war. Er war geitzig, und gab sehr ungerne; gegen das Frauenzimmer aber, wurde sein Geitz zur Verschwendung; er belohnte ihre Gefälligkeiten, mit Freygebigkeit, die eines Königs würdig war. Ein übertriebner Ehrgeitz verleitete ihn zu dem Wunsch, sich in einem Lande unabhängig zu sehen, welches er zu erobern war behülflich gewesen, und das er als ein Eigenthum seiner Familie betrachtete, ihn aber endlich auf das Blutgerüste führte. Wenn man gestehen muß, er habe diese Strafe verdient, so sieht man sie doch nicht gerne an ihm vollzogen.

Man nimmt nicht eben denselben Antheil an dem Schicksal Franz Carvajals. Er war in einem Dorfe, nahe bey Arevela, von einer nicht sehr ansehnlichen Familie, geboren. Er hatte in den Italiänischen Kriegen gedient. Man versichert, er habe der Schlacht bey Pavia, wo Franz der erste gefangen worden, beygewohnt. Er gieng nach Spanien zurück, woselbst er in der Kommenthurey Geliche einen Verwalterdienst hatte. Er gieng darauf nach Mexico, wo er bis zu den ersten Peruischen Unruhen von der Gnade des Vicekönigs gelebt hat, der ihn in dieses Land mit einigen Truppen schickte. Franz Pizarro gab ihm nachgehends in der Gegend von

von Cusco, einige Indianer, wo er sich ruhig bis zur Ankunft des Vicekönigs Blasco Nunez von Vela aufhielt. Gonzalez Pizarro fand, daß er zum Krieg gebohren sey, und zog ihn an sich.

Carvajal war eben nicht groß, aber außerordentlich dick; hatte ein volles Gesichte, und eine sehr muntere Farbe. Unter allen Spaniern, die nach Westindien gegangen, ist er einer der berühmtesten Krieger. In einem Alter von vier und achtzig Jahren empfand er keine Schwachheiten des Alters; er legte seine Waffen weder bey Tage noch bey Nachte ab, und war er des Schlafs bedürftig, so setzte er sich auf einige Augenblicke auf einen Stuhl, und stützte seinen Kopf mit der Hand. In den allergrösten Gefahren ließ er allezeit eine verwunderns würdige Klugheit sehen, und wagte mit unglaublicher Unerschrockenheit sein Leben; mit seiner angebornen Kühnheit machte er sich seine lange Erfahrung doppelt zu Nutze. Ein treflicher Krieger war er, das muß man gestehen, zugleich aber auch ein Abschaum der Menschheit. Trank mit Uebermaaße Wein und alle die bey den Indianern gewöhnlichen hitzigen Geträncke. Grausamkeit war die Grundlage seines Characters. Der kleinste Bewegrund reichte bey ihm hin, einem Menschen das Leben zu nehmen; oft hatte er

Gomara, wie oben.

gar

gar keinen Grund dazu, und dann schützte er vor, es geschähe, um genaue Mannszucht zu halten. Mitleiden äußerte er nie gegen die unglücklichen Schlachtopfer seiner Barbarey, spottete vielmehr ihrer bitterlich, bezeigte gegen sie eine verstellte Höflichkeit. Wenn er einen zu hängen befahl, so lachte er allezeit vorher, ehe er ihn aufknüpfen ließ, und pflegte zu ihm zu sagen: Vergeben sie mir, mein Herr, man hat mir gesagt, daß sie ein Kavalier wären, es ist billig, daß man ihnen, die einem Edelmann schuldige Ehre erweißt, wählen sie unter diesen Bäumen, welchen sie wollen, und man wird sie daran aufknüpfen. Die gleichzeitigen Geschichtschreiber versichern, er habe mehr als fünfhundert Menschen mit seiner eignen Hand umgebracht, und mehr als zwanzigtausend Indianer habe würgen lassen. Gomara sagt, sein bloßer Name hätte die Grausamkeit bezeichnet, und es wäre zum Sprichwort worden; daß wenn jemand liebloß sich bewieß, man gesagt habe: **Es ist ein Carvajal.**

Bensoni Buch 3.

Nach Endigung dieses Feldzuges begab sich der Präsident nach Cusco, von da er einen Officier, auf den er sich verlassen konnte, in die Provinz Charcas, in Gonzalez Pizarros altes Eigenthum schickte, um all das Geld, das er da zurück gelassen hatte, in Empfang zu nehmen; einen an-

dern

dern schickte er nach den Potosischen Bergwerken. Die Summa von dem, was sie zurückbrachten, belief sich auf drey Millionen und sechsmal hundert tausend Pfunde. Da er neue Unruhen besorgte, so beschloß er seine Armee abzudanken. Dieses Vornehmen hatte große Vorsicht von nöthen, weil man dabey mit Austheilung der Belohnungen den Anfang machen sollte, wozu ein jeder Soldat ein sehr großes Recht zu haben glaubte. Die Anzahl der Truppen stieg beynahe auf zweytausend fünfhundert Mann, und es war unmöglich alle zufrieden zu stellen. Nach reifen Berathschlagungen wurde man eins, der Präsident und die Bischöfe, nebst einem einzigen Sekretär, sollten zehn Meilen von Cusco ihren Auffenthalt wählen, und daselbst in guter Ruhe die Vertheilung einrichten.

Vertheilung der Peruschen Güter.

Der Werth der zu vertheilenden Landgüter belief sich auf mehr als viele tausende Goldthaler. Die beträchtlichsten belegte der Präsident mit einer jährlichen Anweisung auf drey bis viertausend Dukaten in Silber, um sie unter die Soldaten, denen er nichts mehr zu geben hatte, zu vertheilen. Diese Eintheilung wurde ziemlich geschwinde zu Stande gebracht; als sie öffentlich bekannt gemacht wurde, so hielt es der Präsident zu seiner Sicherheit für nöthig, sich nach Lima zu begeben, und die Sorge,

eine

eine gute Ordnung zu erhalten, denen Officiers zu überlassen.

Die Anzahl der Misvergnügten war ansehnlich und ihre Klagen sehr heftig. Verschiedne Soldaten vergiengen sich sogar mit beleidigenden Schmähworten gegen ihn. Einige hatten sich selbst wider des Präsidenten Leben zusammen gerottet: allein er bestellte zu Cusco einen standhaften und muthigen Mann, um daselbst die Gerechtigkeit zu verwalten: dieser Officier machte dem Murren ein Ende, indem er die unruhigsten abstrafen ließ.

Die Zerstreuung der Truppen stellte vollends die Ruhe in Peru her. Der Präsident wandte seine ganze Aufmerksamkeit auf die Ordnung, die er bey der Regierung der Spanier und Indianer einführen sollte. Es glückte ihm, eine unendliche Menge gegen die Religion und Menschlichkeit laufende Misbräuche zu verbessern. Endlich, als er durch die Gerichtsbarkeit der Königlichen Audienz und durch der Statthalter Regierungen in den Provinzen, das Kayserliche Ansehen für sattsam befestigt hielt; so beschloß er, ohne andre Befehle abzuwarten, nach Spanien zurück zu kehren. Einer seiner Hauptbewegungsgründe war wohl, selbst dem Kayser die unermeßlichen Summen, die er zusammen gebracht hatte, zu überreichen. Da er weder Truppen

noch

noch Wachen mehr hatte, um diese Schätze zu bewahren, so schienen ihm die Zufälle, die auf ihm warteten, zu ahnen. Als er seine Abreise veranstaltet, und das Gold und Silber hatte einschiffen lassen, so ließ er den Magistrat zu Lima zusammen kommen, und machte ihnen bekannt, er stünde im Begriffe, sie zu verlassen. Sie machten ihm Vorstellungen, die er beantwortete, und noch desselben Tages gieng er auf das zu seiner Reise bestimmte Schiff an Bord. Sein Verhalten schien wunderlich; allein, er hielt es für unumgänglich nothwendig, um den Klagen einer Menge Personen auszuweichen, die er nicht nach seinem Wunsche belohnen konnte. Er hinterließ die urkundlichen Schriften, unterschrieben und besiegelt in den Händen des Königlichen Audienzsecretärs, mit dem Befehle, sie nicht eher als acht Tage nach seiner Abreise zu eröfnen. In der That, so bald sie geöfnet waren, so erhoben sich nicht geringe Unruhen, die zu stillen es der Königlichen Audienz viel Mühe kostete.

Der Präsident kehrt nach Spanien zurücke.

Er reisete im Monat December 1549 ab, in Begleitung des Dominikaner Provinzials und des von Alliaga, die von der Königlichen Audienz zu Peru als Agenten an den spanischen Hof waren ernannt worden. Viele ansehnliche Personen, denen sein Vorsatz unbekannt gewesen, hatten ihn kaum erfah-

erfahren, so brachten sie alles, was sie werth und kostbares hatten, so geschwind als möglich zusammen, und begaben sich auf verschiedne Schiffe, um ihm zu folgen, und mit ihm in ihr gemeinschaftliches Vaterland zurück zu kehren. Die meisten trafen ihn zu Panama an, von da nahmen sie den Weg zusammen nach Nombre de Dios, woselbst sie sich auf das Nordmeer einschiffen wollten. Obgleich der von Gasca mit Verlassung der Peruschen Küste, den Präsidenten Tittel abgeleget hatte, so hatte sich ihre Ehrfurcht gegen ihn doch nicht vermindert; sie sahen ihn noch immer als ihr Oberhaupt an; er seiner Seits bewieß ihnen alle Achtung, die sie von ihm erwarten konnten. Er hielt im Namen des Königes ofne Tafel. Er hatte bey seiner Abreise aus Spanien die Vorsicht gebraucht, sich vom Hofe, alles was er zu Unterhaltung seines Standes und seiner Würde nöthig haben würde, anweisen zu lassen. Er ist so gar darauf bestanden, daß man ihm eine förmliche Urkunde darüber hat ausfertigen müssen: allein er hielt eine solche Maase dabey, daß ihm ein Sekretär, der keine andere Verrichtung als diese hatte, alle Tage seine Ausgabe berechnen muste.

Nach seiner Ankunft zu Panama, glaubte der Präsident mit allen Schätzen, die er nach Spanien führte, sicher zu seyn; allein

allein, drey hundert von denjenigen, die mit seiner Vertheilung der Gelder und Ländereyen unzufrieden zu seyn Ursach zu haben glaubten, vereinigten sich und kamen zu Panama in der Hoffnung an, ihn zu überfallen, und die Schätze, die er dem Kayser zuführte, wegzunehmen. Sie liefen in den Hafen, ohne den mindesten Widerstand ein; allein sie vernahmen, der Präsident sey vor drey Tagen nach Nombre de Dios abgereiset, wohin er auch sein Geld abgeschickt hätte; sie giengen unterdessen zu dem königlichen Schatzmeister und bemächtigten sich der Kasse, worin ungefehr viermal hundert tausend Pesos Silbergeld von schlechten Gehalt befindlich waren, welches man zu Panama gelassen hatte, weil man kein Fuhrwerk bekommen können, es fortzuschaffen.

Die Misvergnügten wollen ihm die an den Kayser zu überbringende Schätze wegnehmen.

Sie brachten es zu Schiffe, und wandten allen möglichen Fleiß an, den Präsidenten zu überfallen, ehe er sich in der Stadt Nombre de Dios, welche schlechte Besatzung hatte, in Vertheidigungsstand setzen konnte. Sie hatten ihren Vorsatz so gut verabredet, und sie würden ihn auch gewiß ausgeführt haben, wenn der Ponamsche Schatzmeister, aus der schon von ihnen verübten That, nicht auf das, was sie zu thun vorhatten, geschlossen, und in aller Eil zwey Indianer

an den Präsidenten abgefertiget hätte, um ihn von der Gefahr zu benachrichtigen. Sie erreichten ihn unterwegens. Er beschleunigte seine Reise und kam noch geschwinde genung an, sich in der Stadt in Vertheidigungsstand zu setzen. Er hätte nicht so eilen dürfen; die Einwohner zu Panama hatten sich versammlet, um auf die Räuber loszugehen, sie erreichten sie, machten einen Theil davon nieder, und die übrigen wurden zerstreuet.

Der Präsident verzog nicht nach Spanien unter Segel zu gehen; er kam im Monat Julius 1550 zu St. Lukas an. Er fertigte einen Expressen ab, um Karl dem Fünften, der dazumal in Deutschland war, seine Ankunft zu wissen zu thun. Sie machte dem Kayser ein so groß Vergnügen, daß er ihm sogleich die Ernennung zum Bißthum Palancia überschickte, und ihm nach Augsburg, wo sich der Monarch dazumal aufhielt, zu kommen befahl. Die Geschichtschreiber merken an, daß fünfmal hundert tausend Thaler, die er seiner Majestät überbrachte, nicht eins als seiner geringsten Verdienste angesehn wurden.

Man schickte Anton Mendoza ab, der dazumal Vicekönig in Neuspanien war, in eben derselben Würde, die Regierung in Peru zu führen. Es wurde Friede in Peru, und die spanische Herrschaft befestigte sich darinnen.

Chili,

Chili, das Land der Amazonen, Paraguay, oder Rio de la Plata, werden von allen Erdbeschreibern für Theile von Peru gehalten; daher haben wir ihnen die Stelle angewiesen, die ihnen, wie es uns scheint, in der Beschreibung dieses Theils des mittägigen Amerika zukömmt. Nun haben wir nichts weiter übrig als Brasilien, Magellanien und die Inseln. Um die geographische Ordnung zu beobachten, so wollen wir mit Brasilien den Anfang machen.

Das dritte Kapitel.

Größe und Beschreibung von Brasilien.

Man giebt dem am weitesten nach Osten liegenden Theile des Mittägigen Amerika, den Namen Brasilien. Es liegt zwischen den ersten und fünf und dreyßigsten Grade Mittägiger Breite, und zwischen den sechzehnten und zwey und vierzigsten Westlicher Länge. Sein Mitternächtlicher Theil erstreckt sich viel weiter, als der gegen Mittag. Dieses Land gränzt gegen Norden, an den Amazonenfluß, bis zu seiner Mündung in das Nordmeer, hernach an dieses Meer selbst, woran es gegen Morgen und gegen Mittag stößt, bis an den Ausfluß des Plataflusses. Ge-

gen Abend gränzt es an die Audienz Lima und an Paraguay. Die Portugiesen, die dieses Land in Besitz haben, nennen ihre Provinzen Capitainien. Man zählt deren funfzehn, nemlich: Para, Marannon, Ciara, Rio Grande, Paraiba, Tonnaraca, Fernambuk, Seregipe, Bathia, Ilhers, Spiritu Sancto, Porto Seguro, Rio de Janeiro, San Vincent und Del Rey.

Man theilt es überdieß in vier Theile, und diese sind, die Mitternächtliche Küste, die Oestliche und die Südliche.

Erster Artikel.

Mitternächtliche Küste von Brasilien.

Sie begreift drey Capitainien, dieses sind Para, Marannon und Ciara.

§. 1.

Capitainie Para.

Diese ist von den dreyen die Mitternächtliche. Sie erstreckt sich hundert und zwanzig Meilen längst der Küste, gränzt gegen Abend an den Amazonenfluß, und gegen Morgen an die Capitainie Marannon. Sie ist sehr groß, wenn man dazu das Land am rechten Ufer des Amazonenflusses mitrechnet, worauf die Portugie-

tugiesen, von der Mündung des Napo in diesen Fluß an, bis zum Ausfluß dieses Flusses in das Meer, Anspruch machen, welches eine Strecke von mehr als fünfhundert gemeinen französischen Meilen, von Abend gegen Morgen, ausmacht. Die Portugiesischen Mißionaren haben in diesen Ländern verschiedene ihrer Kollegen, zur Bekehrung der Indianer, hingesandt. Diese Mißionaren haben sich in den Gegenden niedergelassen, die gegen Abend an die Mißionarthümer der Maynas stossen, die den Spaniern zugehören. Das am meisten nach Abend belegene Mißionarthum ist St. Paul de Maynas; es liegt an der rechten Seite des Amazonenflusses, gegen den dritten Grad vierzig Minuten Südlicher Breite, und gegen den zwey und funfzigsten Westlicher Länge. Sie wird von Karmelitern versehen, und ist funfzig Meilen von Pevas entfernet, welches das am meisten nach Morgen hinaus liegende spanische Mißionarthum am Amazonenflusse ist. Zwischen diesen beyden Mißionarthümern ist das Land am Flusse ganz unbewohnt. Der Fluß macht zu St. Paul verschiedene Inseln, sie waren ehedem von den Amazoninnen bewohnt.

Die Stadt Para, oder Belen Para, welches die Hauptstadt ist, liegt unter dem

dem ersten Grade, fünf und zwanzig Minuten Mittägiger Breite, und unter dem zwey und dreyßigsten und zehn Minuten Westlicher Länge, am Ufer gegen Morgen des Flusses Muju, der daselbst einen grossen Busen macht. Sie ist sechs und dreyßig Meilen gegen Mittag von dem Orte entfernt, wo dieser Busen mit dem Nordmeere zusammenhängt. Der Busen selbst ist voller Inseln und Kanäle. Die Stadt ist groß, die Strassen schnurgerade; die Häuser, seit dreyßig Jahren fast alle von Bruch- und andern Steinen neu aufgebaut; die Kirchen sind prächtig. Benedict der vierzehnte stiftete daselbst ein Bißthum. Para wird durch eine gute Zitadelle beschützt. Es sind viele Klöster darinnen. Sie hat mit Lißabon starken Verkehr, wodurch sie viel Vortheile erhält. Der Kakao, der die Scheidemünze des Landes ist, macht den meisten Reichthum der Einwohner aus. Sie bauen viel Zucker und Tobak. An der Küste findet man noch einige andere Portugiesische Pflanzörter.

Ausser diesen Pflanzstädten haben die Portugiesen noch verschiedene kleine Festungen auf der rechten Seite des Amazonenflusses, die unter der Capitainie Para stehen. Die Schanze Topayos, so an der Mündung des Flusses dieses Namens

mens liegt, wo er sich mit dem Amazonenfluß vereinigt, ist sechzehn Meilen von der Schanze Plauxis gegen Morgen entfernt, die auf der andern Seite des Amazonenflusses liegt, und zu dem Portugiesischen Guiana gehört. Bey der Schanze Topayos liegt ein Fleck, der von den Ueberbleibseln des tapfern Volks der Tupinambas bewohnt wird, das vor zwey hundert Jahren in Brasilien herrschte, und von dem man daselbst keinen weitern Nachlaß findet, als seine Sprache. In der Gegend dieser Schanze findet man viele von den Steinen, die unter dem Namen der Amazonensteine bekannt sind. Zwölf oder funfzehn Meilen von Topayos, Landeinwärts, entdeckt man die ersten Hügel einer langen Kette von Gebürgen, die sich durch Gujana erstrecken. Es ist das erste Gebürge, das man nach den Kordilleras antrift.

Curupa ist eine Portugiesische, an dem Mittägigen Ufer des Amazonenflusses liegende Stadt, ungefehr dreyßig Meilen unterwärts der Schanze Topayos, und acht Tagereisen gegen Abend von Para. Sie ward von den Holländern, als sie Meister von Brasilien waren, erbauet. Sie liegt in einer hohen und angenehmen Gegend. Ebbe und Fluth sind daselbst sehr merklich. Es giebt da keine

andere Indianer, als die Sklaven der Einwohner.

Einige Meilen, unterwärts dieser Stadt, theilt sich ein Arm des Amazonenflusses, der Tagipuru heißt, von einem andern großen, der sich gegen Norden wendet, und indem er gegen Süden geht, so umfließt er eine große Insel, Namens **Dos Johannes** oder **Marago**; und indem er sich mit einem halben Zirkel von Osten gegen Norden zurückwendet, so verliert er sich in einer See, die aus den Zusam̃enfluß verschiedener Ströme entstehet, die sie nach und nach aufnimmt, und endlich auch den Muju, an welchem die Stadt Para liegt.

Die Insel **Marago**, oder **Dos Johannes**, die zu der Capitainie Para gehört, hat eine unregelmäßige Gestalt. Sie wird gegen Norden von dem grossen Arm des Amazonenflusses begränzt, gegen Morgen von dem Meerbusen Para, oder der Oestlichen Mündung des Amazonenflusses, die sich über dreyßig Meilen erstreckt; gegen Mittag von dem Fluß Toraniles, und gegen Abend von dem Kanal Tagipuru, und von dem grossen Arm des Amazonenflusses, aus welchem jener kömmt. Ihr Umfang beträgt hundert und funfzig Meilen. Sie ist mit Indianischen Dörfern angefüllt, wo die

Fran-

Franziskaner Mönche vom dritten Orden, verschiedene Mißionarthümer haben.

§. 2.

Capitainie Marannon, oder Maragnhan.

Diese Capitainie grenzt gegen Abend an die Parasche, und gegen Morgen an Ciara. Sie erstreckt sich zwischen diesen beyden Stadthalterschaften längst der Küste des Nordmeers fünf und siebenzig gemeine französische Meilen weit, von Süd-Osten nach Nord-Westen, und wird von unterschiednen Flüssen bewässert, durch welche die Insel Maragnhan an der Küste, wovon sie ihren Namen hat, entstehet. Der kleinere Meerbusen, vor welchem die Insel liegt, öfnet sich mit zwey Spitzen, und geht beynahe fünf und zwanzig Meilen tief ins feste Land hinnein. An der Ost-Seite liegt gleich eine kleine Insel, welcher die Franzosen den Namen der St. Anneninsel gegeben haben. Etliche Meilen weiter kömmt man zu der grossen Insel Maragnhan, die ungefehr fünf und vierzig Meilen im Umkreise hat, und die unter dem zweyten Grad dreyßig Minuten der Linie liegt.

Aus dem Meerbusen, tief vom Lande her, strömen gegen die Insel drey schöne Flüsse, die sie auf allen Seiten umfliessen;

 so

so daß sie an der einen Seite nur fünf oder sechs Meilen vom festen Lande abliegt, von einer andern zwey oder drey, und von den übrigen mehr oder weniger. Der gröste und östlichste von diesen drey Flüssen, heißt Munin; seine Breite beträgt, gegen die Mündung zu, eine viertel Meile. Er entspringt nur funfzig Meilen vom Strande. Der zweyte führt den Namen Tabukuru, und sein Lauf geht weiter als fünf hundert Meilen. Seine Mündung ist eine halbe Meile breit. Der dritte, der am weitsten gegen Abend fließt, heißt Meaty. Die Breite seiner Mündung ist fünf oder sechs Meilen groß, und nach der gemeinsten Meinung soll er seinen Ursprung sogar unter dem Wendekreise des Steinbocks nehmen. Viele andere kleinere Flüsse vereinigen sich mit den drey grossen, wodurch sie so reißend werden, daß man sich sehr schwer der Insel nähern kann. Ausserdem ist sie mit Sand und Klippen umgeben, die den Steuermännern viele Beschwerlichkeiten verursachen. Unterdessen hat man doch zwey Orte, wo man einlaufen kann, gefunden; zwischen dem Vorgebürge der dürren Bäume, und dem Eylande St. Anna, und auf der andern Seite der kleinen Insel; allein, da auch diese allezeit gefährlich sind, so kann man bey der Durchfahrt nicht vorsichtig genung seyn.

Die

Die Indianer, so die Insel Maragnhan bewohnen, nennen ihre Wohnungen Oc, oder Tave. Sie bestehen aus vier langen Gebäuden, die ein Viereck machen, mit einem Hoffraum in der Mitte. Jede Seite pflegt ordentlicher Weise zweyhundert Fuß lang zu seyn; allein bey einigen ist sie bis fünfhundert lang. Ihre Breite beträgt zwanzig oder dreyßig Fuß. Sie bestehen aus Stämmen, deren Zwischenräume mit Aesten ausgeflochten, und über und über mit Palmblättern bedeckt werden. Man erblickt viele hundert Indianer darinnen, die unter einem Dache friedfertig mit einander leben. Diese Insel begreift sieben und zwanzig solcher Flecken oder Dörfer, und nach der Berechnung der Hauptflecken schätzten die Franzosen die Anzahl ihrer Einwohner auf zehn oder zwölf tausend. Die Luft ist daselbst gemeiniglich rein und heiter, man spürt fast gar keine Kälte. Die Dürre ist nicht übermäßig; die Nebel sind niemals dicke, und die Dünste sind der Gesundheit ganz und gar nicht nachtheilig. Man weiß daselbst nichts von Stürmen und Wirbelwinden; niemals hat es da weder gehagelt noch geschneyet; donnern hört man sehr seiten, blitzen aber sieht man es sehr häufig, Morgends und Abends, und das beym heitersten Himmel. Wenn die Sonne von dem Wendekreis des Steinbocks

zu

zu dem entgegengesetzten wieder herauf steigt, so vertreibt sie in allen diesen Weltgegenden, vierzig Tage ehe sie zum Scheitelpunkt gelangt, den Regen vor sich her. So bald sie durch denselben gegangen ist, so hat man zwey oder drey Monate beständigen Regen, vom Ende des Februars bis zum Anfange des Junius. Wenn der Tag am längsten ist, und die Sonne wieder zum Wendekreiß des Steinbocks zurücke kehrt, so fangen sich die Ostwinde, die man Passatwinde nennt, zu wehen an, und werden immer stärker, je näher sie dem Scheitelpunkte kömmt, so wie sie, je weiter sie sich entfernet, immer schwächer werden. Sie erheben sich gemeiniglich nach der Morgendämmerung, das ist um sieben oder acht Uhr, werden immer heftiger, je höher die Sonne am Horizont herauf steigt. Nachmittags werden sie nach und nach schwächer, und des Abends legen sie sich ganz. Auf dieser Insel und auf dem benachbarten festen Lande verspürt man keinen andern Wind, als den Ostwind, er kühlt die Luft vollkommen ab, und macht sie sehr gesund. So wenig von der Linie entfetnt, sind Tag und Nacht einander gleich; die Witterung ist fast allezeit einerley; mit einem Worte, es ist nicht leicht ein Land zu finden, dessen Klima so angenehm wäre.

Unge-

Ungeachtet die Insel mit dem Meer, oder mit davon schon vermischten Wasser umgeben ist, so fehlt es ihr doch gar nicht an süßen und sehr gesunden Quellen, aus denen eine Menge durch sie hinströmender Bäche entspringen. Das Erdreich ist darauf so fruchtbar, daß es ohne irgend eine Beyhülfe, und ohne brach zu liegen, binnen drey Monaten reiche Erndten an Maitz, an allerhand Art Früchten, auch verhältnißmäßig an Hülsenfrüchten und Wurzelwerke hervorbringt. Ausser diesen wächst auf derselben Färbeholz, Safran, Hanf, die Art rother Farbe, die man Roku nennt, einige Arten Lack, Balsam, welchen man dem von Mecka gleich schätzt, vortreflicher Tabak, und die Art Pfeffer, so die Indianer Axi nennen. Man glaubt, das Erdreich würde Zuckerrohr tragen können. An den Küsten wird oft Ambra gefunden, und in den Kieselsteinen eine Art weißen und rothen Krystalls, der härter ist, als der, so man Steine von Aleicon nennt. Ueberdieß findet man Edelgesteine auf dieser Insel, und auch Bausteine, Thon zu Ziegeln und Kalk. Endlich sind auf dieser Insel weder allzuhohe Berge, noch gar zu ungeheure Ebenen; sie ist überflüßig mit Wasser sowol als mit Holz versehen, und kann für eine der angenehmsten Gegenden des Erdbodens gehalten werden. Die dar-

darauf befindlichen Thiere und Pflanzen sind von den Brasilianischen wenig unterschieden.

Man findet in der Insel Maragnhan gegen Westen, eine kleine Provinz, die Tapomtapere heißt, die von ihr nur durch eine Meerenge von drey oder vier Meilen abgesondert ist; sie liegt auf dem festen Lande; allein bey hoher Fluth ist sie ganz mit Wasser umgeben. Die Einwohner dieser Gegend, und die Insulaner, sind eine Nation. Ihre Wohnungen sind wie der Insulaner ihre gebaut; ihr Land eben so fruchtbar und so bevölkert, als die Insel. Aus dieser Provinz kommt man in eine andere, wo man ohngefehr eben so viel Annehmlichkeiten findet, als auf der Insel. Sie hat den Namen von dem Flusse Comma, der sie bewässert. Man zählt darinnen dreyzehn Flecken, deren Einwohner von den braven Tobinambus herstammen. Man trifft noch eine ziemlich große Strecke Landes an, die eben dieselben Indianer im Besitz haben.

Die Portugiesen haben an der Capitainie Marannon oder Maragnhan eine ziemliche grosse Landkarte herausgegeben. Man findet darinnen am linken Ufer des Flusses Perra, nicht weit von seiner Mündung, die Schanze St. Jakob, an einer

Bucht,

Bucht, die verschiedene Flüsse, die in den grossen Strom sich ergiessen, nebst einer Menge kleiner Inseln erweitern. Jenseits der Inseln trifft man einen andern Arm an, der aus dem Meerbusen Maragnhan, zwischen zwey kleinen schmalen Inseln hervor kommt, und an welchen man zur linken noch eine andere Portugiesische Schanze, Namens St. Maria, liegen sieht. Etwas weiter auf der andern Seite, zeigt sich die Mündung des Flusses Mounin, und hernach des Topokoru seine, gegen den dritten Grad, von da an, die Küste, die sich fast gerade nach Süden streckte, einen Bogen nach Westen, bis zum Ausfluß des grossen Stroms Meaty macht. Von da lauft sie wieder gegen Norden, bis zum Vorgebürge Taponitabere. Die Insel Maragnhan, die mitten im Meerbusen liegt, nimmt beynahe seine ganze Weite ein. Die Bucht, in welcher die Schanze St. Ludwig, vor ihrer Mündung, zwischen zwey Flüssen liegt, die daraus eine kleine Insel machen, öffnet sich nach Abend zu. Die Schanze St. Franz liegt ganz innerhalb dieser Bucht, und fast in der Mitte. Um die Insel herum, auf dem Gestade der Bucht, findet man verschiedene Wohnplätze, davon der Ansehnlichste St. Andreas ist, welcher beynahe recht auf der Mitternächtlichen Spitze, und hernach

nach St. Jakob, so auf der Mittägigen Spitze liegt.

Wenn man von dem Vorgebürge Taponitapere die Küste endlängst fährt, so kommt man zu dem zehn Meilen davon liegenden Hafen Aippe, und zwey Meilen weiter heraufwärts liegt die Insel Camara, und zwey Meilen weiter, die Insel Supat-uve, und viere davon die Weiße Insel oder St. Johann an, die nur einen Grad zwölf Minuten Südlich von der Linie liegt. Endlich findet man in dieser Karte den Abriß von der Capitainie Marannon oder Maragnahn.

§. 3.

Capitainie Ciara.

Diese Küste erstreckt sich längst dem Nordmeer, weiter als hundert und achtzig gemeine französische Meilen, der vorhergehenden gegen Südosten belegen, der Oestliche Theil aber, der die Landschaft Dela und Patagaci ausmacht, in denen reiche Silber-Bergwerke vorhanden sind, gehört nicht dazu, ob sie gleich in der Capitainie eingeschlossen. Das Land Ciara gränzt gegen Abend an die Capitainie Marannon, gegen Mittag an Rio-Grande, weil die Küste, die von Nord-West, nach Süd-Ost läuft, sich von dem Vorgebirge St. Roch an ihre Richtung von

Norden nach Mittag nimmt. Die Capitainie hat von dem Flusse Ciava ihren Namen. Ihre Hauptstadt ist ein klein Städtgen gegen den dritten Grad zehn Minuten Südlicher Breite und dem ein und zwanzigsten Grad fünf und zwanzig Minuten Westlicher Länge belegen. Ihr Hafen wird von einer guten Vestung vertheidigt; taugt aber nicht für große Schiffe. Die Vestung St. Luc liegt an der Küste gegen Morgen. Die Indianer, in dieser Gegend, sind groß, aber von einer widrigen Gestalt.

Zweyter Artikel.

Oestliche Küste von Brasilien

Längst dieser Küste liegen neun Capitainien, sie erstreckt sich von dem Vorgebirge St. Roch gegen Norden an, bis zu dem Vorgebirge Frio gegen Mittag; liegt unter dem achtzehnten Grad der Breite.

§. 1.

Capitainie Rio=Grande.

Das ist die erste von den neun Capitainien, woraus die Oestliche Küste Brasiliens, von Norden gegen Mittag genommen, besteht. Sie gränzt gegen Norden an Ciara, und gegen Mittag an Paraiba.

Sie kann wohl fünf und funfzig Meilen dem Meerufer endlängst betragen; hat den Namen von einem Flusse, der sie durchströmt, und dem die Portugiesen den Namen Rio-Grande gegeben haben; die Eingebornen nennen ihn Poteingi. Seine Mündung ist unter dem fünften Grad dreßig Minuten Südlicher Breite. Die Einfahrt in dieselbe ist beschwerlich, aber weiter landeinwärts wird sie angenehmer.

Es sind nicht viel Portugiesen in der Capitainie; sie haben darinnen nur eine Vestung nebst einem Flecken, die unter dem fünften Grad funfzig Minuten Südlicher Breite, und gegen den siebenzehnten Westlicher Länge liegen. Man baut vielen Zucker in dieser Gegend; und treibt die Viehzucht ziemlich stark. Es giebt nicht viel Indianer da; die meisten sind von den Portugiesen vertilgt worden, und die übrigen haben sich zu den Tapuyras geflüchtet.

Man findet darin sehr schöne Salzwerke, die Guamare genennt werden. Diese Landschaft ist mit barbarischen Völkerschaften umgeben, die den Portugiesen unversöhnlichen Haß geschworen haben.

Die Franzosen nahmen sich gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts vor, sich daselbst festzusetzen; allein der König von Spanien, der damals in Portugalls Besitze war, wollte so gefährliche Nachbarn

barn nicht leiden; er schickte dem Felician Cuello von Carvalho, Statthalter zu Paraiba den Befehl zu, sie zu vertreiben; es gelang ihm, er führte an dem Ufer des Flusses Rio-Grande eine Schanze auf, und machte diese Gegend zu einer Portugiesischen Capitainie.

Die Holländer segelten im Jahr 1631 von Fernambuk ab, um sich dieser Schanze zu bemächtigen; allein sie wurde so gut bewacht, daß sie sich derselben nicht einmal nähern konnten.

§. 2.

Capitainie Paraiba.

Diese Capitainie hat von dem Flusse Paraiba ihren Namen. Sie liegt zwischen der Rio-Grandischen, an die sie gegen Norden gränzt, und zwischen Tamaraca, so an der Mittagsseite liegt: gegen Morgen, längst dem Seestrande, erstreckt sie sich ohngefehr fünf und dreyßig Meilen weit. Der Paraiba Fluß ergießt sich an der Morgenseite durch eine ziemlich große Mündung in das Meer. Es liegt eine schmale Insel in derselben, die an ihrer Mittägigen Spitze ganz waldigt ist. Die Franzosen hatten darauf eine kleine Schanze erbaut, die die Portugiesen erweitert haben. Der Fluß ist so voller Felsen und Sand, daß es sehr schwer hält, Strom an

zu fahren. Die Stadt Paraiba oder Philippea liegt auf dem Mittägigen Ufer, an einer Art von Bucht, drey Meilen vom Meere ab; unterdessen können Kauffartheyschiffe darin einlaufen. Sie ist ziemlich bevölkert und sehr gut befestigt.

Der Boden in dieser Capitainie ist allenthalben sehr fruchtbar und ziemlich anmuthig. Man findet an verschiednen Orten Färbe-Holz, ja sogar Silbergänge, sonderlich in einer Gegend, welche die Indianer Tayuba nennen. Die Einwohner dieses Theils vom festen Lande heißen Petivarees. Sie lebten mit den Franzosen in einem genauen Bündniß, und nach und nach haben sie es mit den Portugiesen eben so gemacht, haben aber barbarische Völker zu Nachbaren; sie heißen Figurares, mit denen sie in beständigen Kriege leben.

§. 3.

Capitainie Tamaraka oder Itamaraka.

Diese Capitainie wird für uralt gehalten; allein die Nachbarschaft von Fernambuk und Paraiba hat sie in Vergessenheit und Dunkelheit versenkt. Sie liegt zwischen Paraiba gegen Norden, und zwischen Fernambuk oder Olinde, gegen Mittag. Ihre Küste erstreckt sich nicht weiter, als

zwan-

zwanzig Meilen. Ihren Namen hat sie von der Insel Tamarca, oder Tamarica bekommen, die vom festen Lande durch einen sehr engen Kanal abgesondert, und die ungefähr drey Meilen lang, und zwey Meilen breit ist. La Popeliniere in seinem Buche, von drey Welten behauptet, die Franzosen hätten diese Capitainie zuerst in Besitz gehabt, und sie wäre ihnen von den Portugiesen genommen worden. Es ist in der Nachbarschaft dieser Insel ein Hafen, der noch den Namen der Ersten führt; Die Portugiesen heißen ihn Porto des Franceses.

Die Insel ist nur fünf Meilen von der Stadt Olinde entfernt. Sie hat an der Südseite einen ziemlich guten Hafen; er wird von einer auf der Höhe eines Hügels liegenden Schanze vertheidigt. Diese Insel, und der Theil des festen Landes, der davon den Namen hat, gehört den Grafen von Monsanto, die daraus jährlich drey tausend Dukaten Einkünfte, von den, daselbst erbauten Zuckermühlen, heben.

§. 4.

Capitainie Fernambuk.

Diese Capitainie stößt gegen Norden, an die Tamarakische, und ist gegen Mittag durch den St. Franziskusfluß von Seregipe, abgesondert. Gegen Morgen gränzt

sie an die Küste des Nordmeers, die hundert Meilen weit von Nordost nach Südwest läuft. Gegen Abend hat sie keine gewisse Gränzen, sie geht von dieser Seite tief ins Land hinein, und man findet sehr schöne Ebnen darinnen. Diese Capitainie ist die reichste in Brasilien, und, wie ganz natürlich, auch die volkreichste; außer der erstaunlichen Menge Zucker, die sie hervorbringt, hat sie noch vortrefliche Viehweyden, die zahlreiche Heerden nähren. Aus dieser Gegend wird das meiste Färbeholz, welches Brasilienholz heißt, hergeholt.

Die Stadt Olinde.

Sie hat viele Städte, und eine ziemlich ansehnliche Anzahl Flecken. Olinde ist die Hauptstadt; diese Stadt liegt auf einem viel höhern Boden, als das Gestade hat. Viele Hügel befinden sich in selbiger. Ihre Lage ist so unregelmäßig und wunderlich, daß alle menschliche Geschicklichkeit sich umsonst bemühen würde, eine Festung daraus zu machen. Das auszeichnenste unter ihren öffentlichen Gebäuden ist ein Collegienhaus, das vom König Sebastian für die Jesuiten gegründet worden. Es liegt auf dem Abhang eines sehr anmuthigen Hügels. Man unterweiset in selbigem die jungen Nationalen in den Wissenschaften, lehrt so gar die Kinder lesen und schreiben. Gegen über liegt ein Kapuziner Kloster; der Dominikaner Mönche ihres steht beynahe auf dem

Ufer,

Ufer. Die Benedictiner haben eines in dem oberen Theile der Stadt. Es ist von Natur so gut befestiget, daß es der Stadt zur vornehmsten Vertheidigung dient. Es ist auch noch ein Nonnen Kloster in dieser Stadt, unter dem Namen: **Unsre liebe Frau von Conception**, zwey Kirchspiele, davon das eine dem Heilande, das andere dem heil. Peter geweihet ist. Die zu St. Peter, wurde im Jahr 1676 zum Bißthum unter dem Erzbißthum St. Salvador, erhoben. Auch hat sie ein Spital unter dem Namen, das Miserikordienspital; es liegt fast in der Mitte auf einem hohen Hügel, an dessen Fuße noch eine andere Kirche befindlich ist, die **Nostra Senora del Gonparo** heißt; noch sind daselbst folgende Kirchen, die St. Johannes Kirche, nebst der Unsers Herrn Gauadaluppe, und zwey andere, außerhalb der Ringmauer: nemlich Unser Herr von Monte und St. Amaro. Man zählt nicht mehr, als zwey tausend Portugiesische Einwohner zu Olinde; findet aber daselbst eine sehr große Anzahl Sklaven und Indianer von beyderley Geschlecht. Unterdessen giebt es in Brasilien keinen Pflanzort, wo die Lebensmittel und andere Lebensbedürfnisse so selten wären, man schaft sie aus andern Gegenden dahin; aus den Kanarischen Inseln und selbst aus Portugall. Der Hafen zu Olinde ist klein und gar nicht bequem. Uebrigens ist er mit

einer Reihe Felsen und mit Sandbänken so umringt, daß die Kauffarthey-Schiffe nur durch einen sehr engen Kanal einlaufen können. Der Hafen selbst, darin ein kleiner Fluß fällt, liegt weiter als eine Meile von der Stadt ab; auf seinem Ufer aber liegt eine Art einer Vorstadt, in welcher man Vorrathshäuser für Zucker und für andre Waaren angeleget hat, nebst einer Schanze, recht an der Mündung des Kanals, die, nebst der natürlichen Lage der Gegend, die Annäherung in den Hafen fast unmöglich macht. Die Holländer bemächtigten sich dieser Stadt im Jahr 1630, und stellten eine kleine Verheerung daselbst an. Nach Verlauf einiger Jahre nahmen sie ihnen die Portugiesen wieder weg.

Bey der Stadt läuft ein Fluß, der **Bibiribi** heißt; er fällt zwischen dem festen Lande und dem Kanal, wo er eine kleine Insel macht, Namens Vaaz, in die See.

Der Flecken Karasu.

Der Flecken **Karasu** liegt vier oder fünf Meilen von Olinde. Er wurde anfangs von armen Portugiesischen Handwerksleuten bewohnt, die verschiedne Handthierungen trieben; einige lebten auch vom Fällen des Färbeholzes. Als sich aber die Holländer der Stadt Olinde bemeisterten, so machten sie sich in die Stadt, in der Hoffnung, von ihnen mehr Gewinn, als vorhin

vorhin von den Portugiesen zu ziehen. Man kann von Karasu aus, in die See kommen, und zwar vermittelst eines kleinen Flußes, der aus der Gegend Tamaraca herabfließt.

Neun oder zehn Meilen von Olinde, findet man den Flecken Amatta do Brasil. Er ist sehr volkreich; seine Einwohner beschäftigen sich hauptsächlich mit Färbeholz zu fällen, und eine Menge davon auf die See zu schaffen.

St. Laurenzo ist ein anderer zwischen Amatta und Olinde liegender Flecken. Man macht darin eine sehr große Menge guten und feinen Zucker. Man zählt vier Mühlen daselbst, die allezeit im Gange sind. Diese Gegend ist wegen der Grüne und Fruchtbarkeit der Felder sehr anmuthig. Dazu ist die Fischerey daselbst sehr ergiebig, so daß die Einwohner nichts weiter zu wünschen haben.

Die Holländer haben, während der Zeit, daß es in ihren Händen war, ansehnliche Festungswerke angelegt, und da sie die Kunst mit der Natur vereinigten, so ist ihm fast gar nicht beyzukommen.

§. 5.

Capitainie Seregipe.

Der St. Franziskusfluß macht gegen Norden die Gränze von dieser Capitainie,

und trennet sie von Fernambuk. Auf der Südwestseite des Seregipe Flußes stößt sie an die Bucht Aller Heiligen. Der Seregipe Fluß fließt mitten durch, von Nordost nach Südost, und giebt ihr den Namen. Diese Capitainie kann wohl fünf und siebenzig Meilen längst der Küste betragen, die sich von Nordost nach Südwest zieht. Ihre Hauptstadt, die auch Seregipe heißt, liegt Landeinwärts, sieben Meilen von der Küste, gegen den zwölften Grad südlicher Breite, und gegen den zwanzigsten Grad dreyßig Minuten westlicher Länge. Dieses Land ist sehr fruchtbar, und ziemlich bevölkert.

§. 6.

Capitainie Bathia, oder Bucht Aller Heiligen.

Diese Capitainie wird Bathia de Todos Santos, Bucht Aller Heiligen, oder Bathia, Bucht, Vorzugsweise genennet, und zwar wegen ihrer Lage, die an eine sehr große Bucht stößt. Sie liegt dreyßig Meilen von Ilheos nach Norden ab, und hundert von Fernambuk nach Süden, unter dem dreyzehnten Grad südlicher Breite. Die Bucht ist nicht breiter, als drittehalb Meilen; allein sie theilt sich in verschiedne Krümmen, und diese sind Ursach, daß sie mehr denn vierzehn Meilen Landeinwärts geht.

geht. Es liegen viele große und kleine Inseln in derselben. Aus dem Innern des Landes stürzen sich drey große Flüße hinein; nemlich, der Pitange, der Geresipe, und der Cachocira. Es fließen auch noch verschiedne andre kleine hinein, deren Namen anzuführen, unnöthig ist.

Die am entferntesten liegende Insel, ist die gröste, sie heißt Taperika; ihre Gestalt ist länglicht, ist aber wenig bemerkungswürdig, und wir eine Beschreibung davon höchst unnöthig finden.

Die Portugiesen haben weiter als funfzig Meilen, Landeinwärts gegen Abend zu, Wohnplätze. Die Stadt St. Salvador, die Hauptstadt dieser Insel, ja sogar ganz Brasilien liegt gegen den zwölften Grad funfzig Minuten mittägiger Breite, und gegen den zwey und zwanzigsten westlicher Länge. Sie ist groß, reich und gut bevölkert, steht auf einer achtzig Kläfter hohen Anhöhe, zwey hundert Schritte von der Bucht Aller Heiligen. Dieser Hügel ist von der Seeseite so steil, daß man sich eines Krans bedienen muß, um die Waaren aus dem Hafen hinauf in die Stadt zu schaffen. Unten bey St. Salvador liegen Vorstädte, die bis an den Hafen gehn. Da ihre Lage aus einem unebnen Boden besteht, so bedienen sie sich der Schwarzen, anstatt des Fuhrwerks, zu

Fort-

Fortschaffung der Waaren, und man zählt daselbst deren mehr als funfzehntausend; die Straßen sind übrigens enge und schlangenförmig. Angesehene Leute lassen sich auf indianischen Sesseln tragen. Die Stadt treibt großen Handel, sonderlich mit Sclaven aus Guinea. Die Häuser sind hoch und durchgehends von gehauenen Steinen, oder Ziegeln, gebaut. Verschiedne Familien, die sie bewohnen, sind von Jüdischer Abkunft. Man hält die Einwohner überhaupt für wollüstig, eitel, träge, eifersüchtig und rachsüchtig, ob sie gleich große Maulandächtige seyn. Die vornehmsten unter ihnen, sind höflich und gesprächig; das gemeine Volk aber sehr aufgeblasen.

Alle Kirchen sind schön ausgeziert und sehr reich an Silberwerk, sonderlich die Domkirche, die gegen das Jahr 1552 zur Bischöflichen, und 1696 zur Erzbischöflichen Kirche erhoben worden ist, darunter drey Bischöfe in Brasilien stehen. Zu welchen der Pabst Benedikt der XIV. im Jahr 1747 noch drey geschlagen hat, nemlich das Bisthum Para, St. Paul und Marianna.

Die zweyte Kirche zu St. Salvador, ist die Abtey St. Sebastian, der Capitelort des Benedictiner Ordens in Brasilien. Die Jesuiten hatten daselbst ein Kollegium und ein Noviziat für ihre Prasilianische Provinz. Die Sakristey im Kollegium

ist

ist ein prächtiges Gebäude; die Kirche ist groß, reich und sehr gut ausgeschmückt. An andern Klöstern befinden sich darinnen, Karmeliter, Franziskaner, Kapuziner, die zum Theil aus Franzosen und theils aus Italienern bestehen, und Barfüßer. Außer diesen sind noch zwey Nonnenklöster da, in deren einem sich Schwestern vom St. Klarenorden befinden.

Die Stadt und der Hafen, St. Salvador, werden von drey Schlössern vertheidigt, das vornehmste davon ist St. Anton. Der Vicekönig von Brasilien, das Oberhofgericht des Landes, die königlichen Officianten und die Münze haben in der Stadt ihren Sitz, die übrigens ziemlich gut befestigt ist; es befindet sich allezeit eine gute Besatzung darinnen. Im Jahr 1623 nahmen sie die Holländer ein und plünderten sie, allein die Portugiesen eroberten sie das andere Jahr wieder.

Die zweyte Stadt in dieser Capitainie heißt **Paripe**, vier Meilen von St. Salvador ab. Man zehlt noch eine dritte zu eben der Capitainie zwischen Bathia und Fernambuck: einige Reisebeschreiber nennen sie **Seregipe del Rey**. Man fährt auf einem kleinen Fluß dahin, der bey der höchsten Flut nur dreyzehn Spannen tief ist. Sie liegt zehn oder eilf Meilen vom Reyflusse gegen Norden und sieben vom St. Franziscusfluß gegen Mittag.

In

In ganz Brasilien ist keine reichere und bevölkertere Provinz als Bathia. Der Boden trägt daselbst Zuckerrohr, Tabak, Baumwolle, Indianisch Korn und Maniok. Es giebt schöne Weiden, auf denen man eine so große Menge Vieh hält, daß das Fleisch daselbst sehr wohlfeil ist; allein es giebt ein Haufen Ameisen und anderes Ungeziefer, so die Früchte und Hülsengewächse verderben. Das Land wird mit vielen Flüssen bewässert. Sechse davon, die sich in die Bucht aller Heiligen ergießen, sind ziemlich ansehnlich. Die Ufer dieser Flüsse sind mit einer großen Menge Wohnungen bedeckt, woselbst man, ungeachtet der Nähe der Linie, einer reinen und heitern Luft genießt, weil sie durch die Winde abgekühlt wird, und weil es viele Bäche und klare Wasserquellen giebt; dieß macht, daß keine Statthalterschaft so bevölkert und so reich, als diese ist.

§. 7.

Capitainie Ilheos.

Der Fluß, Das Comtas, trennt diese Capitainie von der Capitainie Aller Heiligen. Gegen Mittag gränzt sie an Porto Seguro. Ihre Länge mag funfzig Meilen längst der Küste betragen, sie erstreckt sich von Mittag gegen Norden; wird von vielen Flüssen durchströmt und von verschie-

denen

denen wilden Völkern bewohnt, darunter viele herumziehende und einige Menschenfresser befindlich sind. Sie hat von einem Flusse ihren Namen, nach welchem auch die Hauptstadt so genennt wird, die funfzig Meilen Mittagwärts von St. Salvador, und eben so weit nach Norden von Porto Seguro, grade einer Bucht gegen über an der Mündung des Flusses liegt, gegen dem zwölften Grad vierzig Minuten Mittägiger Breite. Es befinden sich ungefehr zweyhundert Portugiesische Familien darinnen. Man trift noch drey mit Portugiesen bevölkerte Marktflecken an. Sieben Meilen landeinwärts trift man einen ziemlich fischreichen See an; der aber voller Krokodillen ist. Es entspringt aus ihr ein Fluß, der aber so schmal, das kaum ein Indianischer Kahn darauf gehen kann. Sie wirft Wellen wie das Meer, wenn das Wasser von Winden bewegt wird. Ihre Länge und Breite mag etwa drey Meilen, und ihre Tiefe funfzehn Klafter betragen.

Man findet in dieser Provinz eine Art Bäume, aus denen, durch den geringsten Einschnitt ein Balsam herausfließt, dem bewundernswürdige Eigenschaften zugeschrieben werden. Seit dem die Portugiesen sich in der Landschaft Ilheos niedergelassen haben, so ist sie von einer barbarischen

Nation

schen Nation bevölkert worden, die ohne Zweifel aus ihrem eignen Lande vertrieben und viel weißer ist, als gemeiniglich die andern Indianer zu seyn pflegen, dabey aber so kriegerisch und grausam, daß die Kolonie allezeit sehr viel von ihr hat ausstehen müssen. Man bemerkt an ihnen, daß sie Eckel und Verachtung bezeigen, sich wo anzubauen, daß sie niemals zwey Tage an einem Orte bleiben, und indem sie sich in Wäldern und Felde aufhalten, bloß die Erde zu ihrem Bette haben. Ihre Bogen sind groß und stark, und ihre Pfeile außerordentlich lang. Der Pater Yarric versichert, ihre Wildheit sey so groß, daß sie sogar ihre eignen Kinder fressen. Diese Provinz würde in Brasilien eine der besten seyn, wenn die Nachbarschaft dieser Barbaren ihren Anbau nicht verhinderte.

§. 8.

Capitainie Porto Seguro.

Diese Capitainie hat gegen Norden den Fluß Santa Cruz zu ihrer Gränze, der sie von Ilheos scheidet; ein anderer Fluß scheidet sie gegen Mittag von Spiritu Santo. Sie liegt unter dem sechzehnten Grad dreyßig Minuten Südlicher Breite. Sie mag gegen Morgen längst der Küste, die sich von Norden gegen Mittag zieht, etwa achtzig Meilen betragen.

Es sind drey Portugiesische Städte in dieser Capitainie, nemlich St. Amaro, St. Cruz und Porto Seguro.

Porto Seguro, die Hauptstadt der Capitainie, ist auf der Höhe eines weißlichten Felsen erbauet worden, dem gegen über das Erdreich an der Nordseite sehr erhaben ist: allein, an der Gegenseite wird es flächer und verwandelt sich in ein sandigtes Gestade. St. Cruz ist ungefehr drey Meilen von dieser entfernt, und liegt an einem andern Hafen, in den nur sehr kleine Schiffe einlaufen können.

Diese Capitainie gehört dem Herzog von Aveyra. Die Handlung der Einwohner besteht in Lebensmitteln von allerhand Art, die ihr Land in sehr großem Ueberfluß hervorbringt, und die sie in die andern Brasilianischen Provinzen zur See verführen. Nicht weit von dieser Capitainie fangen sich eben die Klippen an, die Abrolhos heißen, und die sich sehr weit in das Meer hinein erstrecken, ohne daß man bis jetzt noch ihre Gränzen hat bestimmen können. Sie sind den Steuermännern ein Schrecken, sonderlich auf der Fahrt nach Ostindien. Unterdessen hat man zwischen ihnen verschiedene Kanäle gefunden, doch kann man sie nicht ohne Gefahr paßiren. Sechs oder sieben Meilen vom festen Lande findet man vier kleine In-

seln, denen die Portugiesen folgende Namen gegeben haben, Monte da Piadras, Ilha Seka, Ilha dos Passeros und Ilha de Meo. Die zwey ersten liegen vorwärts nach dem See und der Kanal kann nach Westen zu befahren werden; die zwey andern, die landeinwärts liegen, können auf zwey Seiten, aber mit äußerster Behutsamkeit umfahren werden. Ueberhaupt sind die so genannten Abrolhos Klippen bey hoher Flut unter Wasser, oder ragen nicht über die Oberfläche des Meers vor. Zur Ebbe hingegen kann man ihre Spitzen sehen, welches die Gefahr sehr vermindert.

Die Holländer, die diese Küste besuchen, und sich so gar weit in das feste Land hinein wagen, finden nichts als große Wüsteneyen darinnen. Gegenden, wo man nicht weiter kommen kann, und sehr fischreiche Flüsse.

Im Jahr 1500 landete Alvaro Kabral an dieser Küste, und fand bey derselben einen guten Hafen, den er Porto Seguro nennte. Diesen Namen bekam auch die Stadt, die man nahe daran anlegte. Es befinden sich beynahe zweyhundert Portugiesische Familien darinnen. Sie liegt, wie man schon erwähnt hat, auf der Höhe eines Berges, der sich ebnet, und bis an das Meergestade geht. Man

findet

findet auf zwanzig Dörfer daselbst, die mit bekehrten Indianern besetzt sind: allein dieses Land entvölkert sich beständig, weil es ohne Aufhören, den Einfällen eines wilden Volks, so man die Guaymanns nennt, ausgesetzt ist. Man versichert, daß sie Menschenfleisch essen, und alle diejenigen, deren sie sich bemächtigen können, auffressen. Es wäre ein sehr fruchtbares Land, wenn es gut angebaut wäre.

§. 9.

Capitainie Spiritu Santo.

Sie liegt unter dem zwanzigsten Grad Südlicher Breite, sechzig Meilen von Rio Janeiro nach Norden, und funfzig nach Süden von Porto Seguro. Man zählt darinnen nicht viel mehr als zweyhundert Portugiesische Familien. Diese Capitainie wird für die fruchtbarste in Brasilien gehalten. Man findet alles darinnen, was zur Lebens Nahrung und Nothdurft gehöret. Die Wälder sind von allerhand Thieren voll; die Flüsse mit einer unglaublichen Menge Fische angefüllt, und die Felder, die von den schönsten Bächen bewässert werden, bringen alles für die, so sie anbauen, hervor. Ihre alten Einwohner, die Margajats hießen, sind lange Zeit Todfeinde der Portugiesen gewesen, aber mit der Zeit sind sie zahmer gewor-

den, und haben sich in Bündniß mit ihnen eingelassen.

Die Mündung des Hafens Spiritu Santo, formirt gegen Osten eine Bucht von mittelmäßiger Größe, die viele kleine Inseln einschließt, und die an ihrem Mitternächtlichen Strande, mit gefährlichen Steinklippen übersäet ist. Die Einfahrt des Hafens erkennt man an einem hohen Berge, der die Gestalt einer Glocke hat, und den die Portugiesen Alva nennen; er dient den Steuermännern gleichsam zum Ziele. Ein wenig weiter hin, erblickt man, auf einer steilen Höhe nicht weit vom Ufer, einen weißen Thurm, der ehemals der Thum einer Kirche war, die Nostra Senora de Penna hieß. An demselben Orte lag eine kleine Stadt, davon noch viele Häuser stehn: sie hieß Villa Veja. Ehe man bis dahin kömmt, hält es etwas schwer, durch die Oefnung des Hafens zu kommen, die von einer kleinen länglichten Insel, welche sich mit einer Sandbank endiget, gesperrt wird; nach dieser Durchfahrt aber hat es mit den Schiffen keine weitere Gefahr. Im Einlaufen entdeckt man rechter Hand einen Fels, der sich in Gestalt eines stumpfen Kegels erhebt; zur linken dicht am Rande des Ufers, liegt ein sehr hoher Berg, den die Portugiesen den Zuckerhut nennen, weil er wirklich eine

der-

dergleichen Gestalt hat. Auf der andern Seite ist eine kleine viereckigte Schanze von weniger Bedeutung. Endlich kömmt man an die Stadt, die auf der rechten Seite des Hafens liegt, ohngefehr drey Meilen vom Meere ab; sie hat weder Mauern noch Graben. Man sieht auf ihrer Morgenseite ein Kloster mit seiner Kirche. Die Ordensgeistliche, denen es gehört, sind Benediktiner. In der Mitte der Stadt liegt noch eine andere Kirche, die dem Heiligen Franziskus gewidmet ist; und an der Morgenseite ein Kollegium, das ehedem den Jesuiten gehörte. Diese Stadt ist mit Indianischen Dörfern umgeben, in denen man beynahe zehntausend bekehrte Indianer zählt. Das, so man Drey Könige nennt, hat die zahlreichsten Einwohner. Die Tapujas und die Apiapetanjas, welches wilde dort geborne Indianer sind, verursachen denen Portugiesen nicht wenigen Schaden, und haben niemals sich mit ihnen verbinden wollen.

Dritter Artikel.

Mittägige Küste von Brasilien.

Nachdem sich die Brasilianische Küste, von Norden gen Süden von der Stadt St. Salvador an, bis zum Vorgebirge Frio gezogen hat, welches gegen den zwey und zwanzigsten Grad Mittägiger Breite

liegt, so läuft sie von Nordost nach Südwest, bis zum fünf und dreyßigsten Grad der Breite. Wir geben demjenigen Landesstriche Brasiliens den Namen der mittägigen Küste, der drey Capitainien und den Oestlichen Theil von Paraguay in sich schließt, dem Fluß Rio de la Plata zur Linken, wenn man nach dessen Urquell hinauf geht, weil die Portugiesen sich davon Meister gemacht haben.

Einige Erdbeschreiber nennen diesen Landesstrich Guairinie von der Stadt Guaira, die linker Hand von Parana gegen den vier und zwanzigsten Grad fünf und dreyßig Minuten der Breite, und gegen den sieben und dreyßigsten Westlicher Länge liegt. Diese Stadt wurde von den Spaniern angelegt, die sie Cuidad Real nannten. Sie ist zerstört. Man versichert, die Portugiesen hätten in diesem Lande ergiebige Gold- und Silber-Bergwerke, und Diamant Gruben. Die drey Capitainien in diesem Theil Brasiliens sind folgende.

§. 1.

Capitainie Rio Janeiro.

Diese Capitainie liegt zwischen der Capitainie von Spiritu Santo mit der sie gegen Norden gränzt, und zwischen St. Vincent an, die sie nach Südwesten stößt.

Diaz

Diaz de Solis, dem man die Entdeckung davon im Jahre 1525 zuschreibt, setzt ihre Lage unter dem zwey und zwanzigsten Grad zwanzig Minuten südlicher Breite. Die Franzosen setzten sich im Jahre 1555 an dieser Küste auf einer Insel fest, und erbauten eine Schanze darauf; allein die Portugiesen vertrieben sie nach dreyen Jahren daraus, und gaben einem großen Meerbusen, den die Einwohner Ganabara nannten, den Namen Rio Janeiro. Er ist mit Bergen umgeben, und mag etwa zwölf Meilen in die Länge und sieben oder achte in der Breite haben. Die Einfahrt dieses Meerbusens wird von verschiednen Schanzen vertheidigt; übrigens ist sie wegen vieler Eylande, die sie sperren, sehr beschwerlich. Zwey kleine Flüsse ergiessen sich darein; an ihren Ufern liegt eine Menge von Landeskindern bewohnter Dörfer. Diese Gegend trägt eine ziemliche Menge Baumwolle und Brasilienholz; aber Zucker giebt es nicht viel.

Die Hauptstadt in dieser Capitainie heißt, St. Sebastian. Man nennt sie auch Rio Janeiro, nach dem Meerbusen, an welchem sie liegt. Ihre Südliche Breite mag etwa zwey und zwanzig Grad fünf und vierzig Minuten betragen, und ihre Westliche Länge sechs und zwanzig Grade. Sie liegt an der Abendküste des Meerbu-

 sens,

sens, zwey Meilen von seiner Mündung, auf einer mit Bergen umgebnen Ebne. Die Portugiesen gründeten sie im Jahre 1558, und nannten sie nach dem König Sebastian, der dazumal in Portugall regierte. Sie ist sehr gut gebaut; die Strassen sind ziemlich gerade. Ihre Länge beträgt eine halbe Meile, aber in der Breite hat sie nicht mehr als zehn oder zwölf Häuser. Sie wird in drey Theile getheilt. In dem obern liegt die Domkirche, welche im Jahre 1676 gestiftet, und dem Erzbisthum St. Salvador untergeben wurde; und ein Kollegium, welches vormals von den Jesuiten verwaltet wurde. Dieses Kollegium steht zu Ende der Stadt auf dieser Seite. Die Unterstadt macht die Vorstadt St. Anton aus. Der dritte Theil der vom Schlosse an bis an die Bucht geht, endiget sich mit der Benediktiner Abtey von der Brasilianischen Kongregation; sie ist sehr schön, und liegt, wo dieser Theil zu Ende geht, auf einer Anhöhe. Die Franziskaner und Karmeliter Mönche haben ihre Klöster auch darinnen. Außer diesen findet man noch Kapuziner, die sich mit Missionen beschäftigen. Man beschuldigt die wohlhabenden Einwohner dieser Stadt, der Weichlichkeit und Sittenlosigkeit, und einer so großen Trägheit und Sorglosigkeit, daß sie die Besorgung aller ihrer Geschäfte ihren Mohrensclaven auftragen; doch lassen

sie selbige nicht ihre Zuckermühlen besorgen, dazu haben sie Indianer. So gar sagt man, die Welt- und Ordensgeistlichen wären von diesen Lastern, wozu noch eine grobe und tiefe Unwissenheit käme, nicht frey. Der Statthalter hat seinen Sitz in dieser Stadt. Von der Landseite ist sie nicht befestigt, wol aber von der Seeseite; da hat sie vier Schanzen, die zugleich die Bucht bestreichen; dieß aber hinderte im Jahr 1711 die Franzosen nicht, sich ihrer zu bemeistern, und die Stadt zu plündern. Der Schade den die Portugiesen bey dieser Gelegenheit erlitten, soll sich, wie man glaubt, auf zwanzig Millionen belaufen haben.

Der König von Portugall errichtete im Jahr 1753 ein Obertribunalsgericht zu St. Sebastian, von dem, als der letzten Instanz nicht weiter appellirt werden konnte.

Außer St. Sebastian rechnet man noch vier andre Städte, oder Marktflecken, in dieser Capitainie. An der Küste, zwey Meilen vom festen Lande liegt die Insel Grande, oder St. George, nahe unter dem Südlichen Wendezirkel. Sie ist voller Zitronen, Pomeranzen, und vieler andrer, in Europa unbekannten Bäumen. Der Fischfang ist daselbst sehr ergiebig. Es lassen sich viele Krokodille dort sehen. Die Portugiesen erlauben den Französischen

Schiffen sich daselbst zu erfrischen. Die Brasilianer, die dieses Land bewohnen, sind ein Gemisch von verschiednen Nationen, die den Portugiesen mit blinder Unterwürfigkeit dienen.

§. 2.

Capitainie St. Vincent.

Die Küste des Nordmeers begränzt sie gegen Südwest, und beträgt beynahe achtzig gemeine französische Meilen; gegen Mittag liegt die Capitainie del Rey, und gegen Abend Paraguay. Man versichert, ihr Mitternächtlicher Theil, wo sie mit Janeiro gränzt, wäre beynahe achtzig Meilen von Morgen nach Abend zu, lang, und an der mittägigen vierzig Meilen.

Santos ist die vornehmste Stadt in dieser Capitainie; sie liegt vierzig Meilen von Rio Janeiro gegen Süden ab, drey oder vier Meilen vom Meere, an einer Bucht, in der die grösten Kauffarthey-Schiffe anckern können. Sie hat nicht mehr als achtzig Häuser. Die Engländer nahmen sie ehemals unter dem berühmten Candish weg, blieben drey Monate Meister davon, und bemächtigten sich einer großen Menge Goldes, so sie mit sich wegführten. Es waren dazumal um die Stadt herum drey Zuckermühlen. Von der Fluß-Seite schließt eine Mauer die Stadt ein.

Die

Die Einwohner sind ein Gemisch von Portugiesen und Mestizen. Sie hat eine Pfarrkirche, ein Benediktiner Kloster und ein Jesuiten Kollegium. Die Einfahrt in den Hafen wird Barragrande genennet.

Drey oder vier Meilen gegen Süden von Santos liegt die Stadt St. Vincent, die der Capitainie den Namen gegeben hat; sie ist ehemals ihre Hauptstadt gewesen; heut zu Tage aber ist sie wegen ihres unbequemen Hafens ein schlechter Ort.

Weiter, in das feste Land hinein, findet man die Flecken Tanse und Cavane, die von Portugiesen bewohnt werden; sie sind wegen ihrer fruchtbaren Felder berühmt. Die Portugiesen geben einen Pflanzort, der Zitauhacin heißt, für eine Stadt an. Man findet, von St. Vincent nach Süden, noch zwey andere, Zange und Sananee; nur kleine Schiffe können bey ihnen anlanden.

Gegen den Fluß Amago, weiter herauf, drey Meilen von Santos, sieht man ein sehr großes Gebirge, das die Indianer Piernabiakaba nennen, und das sich gleich einer Seeküste in die Länge erstreckt. Der Fluß macht in dieser Gegend verschiedne Inseln, auf denen die Portugiesen Meyereyen und Gärten angelegt haben. Man kann mit Barken bis an den Ort, der Rabatra heißt, herauf fahren, das Fluß-

wasser

wasser ist daselbst trinkbar. Zwey Meilen weiter hin, muß man einen sehr steilen Abhang herab steigen. Dieses Gebirge ist so gähe und so hoch, daß man mehr als zwey Stunden es zu ersteigen, braucht. Wenn man auf dem Gipfel ist, so findet man einen Weg, der erst nach Süden, hernach nach Westen über andere Berge, durch einen sechs oder sieben Meilen langen Wald geht, und einen nach der Stadt St. Paul führt. Dieser Weg wird von zwey kleinen Flüssen durchschnitten, die sich außer dem Walde vereinigen, alsdenn ihren Lauf nach Osten nehmen, woselbst sie sich in den Fluß Injambi ergießen. Beym Ausgang des Waldes zieht sich der Weg noch auf eine Meile gegen Osten und Norden, durch eine sehr freyliegende Ebene, und führt einen bis nach St. Paul.

Diese Stadt liegt auf einem Hügel, der hundert funfzig Schritte hoch seyn mag, an dessen Fuße entspringen zwey Bäche, einer an der Mittags, der andere an der Morgenseite; sie vereinigen und ergiessen sich in den Injambi. Man hat aus der Stadt eine vortrefliche Aussicht, und zwar nach Süd, Ost und Nord, über unabsehliche ebne Strecken, und gegen Westen nach sehr großen Wäldern. Sie mag etwan aus hundert Häusern bestehen, hat eine Pfarrkirche, zwey Klöster, das eine

sind

sind Benediktiner, das andere Karmeliter, und ein Kollegium, das vordem von denen Jesuiten ist verwaltet worden. Der dortige Handel besteht nur in Vieh, in Feldfrüchten, und in Weitzen, der den Fehler hat, daß er ganz ohne Farbe ist. Diese Gegend hat alles von der Natur, ausgenommen, kein Oel, kein Salz und keinen Wein erhalten. Es ist daselbst niemals zu heiß, weil die Luft, die von dem Gebirge herkömmt, kühlt. Der Winter ist ziemlich kalt, es friert so gar zuweilen.

Der Fluß Injambi fließt eine Meile von der Stadt: er ist so breit, daß mittelmäßige Schiffe darauf gehen können; man findet in demselben einen großen Ueberfluß an Fischen. Er entspringt in dem Gebirge Piernabiakaba, von dem er gegen Westen zu herabströmt. An der Nordseite des Flußes erstreckt sich das Gebirge auf dreyßig oder vierzig Meilen in die Länge, zwischen Ost und West, und zehn, ja hin und wieder auf funfzehn Meilen in die Breite. Man findet in denselben viele Goldbergwerke, die das Gold theils in Körnern, theils wie Staub, in sich enthalten; es sind Körner gefunden worden, die an sechs Loth gewogen haben.

Dreyßig Meilen von St. Paul nach Süden, liegt das Gebirge Berasueaba, in dem man sehr viele Eisenerzt, ja sogar ziem-

ziemlich ergiebige Goldadern findet. Die Portugiesen haben eine kleine Stadt, Namens St. Philipp hingebaut. Der Fluß Injambi vergrößert sich daselbst durch die Vereinigung verschiedner Flüße, die ihren Lauf von Osten nach Westen nehmen. Man will wissen, er ergieße sich mit ihnen vereint in den Parana; wegen seiner vielen Wasserfälle ist er bis zu seiner Mündung sehr wenig schiffbar. Vier oder fünf Meilen von St. Paul, dem Wege der nach Berasueaba geht, gegen über, liegt eine schöne Zuckermühle, deren Ausbeute zu eingemachten Sachen und Zuckerwerk verbraucht wird.

Vier oder fünf Meilen von St. Paul, gegen Osten, stößt man auf einen großen Marktflecken, in dem Indianer und Portugiesen unter einander vermengt wohnen. Er heißt St. Miguel, und liegt recht am Ufer des Injambi Flußes. Fünf Meilen weiter hin, aber mehr nach Osten, kömmt man nach Magi-Miri, einem, aus nicht viel Häusern bestehenden, und nicht weit vom Injamba und von dem Gebirge Piernabiakaba entfernten Dorfe.

§. 3.

Capitainie Del Rey.

Dieses ist die allermittägigste Capitainie in Brasilen. Sie ist ein Theil von Paraguay,

raguay, von welchen sie auch ein Stück von der Ostseite längst dem Strande des Nordmeers, von welchem es gegen Morgen begränzt wird, von dem fünf und zwanzigsten Grad südlicher Breite an, bis zu dem fünf und dreyßigsten, begreift. Sie mag sich wohl von Mittag gegen Norden auf zwey hundert funfzig gemeine Meilen erstrecken; ihre Länge von Morgen gegen Abend ist bey weiten nicht so groß.

Diese Capitainie hat zwischen dem Madridter und Lißabonner Hofe Ursache zu Streitigkeiten gegeben. Die Spanier behaupteten, sie wäre ein Stück von Paraguay. Der König von Spanien hat sie endlich an Portugall abgetreten. Das Land wird von vielen Flüßen, die ihren Lauf von Abend gegen Morgen nehmen, und durch eine Reihe Gebirge, die der Küste endlang liegen, von Nordost nach Südwest durchschnitten.

Die Portugiesen haben in diesem weitläuftigen Lande einige Kolonien. Die vornehmste ist, St. Sacrement; sie liegt am mitternächtigen Gestade des Plata Flußes gegen den vier und dreyßigsten Grad zehn Minuten südlicher Breite, und gegen den zwey und vierzigsten westlicher Länge, fast der Stadt Buenos-Aires, die jenseit des Flußes liegt, gegen über.

An

An der Küste dieser Capitainie liegen einige Inseln. Die ansehnlichste ist St. Katharina, die neun Meilen lang und zweye breit ist. Sie liegt zwischen dem sieben und acht und zwanzigsten Grad Südlicher Breite; zu Folge der Beobachtung des Admiral Ansons, der sie in Augenschein genommen hat, und gegen den ein und dreyßigsten Grad Westlicher Länge. Sie ist sehr fruchtbar, und man findet auf selbiger viele gewürzhafte Bäume und Stauden, die Luft aber ist, wegen ihrer Feuchtigkeit, nicht gesund, und man wird von einer Art Mücken, die in Menge vorhanden sind, grausam gequält.

Die Portugiesen haben noch einen Pflanzort daselbst, nebst einer Stadt, die von verschiednen Schanzen vertheidigt wird, und die ihren Statthalter und Besatzung hat. Es gehört ihnen auch noch auf dieser Küste der Hafen St. Peter, der von einer Festung beschützet wird, die gegen den zwey und dreyßigsten Grad südlicher Breite, und gegen den vier und dreyßigsten westlicher Länge liegt. Die Portugiesen haben auch noch viel andere Schanzen in diesem Lande.

Vierter

Vierter Artikel.

Verschiedne Indianische Völker, die Brasilien bewohnen.

Es ist nicht unser Vorsatz, hier die Namen der verschiednen Völker, die dieses große Land bewohnen, anzuführen. Die meisten sind niemals recht bekannt gewesen; übrigens haben die beständigen Wanderungen dieser Barbaren in den Nachrichten der Reisebeschreiber und Geschichtschreiber viele Verwirrung verursachet. Einen andern Anlaß zum Irrthum und Dunkelheit geben die Mißionen, denen die Mißionarien nach heutiger Art, Nahmen beygelegt haben, und die von den Indianern ofte verstört, oder an einen andern Ort, um den Ueberfällen auszuweichen, sind hinverlegt worden. Daher kommt es ohne Zweifel, daß die Neue Geschichte von Paraguay für die Erdbeschreibung nicht so unterrichtend ist, als man es wol wünschen möchte. Man hat ihr, in dem Annee Litteraire mit Rechte diesen Vorwurf gemacht.

Der Engelländer, Knivet, hat viele Jahre in Brasilien zugebracht, und sich viel Mühe gegeben, sowohl dessen Bewohner, als auch die Lage der Oerter kennen zu lernen. Laet hat sich angelegen seyn lassen, alles, was er in dieser Absicht in der

neuen Geschichte von Paraguay und im Knivet hat finden können, zusammen zu tragen. Wir wollen ihn zum Wegweiser nehmen; ja wir wollen so gar aus seinem Werke einen Auszug machen. Ein verständiger Leser verdenckt es einem Geschichtschreiber nicht, wenn er sich der Hülfe seiner Vorarbeiter bedient.

Laet bemerkt, daß die Indianer in Brasilien nicht einerley Sprache reden; es wäre indessen unter denselben eine, die viel allgemeiner als die andern wäre, indem sich derselben, die zehn an der Küste, und in einigen Gegenden weiter ins Land hinein wohnende Völker bedienten. Die meisten Portugiesen verstehen sie. Sie ist leicht, wortreich und so gar angenehm. Die im Lande geborne oder erzogne Portugiesischen Kinder können sie so gut, wie die Eingebornen. Die Mißionarien bedienen sich keiner andern, als derselben.

Verschiedne Brasilianische Völker.

Unter allen Brasilianischen Völkern giebt man den Petiguares den Vorzug; sie wohnen in der Gegend des Paraiba Flußes, dreyßig Meilen von Fernambuk entfernt; in der Landschaft, die sie im Besitz haben, wächst das meiste Färbeholz. Man versichert, sie wären den Franzosen sehr gewogen, mit denen sie sich bis ins Jahr 1584 in Bündniß eingelassen, ja sich sogar mit ihnen verheyrathet hätten.

Das Andenken von ihren Bundesgenossen erhält sich noch bey dieser Nation, daher ist ihr das Portugiesische Joch verhaßt, und sie ist allezeit geneigt, sich wider sie zu erklären.

Sie hatten die Viatans zu Nachbaren, die ehedem ein sehr zahlreiches Volk ausmachten; das aber anjetzt beynahe ganz ausgerottet ist. Als die Portugiesen gewahr wurden, daß es mit den Petiguares aufs genauste vereinigt wäre, so brachten sie durch List Zwiespalt unter sie, und als sie zwischen beyden den Krieg angezündet hatten, so gaben sie den Petiguares die Freyheit, die Viatans aufzufressen, die auch beynahe alle aufgefressen wurden. Die übrigen machten die Petiguares zu Gefangenen, und verkauften sie zu Sclaven. Einige behielten sie zu ihrem Dienst, und der gröste Theil kam im Elend um.

Vom Rio Real, bis an die Capitainie Ilheos trift man die Tupinabes an, es ist ohne Zweifel diejenige Nation, die man Topinambus genennet hat. Dieses Volk theilt sich in sehr viele Zweige, unter denen sehr wenig Einigkeit herrscht. Diejenigen, die um die Bucht Aller Heiligen wohnen, führen mit denen, die man um Camanac herum antrift, beständig Krieg.

Die Caetas hatten ehedem die Ufer des St. Franziskusflusses inne, und be-

zeigten einen unversöhnlichen Haß gegen die, so in der Nachbarschaft Fernambuk ihren Sitz hatten.

Zwischen der Capitainie Ilheos und Spiritu Santo, sind die Tupinaques befindlich; die ehedem die Gegend bey Fernambuk verließen, um sich an dieser Küste fest zu setzen, wo sie in zahlreicher Menge anwuchsen: heut zu Tage aber haben sie sich sehr vermindert. Unter allen diesen Barbaren hält man diese, in ihren Irrthümern für die hartnäckigsten, für die rachsüchtigsten, und der Vielweiberey am meisten zugethan. Indessen werden diejenigen, die sich einmal zum Christenthum bekannt haben, nicht abtrünnig.

Die Tupiques, die von den Tupinaques abstammen, wohnen Landeinwärts, von der Capitainie St. Vincent bis nach Fernambuk. Sie machten vor diesem eine ansehnliche Nation aus; allein die Verfolgung der Portugiesen, die sie gefangen in die Sclaverey führten, trieb den grösten Theil an, andere Zufluchtsorte zu suchen. Ihre Nachbaren sind die Apigapitangas, die Mariapigtangas und Guarakas. Dieses letztere Volk hat gegen die Tupinaques einen unversöhnlichen Haß.

Die Tukumivires wohnen um die Stadt Spiritu Santo herum, und sie

hassen

haßen die Tupinaques nicht weniger; allein es ist heut zu Tage nur eine kleine Anzahl davon übrig.

Die Ufer des Rio Janeiro waren vor diesem mit den Takuvias besetzt; allein die Portugiesen haben dieses Volk fast gänzlich vernichtet. Der Ueberbleibsel hat sich einwärts nach dem festen Lande gezogen, wo sie den Nahmen Ararapas führen.

Das ganze Gestade, in einer Strecke von beynahe achtzig Meilen, zwischen der Capitainie St. Vincent und der Mündung des Rio de la Plata, nehmen die Caroes ein; eine außerordentlich zahlreiche und gegen die Tupinaques grausam gesinnte Nation.

Man findet in vielen Gegenden Brasiliens ein Volk, das Tapuyas heißt: sie haben an den verschiednen Orten, wohin sie sich gesetzt hatten, auch verschiedne Namen bekommen. Diejenigen, so Guaymuras genennt werden, sind mit den Tupinaques benachbart, sieben oder acht Meilen vom Meere ab, und haben sich innerhalb des Landes sehr ausgebreitet. Sie sind groß von Statur, unermüdet in Arbeit und Beschwerlichkeiten, und besitzen eine erstaunliche Hurtigkeit. Sie haben lange schwarze Haare; wissen nichts, weder von Dörfern, noch von ordentlichen Wohnplätzen; führen ein herumschweifen-

des Leben, und verwüsten alle Oerter wo sie hinkommen können. Ihre Nahrung besteht in Wurzeln und rohen Früchten, oder in Menschenfleisch; wer ihnen in die Hände fällt, den fressen sie. Sie führen Waffen von besondrer Größe und Stärke, auch Kolben die mit Steinen versehen sind, mit denen sie ihren Feinden den Kopf entzwey schmettern. Durch ihre Grausamkeit haben sie sich allen andern Brasilianischen Einwohnern, selbst die Portugiesen nicht ausgenommen, furchtbar gemacht.

Unter die Nebenzweige der Tapuyas zählt man alle folgende Völkerschaften: die Tucanuros, so die Ebnen bey Caatinga, gegen Rio-Grande, hinter der Capitainie Porto Segure bewohnen; die Norios, die sich bey Aquitigpe niedergelassen haben; weiter hin die Aquigtayubas und die Pahis, die sich in einen Rock ohne Aermel kleiden; darauf kommen die Axos, die Aquitigpas und die Loratios, auf eben demselben Erdstriche; die Mandevis, die Macutuos und die Naporas, die sich auf den Ackerbau legen; die Kuxakas und die Nubinuos die Landeinwärts große Ebnen bewohnen. Ziemlich nahe an der Bucht Aller Heiligen findet man die Guayavas, die ihre eigne Sprache reden, und in eben derselben Gegend die Taikuivios und die Korivios, die beständige Wohnplätze

plätze haben. Diese drey Völker stehen mit den Portugiesen, vermöge alter Verträge, in Bündniß. Die Pigruves haben gleichfalls ordentliche Wohnungen. Auf den Inseln des St. Franziskusflusses haben die Obakatiares ihren Sitz. Die Anhelimes, die Aracuitos und die Kaiviares wohnen in Höhlen und unterirrdischen Hütten. Die Kanukuiares haben bis an die Schenkel herabhängende Brüste, die sie auf ihren Herumzügen sich anbinden müssen. Man versteht ohne Zweifel nur ihre Weiber darunter. Die Jobioras-Apuyares sind ein herumschweifendes Volk, das zu seinen Waffen nichts, als einen am Ende angebrannten Prügel führt. Unter dieser Menge von Barbaren sind die Kumpehas fast die einzigen, die kein Menschenfleisch essen; sie schweifen aber wie die andern herum, hauen ihren Feinden die Köpfe weg, und hängen und tragen sie an ihrer Seite. Die Guayas haben Wohnstäte. Sie haben sich durch ihre Kunst, die Pfeile zu vergiften, furchtbar gemacht. Die Cinces, Pahaives, Jaicuves, Tupiois, Marakaguakos, Jararuves, Tapekuves, Anakues, Pirakues, Taraguargas, Pahakuves, Parapites, Karaciboins, Kurakuives und die Maikuimis, sind, ob sie gleich eine andere Sprache reden, entweder Bundesgenossen oder Abkömmlinge der Guaymu-

res. Die Aturaras, die Kuigtas und die Guipas wohnten vor diesem in der Gegend von Porto Seguro. Die Gruigravibas und die Angararis waren nicht weit vom Strande zwischen Porto Seguro und der Capitainie Spiritu Santo entfernt.

Die Amixokoros und die Karrajas sind noch von der innern Landschaft der Capitainie St. Vincent gegen Norden in Besitz. Nach Aquirigpe zu, trifft man die Apetupas, die Karaguaraytas, die Aquigiras und die Tapiguiris an, ein Volk, das so klein ist, daß es die Portugiesen Zwerge nennen, bey ihrer Kleinheit aber sind sie robust; die Quinciguigis, die sehr gute Reuter sind, die Quageras und die Anaguigis.

Die Guaitakas wohnen an der Küste zwischen der Capitainie Spiritu Santo und dem Flusse Janeiro. Sie lieben das freye Feld und entfernen sich von den Wäldern. Niemals trift man sie in ihren Hütten an, als wenn sie schlafen. Die Ighigranupanis die mit den Guaymures sehr genau verbunden, und ihre gewöhnlichen Gesellschafter, bey ihren Einfällen sind; verbreiten, durch das Getöse das sie gewöhnlich mit Stöcken von klingendem Holze machen, die sie gegen einander schlagen, Furcht und Schrecken unter ihren Feinden. Die Quirigujas wurden aus

der

der Gegend, die sie an der Bucht aller Heiligen bewohnten, von den Topinambus vertrieben, und flüchteten sich nach Süden hin, woselbst sie noch zu finden sind. Die **Maribukos** wohnen nahe am Rio-Grande; die **Kataguas** gegen Jequerikare über, zwischen den Capitainien Porto Seguro und Spiritu Santo; die **Tapuxenquis** und die **Amakaxis** der Tupinaques Feinde, haben sich Landeinwärts gegen St. Vincent niedergelassen; in eben denselben Gegenden wohnen die **Nonkas**, die **Apuys**, die **Panaguiris**, die **Bigragis**, die **Pyrivis**, die **Anciuvis** und die **Guarakavis**.

Solchergestalt rechnet man nicht weniger als sechzig Völkerschaften der Tapuyas, davon der gröste Theil nicht eine Sprache redet. Es ist ein sehr wildes ungezähmtes Volk, in einem beständigen Krieg mit seinen Nachbarn verwickelt, ausgenommen mit einer kleinen Völkerschaft nicht, die an den Ufern des St. Franziscusflusses wohnen, und auch mit denjenigen nicht, so an die Portugiesischen Kolonien stoßen.

Die **Petivares** bewohnen ein sehr großes Land in dem Mitternächtlichen Theil Brasiliens; sie sind bey weitem nicht so wilde als die andern Brasilianer in diesen Provinzen. Sie nehmen die Fremden ziemlich höflich auf, sie sind sehr tapfer und

von mittlerer Größe. Man sticht ihnen in ihrer Kindheit, mit einem spitzigen Stückchen von einem Ziegenhorn, die Lippen durch, und wenn sie größer werden, so hängen sie kleine grüne Steine daran, das ihnen kein kleiner Staat zu seyn dünkt; es sind ihnen andere Nationen, die nicht diesen Schmuck tragen, verächtlich. Religion haben sie, so viel man weiß, gar nicht; Weiber nehmen sie so viel, als wie sie ernähren können; allein den Weibern erlauben sie nur mit einem Manne umzugehn. Während eines Krieges tragen sie in Körben den Proviant zu, der in Wurzelwerk Wildprett und Flügelwerk bestehet. So lange als sie schwanger sind, tödtet der Mann kein Weibchen unter den Thieren, weil sie glauben, daß es der Frucht im Mutterleibe schaden möchte. So bald sie niedergekommen sind; legt sich der Mann zu Bette, um die Glückswünsche seiner Nachbarn zu empfangen. Ungeachtet aber daß sie gegen Fremde sehr menschenfreundlich sind, so sind sie doch so grausam ihre Feinde aufzuopfern und ihr Fleisch aufzufressen. Jeder hat bey ihnen sein abgemarktes Feld, das er anzubauen nicht unterläßt.

Die Moriquites, die von den Tapuyas abstammen, haben sich an der Küste des Atlantischen Meers, zwischen Fernam-

nambuk und der Bucht aller Heiligen, niedergelassen. Ihre Weiber gehen, ungeachtet sie sehr schön sind, und von schwächlicher Leibesbeschaffenheit wie die Männer in den Krieg. Dieses Volk hält sich in Wäldern auf. Selten greift es seine Feinde mit offenbarer Gewalt an. Es bedient sich der List, und zwar mit desto besserm Erfolg, da es im Laufen sehr behende ist. Es hat gleichfalls den abscheulichen Gebrauch, die Kriegsgefangne aufzufressen.

In der Capitainie Spiritu Santo findet man eine sehr unbändige Nation. Sie nennt sich Tomomymis. Ihre Wohnplätze sind Städte. Sie sind mit einer Art Palißaden, aus großen Steinen umgeben, und hinter selbigen befindet sich eine Mauer von Kieselsteinen. Die Dächer der Häuser sind aus Baumrinden gemacht, und die Wände bestehen aus Balken und Erde; sie lassen Oefnungen darinnen, um ihre Pfeile durchschießen zu können. Knivet, der sich in diesem Lande gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts aufgehalten, beschreibt die Belagerung, so die Portugiesen gegen eine ihrer Städte, mit Namen Morogeges, unternahmen. Die Portugiesische Armee bestund aus fünfhundert Mann, und aus dreytausend verbundeten Indianern. Die Tomomymis thaten so heftige Ausfälle, daß die Portugiesen

sen genöthigt wurden, sich zu verschanzen, und zu Spiritu Santo um Hülfstruppen anzuhalten. Die Indianer erschienen unerschrocken auf ihren Mauern; waren mit allfarbichten Federbüschen ausgeschmückt, und ihre Leiber roth angemalt. Auf ihren Kopf setzten sie sich ein von brennbarer Materie verfertigtes Rädlein, steckten es an und schrieen in ihrer Sprache: So sollt ihr auch verbrannt werden. Die denen Portugiesen zu Hülfe geschickten Truppen jagten den Barbaren ein Schrecken ein, so daß sie sich wegstehlen wollten. Als die Portugiesen dieses gewahr wurden, so bedeckten sie ihren Leib mit geflochtnem Rohr, wo kein Pfeil durchkonnte, rissen die Mauer mit der die Stadt eingeschlossen war, nieder und drangen hinein: Sie büßten anfangs einige Soldaten ein: allein als sie die Indianer über die Klinge springen liessen, so machten sie davon, beynahe sechzehntausend Mann, theils nieder, theils zu Gefangnen. Bemächtigten sich hierauf verschiedner andrer kleinen Städte; giengen mit den Einwohnern nicht besser um, und verheerten das ganze Land. Darauf schifften sie auf dem Flusse Paraiba, bis zu der Stadt Moru, zogen über ein Gebirge, und kamen zu St. Sebastian an, woselbst die Armee abgedankt wurde.

Die Ovaitaguases wohnen in der Gegend des Vorgebirges Frio, welches

die Indianer Jakox nennen. Es ist ein feuchtes und schlammigtes Land. Die Indianer in dieser Gegend sind von ziemlich großer Statur. Ihre Betten bestehen aus ein wenig auf der Erde ausgebreitetem Moose; von Hängebetten, wie die andern Völkerschäften haben, wissen sie nichts. Es ist ein so streitbares Volk, daß so gar die Weiber mit in den Krieg ziehen, und an ihrer Männer Seite mit streiten; sie führen mit ihren Nachbarn immerfort Krieg.

Die Uaiyanasses wohnen auf der Insel Grande, die achtzehn Meilen von der Mündung des Flusses Janeiro abliegt; sind sehr kurzer und dicker Statur und machen sich nichts, weder aus Leibesstärke noch Herzhaftigkeit was. Ihre Weiber haben ein ziemlich schönes Angesicht, aber der übrige Theil des Leibes ist ziemlich ungestaltet; sie streichen ihn mit einer rothen Farbe an. So wohl Weiber als Männer bilden sich sehr viel auf ihre Hare ein, die sie sehr lang wachsen lassen, und oben auf dem Kopf scheeren sie eine Platte in Gestalt einer Krone.

Die Pories wohnen ziemlich tief in das Land hinein. Sie sind an Gestalt und Gebräuchen den vorhergehenden ziemlich ähnlich; erhalten sich aber von Früchten. Die Männer bedecken sich den Leib,

und

und die Weiber gehn ganz nackend, bemahlen sich aber mit verschiednen Farben. Dies ist ein sehr friedfertiges Volk, und frißt kein Menschenfleisch, wenn es andere Nahrungsmittel findet. Die Betten, deren es sich bedienet, sind eine Art Hängebetten von Baumrinden, die man an Bäume hängt, und darüber man kleine, aus Zweigen und Baumblättern zusammengeflochtne Dächer macht. Man findet bey diesem Volke keine andre Wohnungen. Man glaubt, sie wären bey ihnen wegen der vielen Löwen und Leoparden, die sich in dieser Gegend aufhalten, in Gebrauch gekommen. Sie haben in ihrem Lande eine Art Bäume, von denen ein vortreflicher Balsam heruntertrieft; sie vertauschen ihn an die Portugiesen gegen Messer und Kämme.

Die **Molopagues** bewohnen jenseit des Flusses Paraiba, eine große Landschaft. Man vergleichet sie der Leibesgestalt nach, mit den Teutschen. Sie lassen ihren Bart wachsen und bedecken ziemlich anständig ihren Leib. In ihren Sitten beleidigen sie den Wohlstand nicht. Ihre Städte sind mit Mauern eingeschlossen, die aus Balken bestehen, und deren Zwischenräume mit Erde und Blättern ausgefüllt sind. Jede Familie wohnt in ihre besondere Hütte. Sie erkennen einen, als ihr Oberhaupt, der sich von seinen Unterthanen in nichts unter-

ter-

terscheidet, als daß er viel Weiber zu nehmen befugt ist. In ihrem Lande befinden sich viele Erzadern, die sie aber aufzuschurfen sich nicht die Mühe geben; allein nach dem Regen sammlen sie die Goldkörner, die sie in den Gießbächen und kleinen Wassern, sonderlich am Fuße der Gebirge finden. Man macht aus der Ergiebigkeit der Berge, die sie Treperange nennen, viel Wesens. Es fehlt diesem glücklichen Volke an nichts, als an Religionskenntnissen. Ihre Frauen sind schön; geistreich und so verschämt dabey, daß sie nicht einmal unanständigen Scherz vertragen. Sie haben ein sehr langes Haar, und das so schön ist, als das Haar derjenigen Europäerinnen, die für ihr Haar die meiste Sorgfalt tragen. Die ganze Nation hat festgesetzte Stunden zum Essen; sie liebt die Reinlichkeit; ihre Sitten und Gebräuche haben nichts barbarisches an sich; ihren Geschmack zu Menschenfleisch ausgenommen, den sie in ihren Kriegen nicht entsagt haben.

Die Morayes ihre Nachbarn, sind klein von Statur und gehen nackt. Ihre Haare lassen sie nur bis an die Ohren wachsen, und leiden an allen übrigen Theilen ihres Leibes, sogar die Augenbraunen nicht ausgenommen, kein einziges Haar. Der Nachbarschaft der Molopagues ungeachtet, sind sie doch eben so barbarisch, als die andern Wilden.

Wei-

Weiter hin sind die Lapis, so die Portugiesen Bilvaros nennen, und die im Gebirge wohnen, wo sie sich mit Früchten ernähren. Ihr Land ist an Metallen und Edelsteinen sehr reich, der Zugang aber zu ihrem Lande ist vielen Schwierigkeiten unterworfen, weil die Nation so zahlreich und wild ist, daß man noch nicht versucht hat, in selbiges einzudringen.

Darauf findet man die Anayanaonassones, die einfältig und grob sind, aber wohl gestaltet; dabey von angenehmer Bildung, jedoch so faul, daß sie den ganzen Tag in ihren Hütten schlafen, indessen daß ihre Weiber arbeiten, um ihnen nöthige Lebens Nahrung und Nothdurft zu verschaffen.

Es giebt noch eine Menge andrer Völker, von deren Namen uns Knivet Nachricht ertheilt; allein sie liegen so weit von Brasilien ab, daß sie zu keiner von seinen Provinzen gehören.

§. 1.

Religion der Brasilier.

Die Reisebeschreiber stimmen wegen der Religion der Brasilier nicht überein. Einige behaupten, sie hätten gar keinen Begriff von der Gottheit; ja sogar in ihrer Sprache nicht einmal ein Wort, das Gott bezeich-

bezeichnete; in ihren Wohnstäten befänden sich weder Tempel, noch einige gottesdienstliche Denkmale; hätten vom Ursprung der Welt nicht den geringsten Begriff. Lery und Correal sind von einer entgegen gesetzten Meinung. Sie sagen, diese Barbaren legten eine Art Ehrerbietung gegen die Gottheit an den Tag, indem sie die Hände gegen die Sonne und den Mond aufhüben, und durch sehr lebhafte Ausrufungen, Kennzeichen der Anbetung zu erkennen gäben. Sie versichern, sie glaubten die Unsterblichkeit der Selen; sie wären überzeugt, daß das Laster bestraft, und die Tugend belohnt werden sollte. Nach ihrer Meynung sollen fromme Leute, nach ihrem Tode, sich hinter ein sehr hohes Gebirge in eine sehr angenehme Gegend begeben, wo sie sich mit nichts anders als mit Lachen und Tanzen beschäftigen würden. Sie glaubten, daß böse Geister, die sie Aymans nennen, und die nach ihrer Meinung sie in diesem Leben mißhandelten, bestimmt wären, die Gottlosen zu peinigen. Sie haben Wahrsager, von denen sie glauben, sie stünden mit gewissen unsichtbaren Mächten in Gemeinschaft, die ihnen die Gewalt verliehen, den Kriegsleuten Muth und Stärke einzuflößen, und Pflanzen und Früchte wachsend zu machen. Endlich, so meint Franz Correal, ihre Feste ließen gar nicht zweifeln, daß sie nicht eine

Kenntniß von einem höhern Wesen, das über die Menschheit erhaben sey, haben sollten. Diesem Schriftsteller zu Folge, versammleten sie sich an gewissen Tagen, und ihre Wahrsager, so die Vorsteher bey diesen Versammlungen sind, stimmen Gesänge und fangen einen sehr lebhaften Tanz an, bey dem sie, mit Früchten und kleinen Steinen umwundne Stöcke, hin und her bewegen. Alle Zuschauer wiederholen eben dieselben Gesänge, und machen eben dieselben Geberden nach. Die Weiber bewegen sich so stark und so lange dabey, bis ihnen der Schaum vor dem Munde steht; Männer und Kinder schlagen sich mit einem unglaublichen Getöse auf die Brust. Darnach ruhen sie einige Augenblicke aus; bald aber fangen sie wieder zu tanzen an. Bey diesem Wiedertanze halten sie sich einander an der Hand, stellen sich in die Runde und haben den Leib ein wenig gebogen. In dieser Ordnung und Stellung dauert der Tanz lange fort. Wenn sie von Müdigkeit erschöpft sind, so theilen sie sich in drey Kreise, und der Wahrsager hält jeden, den, in der Hand haltenden Stock vor, von dem er versichert, daß aus ihm, der Geist mit ihnen rede. Darauf nimmt er lange, mit angezündeten Taback angefüllte Röhre, dreht sich nach verschiednen Seiten, um den Rauch davon, den Tänzern zuzublasen, wobey er zu ihnen sagt: der Geist

flößt euch Stärke und Herze ein. Dieses Fest währt sechs oder sieben Stunden.

Lery sagt, als er das Land einsmals mit einem andern Franzosen und einem Dollmetscher durchreist gehabt, so habe er in einem Indianischen Dorfe die Nacht zugebracht; des andern Tages hätte er sehr frühe alle Wilden aus der Gegend ankommen sehen. Sie versammelten sich auf einem großen Platz, theilten sich in drey Haufen, die Männer giengen in ein Haus hinein, die Weiber in ein anders und die Kinder in das dritte. Lery befand sich in demjenigen, wo die Weiber hineingiengen. Er frühstückte mit seinen Gesellschaftern, man nöthigte sie nicht heraus zugehen; allein man empfahl ihnen, sich ruhig zu halten. Dasjenige, wo die Männer sich hinein begeben hatten, war nur dreyßig Schritt entfernt. Anfangs hörte man ein solch dumpfes Getös, als wenn die Priester ihr Brevier herbeten. So gleich stunden die Weiber auf, deren wohl an zweyhundert waren, horchten und drängten sich in einen Klumpen zusammen. Darauf erhoben die Männer nach und nach die Stimmen und sungen mit einander, nach zwey sehr einfachen Noten, die Sylbe He, He, He, die sie zu wiederholen nicht aufhörten. Die Weiber wiederholten eben dieselbe Sylbe, und erhoben während einer

Viertelstunde ein solches Geschrey, daß Lery und seine Gesellschafter nicht wenig durch ihr Bezeigen betroffen wurden. Sie fiengen dabey zu springen und zu heulen an. Diese Ceremonien dauerten so lange, bis ihnen der Schaum vor dem Munde stund; einige fielen ohnmächtig zur Erden. Der Autor gesteht, daß ihm dies erschreckliche Getöse einiges Schrecken eingejagt habe. Die Männer beobachteten darauf eine kurze Zeit ein Stillschweigen, und fiengen wieder zu singen an; aber so angenehm und wohlklingend, daß Lery herausgieng, um dem Gesang in der Nähe anzuhören. Er begab sich sogar in den Versammlungsort der Männer; fand sie Kopf an Kopf in einem Kreise stehen, mit vorwärts übergebeugten Leibe, und den rechten Fuß hin und her schlenkernd; angefaßt hatten sie sich nicht. Die rechte Hand hatte jeder auf den Hintern gelegt; die linke aber samt dem Arme baumelte herab. Mitten im Kreyse befanden sich die Wahrsager, hatten kostbare Kleider, Mützen und Armbänder an, die aus verschiedenfarbigten Federn gemacht waren. Ihren mit Früchten geschmückten Stock hatten sie in der Hand, und schwenkten ihn in einem fort. Von Zeit zu Zeit hielten sie den Anwesenden, ein vier oder fünf Fuß langes Rohr vor, an dessen Ende sich angezündeter Taback befand, bliesen mit den Worten darauf:

auf: empfanget den Geist der Stärke, damit ihr eure Feinde überwindet. Nach diesen Ceremonien, die länger als zwey Stunden dauerten, fiengen die Wilden an zu singen, und dies so harmonisch, daß der Autor kaum das, was er hörte, glauben konnte. Der Dolmetscher sagte dem Lery: der erstere Gesang drücke ihre Betrübniß über den Verlust ihrer im Kriege gebliebenen Tapfern aus; durch den andern, trösteten sie sich mit der Hofnung, sie nach dem Tode wieder zu sehen, und sich mit ihnen zu erfreuen; in dem dritten, bedroheten sie ihre Feinde, sie gefangen zu nehmen, und sie aufzufressen; in dem vierten, erinnerten sie sich endlich, einer alten Ueberschwemmung, worin alle Menschen, ihre Stammeltern ausgenommen, ersoffen wären.

Eben derselbe Reisebeschreiber erzählt, als er sich mit verschiednen Franzosen in einem Dorfe befunden, und mitten auf einem Platze seine Mahlzeit gehalten, häten sich die Einwohner des Dorfs um sie herum versammlet und sie bewundert. Sie waren, sagt er, alle mit einem zwey oder drey Fuß langen Fischknochen, der wie eine Säge gemacht war, bewaffnet, nicht so wohl in der Absicht, jemanden anzufallen, oder um sich zu vertheidigen, als vielmehr die Kinder, damit abzutreiben; zu

denen sie in ihrer Sprache sagten: Packt euch kleines Lumpengesindel; ihr seyd nicht werth vor den Augen dieser Fremden zu erscheinen. Sie ließen die Franzosen ruhig ihre Mahlzeit verzehren, ohne ein Wort zu ihnen zu sprechen. Ein Greis, der vor und nach der Mahlzeit sie ihr Gebet verrichten gesehen, sagte mit einem sehr bescheidnem Tone zu Lery: "Was soll das „heißen, daß ihr euer Haupt entblößet, „und daß ihr, während einer unter euch „redet, insgesamt schweiget. Zu wem „sprach er eigentlich; zu euch selbst, oder „zu jemanden, dessen Abwesenheit ihr „betauert? Lery machte sich diese Gele„genheit zu Nutze, ihnen einigen Begriff „vom Christenthum zu geben. An Gott, „antwortete er dem Greise, war unser Ge„bet gerichtet; denn, ob er gleich unsicht„bar ist, so hört er uns nicht nur allein, „sondern weiß auch, was im Grunde un„sers Herzens vorgeht.„ Er sprach darauf vermittelst des Dolmetschers mit ihnen, von den vornehmsten Geheimnissen unserer Religion, und stellte ihnen von den Tugenden, die sie lehrt ein Gemälde vor; er brachte mehr als zwey Stunden damit zu, und alle hörten ihn mit vieler Aufmerksamkeit an. Ein andrer Alter nahm das Wort und sagte: „Ihr lehrt uns viele „gute Sachen, die wir noch niemals ge„hört haben. Indessen erinnere ich mich

„bey

„bey euren Reden, an dasjenige, was un-
„sere Väter uns oft erzählt haben. Sie
„hatten durch eine alte Sage gehört: ein
„alter Mann, wie ihr mit einem Barte, sey
„in dies Land gekommen, habe eben ein
„solches Gespräche, wie ihr, gehalten; es
„hätte ihm aber nicht geglückt, nur einen
„einzigen zu überreden. Darauf sey ein
„anderer gekommen, der alle Einwohner
„dieses Landes verflucht, und der ihnen
„eine Keule hinterlassen hätte, der wir uns
„seit dieser Zeit beständig bedient haben,
„uns unter einander damit todt zu schla-
„gen. Wenn wir diesen Gebrauch ab-
„schaften, so würden wir allen unsern Nach-
„barn zum Gelächter werden.“ Lery blieb
ihnen nicht die Antwort schuldig, und
brachte sie so weit, daß sie ihm verspra-
chen, der Lehre, die er ihnen vorgetragen
hätte, zu folgen, und kein Menschenfleisch
mehr zu essen. Sie fielen auf ihre Kniee
und beteten mit den Franzosen. Der Dol-
metscher ließ sie das Gebet in ihrer Sprache
wiederholen; aber noch desselben Abends,
sagt Lery, hätte er sie, da er in seimem
Hängebette gelegen, wüthender als jemals
schreyen gehört: man müsse sich an seinen
Feinden rächen, deren so viel als man
könnte gefangen nehmen, und sie auf-
fressen.

§. 2.

Ehen der Brasilier.

Die Brasilier dürfen sich nicht eher verheyrathen, bis sie irgend einen Feind ihrer Nation zum Gefangnen gemacht, oder umgebracht haben; und die Mädchen warten die ersten Anzeigen ihrer Mannbarkeit ab; bis so lange müssen beyde Geschlechte sich starker Getränke enthalten. Die Männer dürfen mehr als eine Frau haben; sie verlassen sie eben so leichte, als sie sie nehmen. Indessen wird der Ehebruch bey diesem Volke verabscheut; ein Mann darf mit keinen andern Weibern, als die er wirklich zu seinen Frauen erwählt hat, Umgang pflegen, und die Frauen müssen ihren Männern getreu seyn. Die Mädchen, ehe sie verheyrathet sind, überlassen sich ohne Schaam ledigen Mannspersonen; ihre Eltern bieten sie so gar dem ersten besten an, und bezeigen sich gegen ihre Liebhaber sehr freundschaftlich. Lery schließt daraus, daß nicht eine einzige, als reine Jungfer in den Ehestand tritt; allein, so bald sie sich durch eine Versprechung, die einzige Feyerlichkeit die sie verbindet, anheischig gemacht haben, so hört man auf, sie in Versuchung zu führen, und sie selbst geben den dringendsten Bitten kein Gehör mehr; diejenigen, die ohne Bewilligung ihres Mannes, ihre Verheißung

heißung brechen, werden ohne Barmherzigkeit todt geschlagen.

Eine schwangre Frau darf sich der gemeinschaftlichen Arbeit nicht entziehen, weil man solche zu ihrer Entbindung für dienlich hält. Lery ist bey einer Niederkunft in diesem Lande Zeuge gewesen, und erzählt selbige umständlich. Gegen Mitternacht hörte er eine Frau schreyen; da er glaubte, sie würde vielleicht von einem wilden Thiere, das sie fressen wollte, verfolgt, so lief er geschwind hinzu, und sahe, daß sie in Kindesnöthen war, und daher so sehr schrie. Der Vater vertrat Hebammenstelle. Als sie mit dem Kinde entbunden war, so knüpfte er die Nabelschnur, biß sie mit seinen Zähnen ab, drückte alsdenn mit dem Daumen seinem Kinde die Nase ein, so wie es bey diesem Volke gebräuchlich ist; mahlte es roth und schwarz an, legte es, ohne es einzuwickeln, in ein baumwollnes Bettchen, welches er in die Höhe aufhieng. Er machte für dasselbe einen kleinen hölzernen Degen, kleinen Bogen und kleine Pfeile, legte alles neben das Kind, wobey er es zärtlich, mit diesen Worten küßte: „Mein Sohn, „wenn du groß wirst, so lerne mit den „Waffen geschickt umzugehen, sey herzhaft „und muthig, damit du dich an deinen „Feinden rächen kannst.„ Hernach gab er ihm einen Namen, der nach der Landes-

sprache einen Bogen und Sehne bedeutete; alsdann legte er sich ganz gelassen nieder, um von seinen Nachbaren die Glückwünschungen über den Anwachs seiner Familie zu empfangen. Diese sonderbare Gewohnheit ist bey allen Brasilianischen Nationen im Gebrauch.

§. 3.

Erziehung bey den Brasiliern.

Die erste Nahrung der Brasilier ist Muttermilch. Die Wöchnerinn bleibt nur zwey oder drey Tage im Bette. Darnach steht sie auf, trägt ihr Kind in einer zu diesem Gebrauche verfertigten baumwollenen Binde, die am Halse hängt; und nimmt ihre häußlichen Geschäfte wieder vor; nach und nach gewöhnt sie ihr Kind ein wenig gekauetes Mehl zu verschlingen.

Der einzige Unterricht, den die Brasilier ihren Kindern geben, bezieht sich auf die Jagd, den Fischfang und den Krieg.

§. 4.

Putz und Kleidung der Brasilier.

Die Brasilier können kein Haar an irgend einem Theile des Leibes, als nur auf dem Haupte leiden; um sich davon los zu machen, brauchen sie Scheeren und Kneipzänglein, und diese Werkzeuge machen in die-

diesem Lande einen beträchtlichen Handlungsartikel aus. Man sticht ihnen schon in der Kindheit die unterste Lippe durch, und zieht ein Knöchelchen durch, das so weiß ist, wie Elfenbein. Wenn sie ihr mannbares Alter erreicht haben, so stecken sie einen kleinen Stein hinein, der manchmal einen Finger lang ist, und wißen ihn so geschickt zu tragen, daß er unbefestigt darin sitzen bleibt. Einige ziehn sogar welche durch ihre Backen. Eine platte Nase wird bey ihnen für eine Schönheit gehalten, und die Väter sind bey der Geburt ihrer Kinder sogleich bemühet, sie ihnen einzudrücken. Sie bemahlen sich den ganzen Leib, das Gesichte ausgenommen, schwarz, und an manchen Orten tragen sie verschiedne Farben übereinander auf. Ihre Schenkel und Waden färben sie schwarz, welches in einiger Entfernung so aussieht, als wenn ihnen schwarze Beinkleider bis auf die Knöchel herab giengen. Sie tragen Halsbänder von blendendweißen Knochen gemacht, wie ein halber Mond geformt. Diese Knochen sind oben an ein roth baumwollnes Band angereihet, und unten hängen sie kleine Kugeln, von einem hellglänzenden schwarzen Holze an, woraus sie auch noch, eine Art Halsbänder machen. Da sie viel Hüner haben, die ursprünglich aus Europa zu ihnen gekommen, so nehmen sie darunter die weißesten, zupfen ihnen die Staubfedern

federn aus, färben sie roth, und kleben sich solche mit einem sehr zähen Gummi auf den Leib.

In ihren Kriegen und an Festtägen befestigen sie auf der Stirne und auf den Wangen kleine Federn von einem schwarzen Vogel, den sie Tukan nennen, mit Wachs. Bey Lustbarkeiten verfertigen sie sich aus grünen, rothen und gelben Federn Ermel, die so künstlich zusammen geflochten oder gewebt sind, daß man es für einen vielfärbigten Sammet halten sollte. Ihre Keulen sind auch so bewebt. Auf ihren Schultern tragen sie Straussenfedern, deren Kiele einer gegen den andern so gefugt sind, daß sich die Federn im Kreise auseinander spreitzen, und eine Art Zelt oder einer Rose vorstellen. Sie nennen diesen Anputz Araroya, binden sich solchen mit einer baumwollnen Schnur um die Lenden. Während ihren Tänzen nehmen sie Früchte zu sich, die sie Ahouai heißen, und Kastaniengröße haben. Sie machen den Kern heraus, füllen sie mit kleinen Steinen an, und binden sich solche an die Beine. In ihren Händen halten sie ausgehölte Kürbiße, die gleichfalls mit Steinen angefüllt sind, oder einen fußlangen Stock, an den sie diese Flaschenkürbiße anbinden.

Die Weiber gehen wie die Männer ganz nackt, reißen sich alles Haar, so sie irgendwo haben, aus; bis auf das Haupthaar

haar. Sie lassen es wachsen, waschen und kämmen es sehr sorgfältig, theilen es in zwey Hälften, zuweilen kämmen sie es in die Höhe, und binden es mit einem rothgefärbten baumwollnen Bande zusammen, und lassen es über die Schulter herabhängen. Die gemeinen Weiber lassen ihr Haar in seinem natürlichen Zustande; nemlich, sie begnügen sich damit, es zu kämmen, und es so über den Rücken fliegen zu lassen. Sie ritzen sich weder die Lippen noch die Wangen auf, und ihr Gesicht ist mit keinen Steinen besetzt; aber sie durchboren sich die Ohren, und hängen anstatt der Ohrgehänge große See-Muscheln ein, die **Vignots** heißen. Da diese Muscheln weiß, rund, und so lang sind, wie ein mittelmäßiges Dalklicht, so fallen sie bis auf die Achseln, ja bis auf die Brust herab, so daß es scheint, wenn man diese Weiber ein wenig von weiten sieht, als wenn sie Spürhundsohren hätten. Auf die Wangen mahlen sie sich gelbe, rothe, blaue Kreise, und an der Stelle der ausgerißnen Augenbraunen und Augenlieder tragen sie obige Farben durch einander gemischt auf. Sie verfertigen sich Armbänder von Stückgen weißen Knochen, die sie wie große Fischschuppen ausschnitzeln, und so geschickt mit Wachs und Gummi in einander fügen, daß man die Fugen daran unmöglich gewahr werden kann. Sie legen sie um ihre Arme; aber sie ziehen die

Stück-

Stückgen verschieden farbigen Glases, so sie von den Europäern bekommen, vor.

Lery versichert, die Weiber hier zu Lande hätten keine monatliche Reinigung wie andere Weiber, sie wüßten sie sich aber auf andre Art zu verschaffen. Ich habe, sagt er, junge Mädchen von zwölf oder vierzehn Jahren gesehen, die, mit dicht an einander geschloßnen Füßen auf einem Sandsteine stehen mußten, und denen die Mutter, mit einem meßerscharfen Thierzahn, Einschnitte in den Leib machte. Diese jungen Mädchen knirschten vor Schmerz mit den Zähnen, und das Blut rann aus allen Theilen ihres Leibes hervor. Und was, so zu sagen, eine Grille von der Natur zu seyn scheint, so sind sie sehr fruchtbar, ungeachtet sie sich allezeit in einem Zustande befinden, der in andern Weltgegenden Unfruchtbarkeit anzeigt.

§. 5.

Beschäftigungen der Brasilianerinnen.

Die vornehmste Beschäftigung der Weiber, und die sie als die wichtigste ansehen, besteht darin, daß sie das Essen für ihre Männer bereiten; wenn sie damit fertig sind, so spinnen sie Baumwolle, um Hängebetten und allerley Strickwerk daraus zu verfertigen. Nachdem sie die

Baum-

Baumwolle aus ihrer Hülle genommen, so breiten sie solche mit ihren Fingern auseinander, und legen sie in kleinen Häufchen neben sich hin. Ihre Spindel bestehet aus einem Stöckchen, so wie ein Finger dick, und ein Fuß lang ist. Sie stecken es durch das Mittelloch eines kleinen runden Brettchens, machen an einem Ende des Stöckchens die Baumwolle fest, drehen es auf ihren Schenkeln herum, und lassen sie aus der Hand fahren. Um Leinewand zu machen, haben sie Stühle vor sich stehen, die mit unsern Tapetenwirkerstühlen ziemlich viel Aehnlichkeit haben, auf denen sie von unten raufwärts zu weben anfangen, einige machen ein Gewirke wie Fischergarn, und andere ein etwas dichteres, ohngefähr wie grober Kannefaß. Die Hamaks sind größtentheils sechs Fuß lang, und zwey Ellen breit. An den beyden Enden sind zwey Ringe, an die man zwey Seile bindet, um sie an einen Balken, der zu diesem Zweck queer durchs Haus geht, aufzuhängen. Auf ihren Reisen hängen sie sie an Bäume. Wenn sie schmutzig sind, so reinigt man sie mit dem Schaume von einer Art Kürbiße, der beynahe die Wirkung der Seife hervorbringt.

Die Brasilischen Weiber beschäftigen sich auch noch mit Verfertigung irdener

Eß-

Eß- und Trinkgeschirre. Von aussen sind sie rauh und plump, aber inwendig glatt, und mit einem gewissen weissen Saft verglaset, der beym Trocknen sich härtet. Sie machen auf diesen weißen Grund, mit einer graulichen Farbe, allerhand Figuren, sonderlich in den Schüsseln, in denen man das Essen aufträgt, welches dem Tischgeräthe ein gar anmuthig Ansehen giebt. Obgleich die grossen Hütten, die der Brasilier Häuser sind, mehr als eine Familie beherbergen, so ist doch jeder ein gewisser Theil des Hauses angewiesen, der abgesonderte Gemächer enthält.

§. 6.

Nahrung der Brasilier.

Die gewönliche Nahrung dieses Volkes besteht in zwey Arten von Wurzeln, nemlich der Aipy und der Maniok. Diese Pflanzen werden angebaut, und brauchen nur drey Monate zum Wachsen. Sie trocknen sie beym Feuer auf geflochtnem Rohr, zerreiben sie mit scharfen Steinen, und machen ein Mehl daraus, das ein wenig nach Stärke riecht. Dieses Mehl lassen sie in großen Töpfen kochen, und rühren es dabey so lange, bis es dicke wird. Wenn es sich abgekühlt hat, so dient es statt eines Brods, dessen Geschmack von Weizenbrod wenig verschieden

den ist. Man läßt dasjenige länger kochen, welches man zum Vorrath auf Streifereyen und Kriegszügen bestimmt. Diese Wurzeln geben ein sehr nahrhaftes Brod. Wenn die eine oder die andre Art mit Fleischbrühe zugerichtet wird, so gleicht sie sehr dem gekochten Reiße. Werden diese Wurzeln frisch aus der Erde genommen und gestossen, so geben sie einen milchweißen Saft. Er gerinnt an der Sonne, und giebt eine sehr gute Speise ab, wenn er am Feuer gekocht worden.

Diese Wurzeln dienen auch noch zu Verfertigung eines Getränkes. Außer diesen wächst noch viel Maitz, oder türckischer Weitzen in Brasilien.

Wenn sich diese Völker zu irgend einem Feste versammlen, dazu gemeiniglich das Abschlachten eines Gefangenen, dessen Fleisch verzehrt werden soll, Gelegenheit giebt, so machen die Weiber Feuer an, und setzen Geschirre mit Wasser bey, worin sie die Viertel des unglücklichen Geschlachteten hinein legen; und sobald die abscheuliche Brühe fertig ist, so decken eben diese Weiber das Gefässe auf, füllen daraus in Kürbiße ein, reichen sie denen Männern, die sie tanzend annehmen und in einem Zuge ausleeren. Sie fangen mit eben den Ceremonien wider nach der Reihe an, bis daß das Gefässe ausge-

leert ist. Man bringt viele Tage mit diesen Festen und Tänzen zu, und niemals werden sie durch etwas unterbrochen, als etwan durch die Rede eines braven Kerls unter ihnen, der auftritt und sie ermahnt, sie sollten es nicht an Herz und Muth gegen die Feinde der Nation fehlen lassen.

Die Brasilier haben diesen besondern Gebrauch, daß sie zu verschiedenen Stunden essen und trinken; ich will soviel damit sagen, sie enthalten sich des Essens beym Trinken, und des Trinkens beym Essen. Sie vergessen alsdenn alle ihre Geschäfte, sogar die Ausführung ihres Hasses und ihrer Rache nicht ausgenommen, die sie allezeit so lange aufschieben, bis sie ihre Bedürfnisse befriedigt haben. Alsdann sprechen sie von nichts anders, als wie sie ihre Feinde anfallen, ergreifen, sie mästen, feyerlich abschlachten und aufzehren wollen.

§. 7.

Ihre Kriege.

Die Brasilianer führen niemals aus eigennützigen oder ehrsüchtigen Absichten Krieg. Sie nehmen sich nur vor, den Tod ihrer Verwandten oder ihrer Freunde zu rächen, so diejenigen, die sie angreifen, aufgefressen haben. Lery versichert, ihre

hre Einfälle in benachbarte Länder hätten niemals andern Grund gehabt.

Die Rachsucht ist bey diesen Völkern eine so lebhafte Leidenschaft, daß sie einander sich niemals das Leben schenken. Diejenigen, die sich mit den Europäern zu einigen Umgang gewöhnet haben, laßen nach und nach diese Wildheit fahren, schlagen mit einer Art von Schaam die Augen nieder, wenn man ihnen solche verweiset. Sie bedienen sich weniger Formalitäten bey ihren Kriegen, weil sie weder etwas von Königen, noch Prinzen, noch andern Rangordnungen wissen. Bey ihnen sind allein die Aeltesten in Ehren, und diese fragen sie um Rath, weil, sagen sie, ihr Alter ihnen Erfahrung giebt, und da sie nicht mehr im Stande wären, selbst mit zu gehen, so könnten sie denen jungen Kriegern doch mit ihrem Rathe beystehen. Jedes Dorf hat eine gewisse Anzahl solcher Aeltesten zu seinen Oberhäuptern, die auch die Sprecher in der Gemeine sind. Wenn es zu einem Krieg kommen soll, so ermangeln sie niemals, diesem Amte ein Gnügen zu leisten. Sie geben das Zeichen zum Aufbruch, und hören während ihres Marsches nicht auf, in ihrer Sprache die Wörter erschallen zu lassen, die Haß und Herzhaftigkeit bezeichnen. Bey diesen Worten klatschen

die Krieger in die Hände, schlagen sich auf die Schultern und auf den Hintern, und vermessen sich für den Ruhm ihrer Nation, sich aufzuopfern. Zuweilen machen sie Halte, um heftige Reden, die ganze Stunden dauern, anzuhören. Ein jeder bewaffnet sich nachher mit einem Takape, welches eine Art von einer sehr schweren Keule, aus Brasilienholze, oder schwarzen Ebenholze ist: sie ist am Ende rund und an den Ecken scharf. Sie ist sechs Fuß lang, einen breit, und einen Zoll dick. Ihre Bogen bestehen aus eben demselben Holze; sie bedienen sich ihrer mit einer großen Geschicklichkeit. Die Sehnen sind aus Fäden, von einem gewissen Grase, gemacht, die ob sie gleich sehr dünne, doch so stark sind, daß sie ein Pferd, so daran zöge, kaum entzwey reißen würde. Ihre Pfeile sind zwey Ellen lang, und aus drey Stücken zusammen gesetzt; das Mittelstück besteht aus Rohr, und die beyden andern Theile aus schwarzem Holze. Diese drey Stücke sind sehr gut in einander gefügt, und mit Baste zusammen gebunden. An die Spitze machen sie spitzige Knochen, oder ein trocknes und hartes Rohr an, dem sie die Gestalt einer Lanzette geben; es sticht eben so scharf. Einige machen das Ende von einem Rochenschwanze daran, der sehr gefährlich ist. Seitdem die Europäer diese Küste be-

befahren, bedienen sie sich eiserner Spitzen. Ihre Schilde sind breit, flach und rund; sie sind nur aus Häuten gemacht. Das sind ihre Waffen, wenn sie einen Feldzug unternehmen wollen; sie putzen sich dabey mit Federbüschen aus. Ihre Armeen bestehen nur aus fünf oder sechs tausend Mann, die aus verschiedenen Dörfern zusammen stossen. Es müssen ihnen einige Weiber den Mundvorrath nachtragen. Die Heerführer werden aus denjenigen erwählt, die die meisten Feinde gefangen genommen oder umgebracht haben. Ihre Feldmusik sind eine Art Trompeten, die sie Jurebia nennen, und knöcherne Flöten, die sie gemeiniglich aus den Schienbeinen ihrer Schlachtopfer verfertigen. Zuweilen unternehmen sie einen Zug zur See; allein da ihre Kähne nur aus Baumrinde verfertigt sind, so können sie der Gewalt der Wellen nicht widerstehen, daher auch diese Wilden sich nicht weit vom Ufer entfernen. So bald sie das Land, das sie verheeren wollen, betreten haben, so bleiben die schwächlichen mit den Weibern zurücke, indessen dringen die Krieger, durch die Holzungen weiter ein. Offenbare Angriffe wagen sie anfänglich nie. Sie stellen sich in einiger Entfernung von den feindlichen Wohnplätzen im Hinterhalt, um die Gelegenheit, sie zu überfallen, auszukund-

schaften, warten die Nacht ab, stecken die Häuser in Brand, und machen sich die Verwirrung zu Nutze. Sie üben alsdann alle mögliche Grausamkeiten aus: allein allezeit ist ihr hauptsächliches Absehen dahin gerichtet, Gefangne zu machen. Diejenigen, die sie fangen können, werden sorgfältig verwahrt, um nach geendigtem Kriege verzehrt zu werden.

Wenn sie im freyen Felde sich zu schlagen gezwungen sind, so verwandelt sich ihr, durch die Grösse der Gefahr noch mehr aufgebrachter Grimm, in eine wahre Wuth. Lery sagt, er, nebst einem andern Franzosen wären so neugierig gewesen, ein Brasilianisches Heer, das sich auf zwey tausend Mann belief, zu begleiten, um einem Treffen, das am Seestrande vorgieng, zuzusehen. Als diejenigen, auf deren Seite die Franzosen mitwaren, die auf einer viertel Meile entfernten Feinde ansichtig wurden, so erhoben sie ein so erschreckliches Geschrey, daß man davor die allerheftigsten Donnerschläge nicht hätte hören können. So wie sie sich nach und nach näherten, verdoppelten sie ihr Geschrey, bliesen auf ihren Trompeten, streckten die Arme aus, drohten wechselweise, und zeigten einander die Knochen der aufgefressenen Todten, so gar die aufgereiheten Zähne, davon viele

eine erstaunliche Menge an ihrem Halse hängen hatten. Ihre Geberden waren abscheulich. Als sie zwey oder dreyhundert Schritte von einander waren, so begrüßten sie sich auf beyden Seiten mit einem Pfeilregen, und dieser war so heftig, daß die Luft ganz davon verdunkelt war. Diejenigen, die getroffen waren, rissen die Pfeile mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit und Herzhaftigkeit wieder heraus, fochten ungeachtet ihrer Wunden beständig, und kehrten dem Feinde nie den Rücken zu. Endlich kamen sie sich einander auf den Leib, machten von ihren Keulen Gebrauch, und schlugen mit unglaublicher Wuth auf einander los.

Nach einem Gefechte von drey Stunden, befand sich an beyden Seiten eine ansehnliche Anzahl Todter und Verwundeter. Endlich trugen die, mit welchen die Franzosen gezogen waren, den Sieg davon, machten mehr als dreyßig an Männern und Weibern zu Gefangnen, und schleppten sie mit in ihr Land fort. Lery sagt, er und sein Gesellschafter hätten weiter nichts gethan, als den blossen Degen in die Hand genommen, und während des Treffens einigemal ihre Pistolen abgefeuert; die Wilden aber, die sie begleitet hatten, wären mit ihrem Verhalten so zufrieden gewesen, daß die alten

Männer in allen Dörfern, die sie zu besuchen pflegten, deshalb immer freundschaftlicher gegen sie geworden wären. Die Gefangenen, setzt der Reisebeschreiber hinzu, wurden gebunden, geknebelt, und in der Mitte des siegreichen Trupps geführt. Man schleppte sie in das Land, wo sie sollten abgeschlacht und aufgefressen werden, und trieb mit ihnen die Grausamkeit so weit, daß sie bey dem Einzug in ein jedes Dorf die Worte singen musten: „Ihr Weiber, da habt ihr das Fleisch, „davon ihr so gern eßt.“ Die Franzosen kehrten nach ihrer Schanze zurücke, und waren nicht wenig erstaunt, als sie einige Tage hernach die Wilden mit den Gefangenen ankommen sahen; sie baten sie um die Erlaubniß, einen Theil davon verkaufen zu dürfen. Lery kaufte eine Frau mit einem kleinen Knaben, dem sie noch die Brust gab.

Die Reisebeschreiber versichern, daß die Brasilier ihre Gefangnen mästen, um dadurch ihr Fleisch schmackhafter zu machen, und daß sie ihnen, so lange als sie sie beym Leben lassen, Weiber zu ihrem Gebrauch geben. Der Herr eines Gefangenen macht sich kein Bedenken, ihm seine Tochter oder seine Schwester zu überlassen. Diese Frau erzeigt ihm übrigens alle Dienstbeflissenheit, bis auf den Tag,

an dem er soll todtgeschlagen und aufgezehret werden. Die Zwischenzeit vertreibt er sich mit der Jagd und dem Fischfang. Mit den Weibern geht man nicht auf eben dieselbe Art um; man giebt ihnen keine Männer; aber man bemüht sich, sie auf allerhand Weise zu unterhalten, damit sie fett werden. Der Todestag ist für die Gefangenen niemals anberaumt; das Abschlachten hängt davon ab, ob sie gut bey Leibe sind. Wenn man dafür hält, daß einer unter ihnen gefressen zu werden taugt, so werden alle Wilden des Dorfes zum Feste eingeladen. Anfangs bringen sie einige Stunden mit Trinken und Tanzen zu: der Sklave befindet sich mit unter den Gästen, und ob er gleich weiß, es rückt seine Todesstunde heran, so sucht er sich doch durch eine verstellte Lustigkeit zu unterscheiden. Wenn der Tanz zu Ende ist, so ergreifen ihn zwey starke Kerls, ohne daß er sich ihnen widersetzt, ja so gar, ohne daß er die geringste Furcht von sich blicken läßt. Sie binden ihn mitten um den Leib, an einem starken Strick, und so führen sie ihn gleichsam im Triumph in den benachbarten Dörfern herum. Weit entfernt, niedergeschlagen zu seyn, so sieht er vielmehr mit trotzigem Gesichte diejenigen an, die ihm unter Wegens begegnen; erzählt ihnen seine Heldenthaten, auf was für Weise

er oftmals die Feinde seiner Nation gebunden, und wie er sie gebraten und verzehrt hätte. Er sagt ihnen zum voraus, sein Tod würde nicht ungerochen bleiben, und sie würden eines Tages so gut wie er, gefressen werden. Wenn man müde ist, ihn länger zur Schau herum zu führen, und ihm Schmach anzuthun, so treten seine beyden Wächter, einer rechts, der andere links, acht oder zehn Schritte weit zurücke, ziehen den Strick, den er um hat, zugleich an, so daß er nicht einen einzigen Schritt mehr thun kann. Zu seinen Füssen bringt man einen Haufen Steine zusammen, und die Wächter, die sich mit ihren Schilden bedecken, sagen ihm, bevor man ihn todt schlüge, so lasse man ihm die Zeit, sich wegen seines Todes zu rächen. Alsdenn greift er nach den Steinen, und wirft damit nach den Herumstehenden, davon allezeit eine große Anzahl verwundet werden.

So bald er alle seine Steine verschmissen hat, so tritt derjenige, der ihm den letzten Streich versetzen soll, und der sich bey diesem ganzen Auftritt nicht hat sehen lassen, mit einer Keule in der Hand, und mit seinen schönsten Federn aufgeputzt, hervor. Er hält dem Märtyrer eine kurze Rede, die Anklage und Urtheilsspruch in sich faßt. Er frägt ihn, ob es nicht

nicht wahr wäre, daß er viele ihrer Freunde erschlagen, und verzehret hätte. Der Märtyrer macht sich eine Ehre daraus, solches sogleich mit den Worten zu gestehen: „Setze mich in Freyheit, so will ich dich, „samt den deinigen fressen.“ Sein Peiniger versetzt darauf: „Wir wollen dir zuvor „kommen; ich schlage dich todt, und heute „noch, werden wir dich verzehren.„ So gedroht, so geschehen, und das Schlag auf Schlag.

Die Frau, die mit dem Todten in Gemeinschaft gelebt hat, wirft sich über seinen Leichnam, um einen Augenblick Thränen zu vergießen. Bloße Grimaße! Pure Krokodillthränen! Sie läßt sich ihre Portion von dem Unglücklichen, dem sie zum Zeitvertreibe gedient, und gemästet hat, bey aller ihrer Traurigkeit, recht gut schmecken. Andere Weiber tragen heißes Wasser herbey, um den todten Körper abzuwaschen. Andere kommen hinzu, schneiden ihn mit äußerster Geschwindigkeit in Stücken, und reiben die Kinder mit dem heraus triefendem Blute, um sie bey Zeiten zur Grausamkeit zu gewöhnen. Vor der Ankunft der Europäer in dieses Land, zerstückte man die Körper mit scharfen Steinen. Heut zu Tage haben die Brasilier Messer. Die Stücke werden gebraten oder gekocht, nebst dem Eingeweide, welches sorgfältig gereiniget

niget wird. Diese letztere Arbeit müssen die alten Weiber verrichten. Indem die alten Männer dieses erschreckliche Gerichte zu sich nehmen, so ermahnen sie die jungen Leute, gute Krieger zu werden, sowohl für den Ruhm ihrer Nation willen, als auch, um ofte dergleichen Feste anstellen zu können.

Lery erzählt, als er eines Tages unerwartet in ein Dorf, das Piravi-iu hieß, gekommen, so hätte er die Einwohner im Begriffe gefunden, ein Weib todt zu schlagen, und zu verzehren, mit der sie ohngefähr eben dieselben Ceremonien vorgenommen, die man mit den Männern gewöhnlichermaßen vorzunehmen pflegt. Er gieng an sie heran, und um sich nach ihrer Sprache zu richten, sagte er zu ihr, sie möchte sich dem Toupau anbefehlen, wie wohl dieses Wort unter ihnen nicht Gott, sondern bloß den Donner bedeutet, und er wolle sie zu ihm beten lehren; sie gab ihm zur Antwort: „Was willst du mir geben, „so will ich thun, was du mir zu thun rahtest„ Lery versetzte darauf: „Unglückselige, nach einem Augenblick wirst du nichts „mehr in dieser Welt von nöthen haben; „aber wie wird es nach deinem Tode deiner „Seele ergehen.„ Sie sah ihn lachend an, und empfieng den Keulenschlag mit unglaublicher Festmüthigkeit.

Damit die Brasilier in ihrer Barbarey nicht auf halben Wege stehen bleiben, so behalten sie in ihren Dörfern Stücke von den todten Köpfen auf, und wenn sie von Fremden besucht werden, so unterlassen sie nicht, sie ihnen vorzuzeigen, gleichsam als Zeichen ihrer Tapferkeit und des Sieges, den sie über ihre Feinde davon getragen haben. Sie bewahren auch noch mit großer Sorgfalt die großen Knochen von den Schenkeln und Armen auf, um daraus Flöten zu machen, nebst den Zähnen, die sie, wie die Körner an den Rosenkränzen aufreihen, und sie zu Halsschnüren brauchen. Die, so in einem Treffen viele Gefangene gemacht haben, lassen sich gleich auf dem Schlachtfelde Einschnitte auf die Brust, den Armen, Schenkeln, Waden und an andern Theilen des Leibes machen, um das Andenken ihrer Thaten zu verewigen. Endlich, wenn es sich zuträgt, daß ein Gefangener mit seiner Mästerinn ein Kind erzeuget hat, so fressen sie es auf.

Lery sagt, die Brasilier hätten ihm ofte Menschenfleisch zu essen angeboten, und es hätte sie verdrossen, wenn er es ihnen abgeschlagen, denn dieß nahmen sie als ein Zeichen des Mistrauens auf. Eben derselbe Reisebeschreiber setzt hinzu, verschiedne Franzosen, die vor seiner Ankunft schon acht oder neun Jahre in diesem Lande zugebracht,

bracht, hätten keinen solchen Abscheu, als er, dafür bezeigt. Es ist zu verwundern, daß die Brasilier, die so lüstern auf Menschenfleisch sind, nicht auf dem Schlachtfelde stehen bleiben, um die Leichname der Gebliebenen aufzufressen: allein Lery versichert, sie verzehrten keine andere, als die sie lebendig gefangen genommen, und die sie in ihren Dörfern mit gewissen Feyerlichkeiten todt geschlagen haben.

§. 8.

Menschenfreundlichkeit der Brasilier gegen Fremde.

Fast alle Brasilier nehmen die Fremden menschenfreundlich auf. Wenn man öfters in ein Dorf zu gehen sich genöthigt siehet, so muß man sich ein Haus wählen, worin man beständig einkehren will, denn ändert man seine Herberge, so wird derjenige, bey dem man gleich anfangs eingekehret ist, sich dadurch für sehr beleidigt halten. Wenn ein Reisender vor die Thüre eines Brasiliers kommt, so nöthigt man ihn herein, und bittet ihn, sich auf ein baumwollnes Hangbette nieder zu setzen, wo man ihn, ohne ein Wort zu ihm zu sprechen, eine Zeit lang sitzen läßt. Darauf kommen die Weiber um das Bette herum, und unterhalten sich mit ihm auf das allerverbindlichste; der Fremde muß aber auf eine anstän-

anständige Art darauf antworten. Nach diesen ersten Begrüßungen tritt auch der Hausvater zu ihm heran, und fragt den Fremden, wie er sich befände, und was ihn zu ihm brächte. Wenn man ihm darauf die Antwort ertheilet hat, so läßt er Wasser herbey bringen, und von den Frauen ihm die Füße waschen; darauf erkundigt er sich, ob er Lust zu essen oder zu trinken hätte; sagt er nun, er sey hungrig und durstig, so läßt er sogleich alles herbey bringen, was er an Flügelwerk, Wildprett, Fischen und an gewöhnlichen Getränken hat. Will man bey ihm übernachten, so macht man für ihn ein weißes Hängbette zurechte, und damit ihm nichts in seiner Ruhe störe, so entfernt man alle Kinder von ihm. Den andern Morgen ist des Hausvaters erste Sorge, sich zu erkundigen, ob sein Gast wohl geschlafen habe, und ihn zu bitten, noch länger der Ruhe zu pflegen. Ehe er seine Reise antritt, so bringt es der Gebrauch mit sich, ihn mit etwas zu beschenken, das gemeiniglich aus Messern, Scheeren, Kneipzänglein, Kämmen, Spiegeln, Armbändern, gläsernen Knöpfen und Fischangeln besteht. Lery versichert, dieses, in Rücksicht auf seine Feinde, so barbarische und grausame Volk hege gegen seine Freunde und Bundesgenossen eine ausnehmende Zuneigung; es würde sich eher in Stücken hauen lassen,

als

als leiden, daß man ihnen die geringste Unlust verursachte. Er setzt endlich hinzu, daß er bey den Brasilischen Menschenfressern sich in weniger Gefahr zu befinden glaubte, als in Frankreich, wo die Verschiedenheit der Religionen, die Treulosigkeit und den Mord, so zu sagen, zu rechtfertigen schienen.

§. 9.

Krankheiten und Arzeneymittel der Brasilier.

Die Brasilier bezeugen in ihren Krankheiten, so viel Zärtlichkeit gegen einander daß, wenn jemand verwundet wird, sein Nachbar sich sogleich anbietet, ihm die Wunde auszusaugen, und alle Freundschaftsdienste werden mit eben der Wärme wieder erwiesen.

Außer den Fiebern und andern Unpäßlichkeiten, die unter allen Einwohnern des mittägigen Amerika gemein sind, so findet man bey den Brasiliern eine Krankheit, die für unheilbar gehalten wird, und die Lery keiner andern Ursache, als dem Umgange mit Weibern zuschreibt. Er sagt, sie nennten dieselbe Pian, ohne zu erklären, woher sie diesen Namen habe. Wenn einen diese Krankheit befällt, so entstehen am ganzen Leibe Blattern, die größer sind, als ein

ein Daumen, und sich bis in das Gesicht ausbreiten. Man erblickt Kinder, die mit diesen Schwären ganz bedeckt sind. Außer den Kräutern, aus ihren Wäldern, und von ihren Gebirgen, haben die Brasilier keine andre Heilungsmittel, als Fasten; sie geben ihren Kranken niemals zu essen.

Ihre Leichenbegängnisse bestehen nicht sowohl in gewissen Cerimonien als in Weinen und Jammergesängen, die das Lob der Verstorbnen in sich enthalten. Sie legen die todten Leichname, aufgerichtet, in eine runde Grube; jedes Gliedmaas hat seine natürliche Lage, die es im Leben gehabt hat. Ist der Verstorbne ein Haupt der Familie, so werden seine Federn, seine Halsbänder und seine Waffen mit ihm begraben. Wenn die Einwohner eines Dorfs, an einen andern Ort, um die Luft zu verändern, ihren Wohnplatz aufschlagen, so legt jede Familie auf die Gräber ihrer Verstorbnen, einige Steine, die mit einer großen Pflanze, die sie Pindo nennen, und die sich lange trocken erhält, bedecken. Die Brasilier nähern sich diese Denkmale nie ohne lautes Geschrey.

§. 10.

Leibesbeschaffenheit der Brasilier.

Einige wenige, und gar nicht zahlreiche Nationen, ausgenommen, die wegen ih-

rer kleinen Leibes Statur, Zwerge genennet werden, ohne daß man die Ursache von dieser Ausnahme in einem Lande und unter einem Himmelsstrich errathen kann, gleicht die gewöhnliche Leibesgestalt der Brasilier, der unsrigen. Man sieht unter ihnen nicht viel Gichtbrüchige, noch Lahme, noch Blinde, noch Krüppel. Nicht selten sieht man sie hundert und neunzig Jahr erreichen. Ihr Haar wird fast niemals grau. Sie sind allezeit von lustiger Laune. Ob sie gleich beständig nackt gehen, so ist ihre Leibes-Farbe doch nicht brauner, als der Spanier ihre. An Fest- oder Freuden-Tagen setzen sich Männer, Weiber und Kinder, der grösten Sonnenhitze aus. Nur seit dem sich die Portugiesen in ihrem Lande niedergelassen haben, fangen sie an, sich mitten um den Leib zu umgürten, und an ihren Festen, ein blaues oder gestreiftes Tuch zu tragen, so ihnen vom Gurt herab hängt, und den ganzen Unterleib bedeckt. Sie binden Knöchelchen oder Schellen daran, wenn sie dergleichen sich, durch ihren Tauschhandel anschaffen können. Die Häupter der Familien, legen, an solchen Tagen, eine Art Mantel um; man wird aber gewahr, daß ihnen dieser Anputz sehr peinlich wird, und daß sie nicht lieber, als ganz nackt gehen.

Fünfter Artikel.

Natur-Geschichte von Brasilien.

In diesem weitläuftigen Lande find man viele, eben solche Thiere, als es in den angränzenden Ländern giebt, allein da verschiedne Gegenden wüste und voller Gebirge sind, so ist nicht zu verwundern, daß man auch hier nur allein verschiedne befindliche Thiere antrift; man muß dieses nicht so wohl, der Verschiedenheit des Himmelsstrichs zuschreiben, als vielmehr der Gewohnheit, die sie innerhalb gewissen Gränzen zurücke hält, oder selbst, dem natürlichen Triebe, daß sie sich gerne an gewissen stillen Orten aufhalten, wo sie in völliger Lebenssicherheit sind.

Lery behauptet, man finde in ganz Brasilien nicht ein einziges Thier, welches den unsrigen vollkommen ähnlich sey. Er sagt noch dabey, es gäbe sehr wenige solcher Arten, mit deren Zucht sich die Einwohner abgäben, und folglich müsse man in Brasilien wenig Unterschied unter zahmen und wilden Thieren machen.

§. 1.

Vierfüßige Thiere.

Das Thier, so man am häufigsten in Brasilien antrift, ist der so genannte

Tapirusu. Es hat ein ziemlich langes und röthliches Haar, und beynahe die Größe und Gestalt einer Kuh; ist aber ohne Hörner; sein Hals ist kürzer, seine Ohren sind länger und herabhängend; es hat keine so fleischige Beine, seine Füße sind ganz und gar nicht gespalten, und gleichen den Füssen eines Esels. Man behauptet, es habe etwas von der Natur, des Esels und der Kuh an sich: allein es unterscheidet sich von beyden, noch mit dem Schwanze, der sehr kurz ist, und durch die Zähne die viel spitziger und schneidender sind, ob es sich gleich niemals derselben zu seiner Vertheidigung bedienet. Es behilft sich blos mit der Flucht. Die Indianer schiessen es mit Pfeilen todt, oder fangen es mit Schlingen, die sie mit ziemlicher Geschicklichkeit zu stellen wissen. Sie machen viel aus seiner Haut, schneiden aus dem Rücken runde Stücken Haut heraus, um daraus Schilde, in der Größe eines Faßbodens zu machen. Läßt man sie trocknen, so wird sie so hart, daß die stärksten Pfeile nicht durch können.

Das Fleisch von diesem Thiere hat den Geschmack des Rindfleisches. Die Brasilier dörren es.

Nach dem Tapirusu ist das gröste Thier in Brasilien die Eselkuh. Dieses ist eine Hirschart; sein Geweih ist kürzer; sein Haar

Haar ist so lang, wie unserer Ziegen ihres. Indessen findet man daselbst auch große Hirsche.

Der Brasilische Eber, welchen die Wilden Ta-Jassou nennen, hat auf dem Rücken, gleich dem wilden Schweine in andern Südamerikanischen Gegenden, eine natürliche Oefnung, durch die es schnauft, und die ihm zum Athemholen dient. Ob es gleich Kopf, Ohren, Zähne, Leib, Füße und Schwanz, wie das unsrige hat, so giebt es doch einen andern Laut von sich.

Der Brasilische Aguti ist ein rothharichtes Thier, in der Größe eines vierwöchigen Ferkels. Es hat gespaltne Klauen, einen sehr kurzen Schwanz, Schnautze und Ohren, wie ein Hase. Sein Fleisch giebt sehr gute Nahruag.

Die Wälder sind voll von einer Art Ratten, die so groß, wie die Eichhörnchen sind, und deren Haar röthlich ist. Ihr Fleisch ist sehr wohlschmeckend.

Der Pag ist ein Thier, so groß wie ein mittelmäßiger Hund. Sein Kopf hat eine wunderbare Gestalt. Sein Fleisch schmeckt wie Kalbfleisch. Seine weißgrau und schwarzfleckigte Haut, würde in Europa ein schätzbares Pelzwerk abgeben.

Lery versichert, es gäbe in diesen Gegenden eine erstaunliche Menge Luchse von

verschiednen Arten. Man trifft rothe an, und andre, die gar niedlich gefleckt sind. Sie sind insgesamt so grimmig, daß ihren Klauen nichts entgehen kann. Er setzt noch hinzu, für einen Brasilier wäre es ein eben so glänzender Ruhm, auf der Jagd einen Luchs zu erlegen, als im Kriege einen Feind.

Der **Sarigoy** ist eine Art Iltiß, dessen Haare gräulicht sind. Er giebt einen unerträglichen Gestank von sich. Verschiedne Franzosen haben ihm die Haut abgestreift, und nachdem sie das Nierenfett abgelöst und weggeworfen, haben sie davon gegessen. Man versichert, der Gestank komme nur von diesem Fette her, und das Fleisch dieses Thieres sey sehr gut.

Der Brasilianische **Tatu** ist das Thier, dem die Spanier in andern Amerikanischen Gegenden den Namen **Armadillo** beygelegt haben. Wir haben es schon beschrieben. Laet sagt uns, die Brasilier, die mehr Geschicklichkeit besäßen, als die andern Amerikaner, machten aus seiner Haut Kästchen, die eine erstaunende Härte hätten, und die zu Pulver gestoßene Schuppen, dieses Thieres, brächten, wenn man ein Quentchen davon in einem Salweytrank einnähme, einen so heilsamen Schweiß hervor, daß dadurch so gar, venerische Krankheiten gehoben würden. Mo-

nar-

nardes behauptet, daß die kleinen Knochen, vom Schwanze eben desselben Thiers, die Taubheit heile.

Der Tamandua ist von der Größe eines gewöhnlichen Hundes. Sein Leib ist nicht so lang, als er in der Dicke beträgt; der Schwanz ist dreymal länger, als sein Leib, und bestehet aus so einem dichten Haarbusch, daß es sich ganz damit gegen Luft und Wetter bedeckt. Es hat einen kleinen Kopf, eine länglichte Schnautze, einen runden Rachen, und eine sehr lange Zunge. Sie dient ihm, wie dem Ameißenfresser, die Ameisen damit zu bekriegen und zu verschlingen. Er ist den Menschen nicht weniger gefährlich, als den wildesten Thieren, an die er sich wagt, wenn er sie überraschen kann. Sein Fleisch taugt zu nichts.

Es giebt in diesem Lande eine Art Igel, die sehr klein ist; ihre Stacheln sind gelblich, und an den Spitzen schwarz. Man versichert, die aus dem Thier herausgezognen drängen von sich selbsten in das Fleisch hinein, wenn man die Haut nur ein wenig damit berührte.

Die Brasilischen Kaymans sind sehr klein. Die Brasilier sind sehr lüstern nach ihrem Fleische. Sie sind nicht dicker als ein Schenkel, und von verhältnißmässiger Länge; und so wenig gefährlich, daß

sie vielmehr mit den Kindern spielen. Vor den großen, hat man sich in Brasilien eben so sehr als in andern Amerikanischen Ländern, zu fürchten.

Das Januare ist ein Raubthier und ungemein schnellfüßig, weil es hohe und dürre Beine, wie ein Windspiel hat. Es ist von der Größe eines großen Hundes, und hat lange Haare um das Untermaul. Seine Haut ist getigert. Es frißt alles, was ihm aufstößt, selbst Menschen nicht ausgenommen. Denen Brasiliern ist dieß Thier ein Popanz, und sie haben einen solchen Abscheu dafür, daß sie, wenn sie es einmal in ihren Fallen fangen, mit allen ersinnlichen Martern belegen, ehe sie es todt schlagen.

Die Hirara gleicht der Hyäne, die wir heutiges Tages die Zibetkatze nennen; man versichert aber, es wäre nicht dasselbe Thier. Es giebt schwarze, rothe, ja so gar weiße. Sie leben nur vom Honig und wissen solchen mit außerordentlicher Geschicklichkeit auszuspüren. Nachdem sie einen Zugang zu dem Orte gebahnt, wo Honig verwahrt liegt, bringen sie ihre Jungen herbey, und fangen selbst nicht eher an zu essen, als bis sie ihnen Zeit gelassen, sich zu sättigen.

Es ist kein Land in der Welt, in dem die Affen häufiger wären, und mehrere

Spiel-

Spielarten hätten. Eine davon zeichnet sich besonders aus, so die Brasilier Aquiqui nennen: sie ist viel größer als die andern; hat ein weißes Gesicht, einen langen schwarzen Bart am Untermaul; ihr Leib ist röthlich. Der Affe dieser Art wird für den König der Affen gehalten. Man versichert, er klettere zuweilen auf einen Baum herauf, und lasse Töne von sich erschallen die den Tönen eines Redners glichen, der eine Rede hält, und mit ziemlich starken Sprachwerkzeugen begabt ist. Bey den Bewegungen, die er macht, setzt man noch hinzu, würfe er vielen Schaum aus, den ein andrer Affe, von dem er allezeit begleitet würde, ihm abzuwischen bemühet wäre.

Es giebt in diesem Lande noch andere Affen, die man Rays nennt. Sie sind sehr klein, schwarz, und von einer so niedlich gebildeten Art, daß man sie mit Vergnügen ansieht. Ihr Aufenthalt ist auf den Schotenbäumen, auf welchen sie ihre Nahrung finden, und ohne Aufhören gar schnurrige Melodien singen.

Die, so die Brasilier Sagoins nennen, sind nicht größer, als ein Eichhörnchen. Ihr Haar ist gleichfalls roth. Lery versichert: Maul, Hals und Oberleib hätte viel Aehnliches mit dem Löwen, sogar dessen Stolz hätten sie. Es wäre das niedlichste Thier, das man in ganz Brasilien

 anträfe.

anträfe. Könnte man es, fährt Lery fort, so leicht über das Meer schaffen, wie die Meerkatze, so würde man es in Europa mehr schätzen, denn jene, allein es ist zu zart, als daß es das Schwanken der Schiffe vertragen könnte, übrigens ist es so hochmüthig, daß es vor Aerger stirbt, wenn man es böse gemacht hat.

Der Hay ist ein ungestaltes Thier, so groß wie ein Pudelhund. Sein Gesicht ist gleichfalls dem menschlichen ähnlich; es hat aber einen so hängenden Bauch, wie eine trächtige Sau zu haben pflegt. Er hat ein schwarzgraues Haar, wie die Wolle an den schwarzen Schafen, einen sehr kurzen Schwanz, so zottichte Beine wie ein Bär, und sehr lange Klauen. In den Wäldern ist er äußerst wild; läßt sich aber leichte zahm machen.

Der Koati ist ein braunfärbichtes Thier, dem Portugiesischen Fibris-Castros ziemlich ähnlich. Es beklettert wie der Affe die Bäume, und bisweilen glückt es, daß man es zahm machen kann; aber wegen seiner Bosheit und Gefräßigkeit ist es unleidlich. Lery sagt, es wäre so groß wie ein vollwüchsiger Haase, hätte ein kurzes, glattes und fleckigtes Haar, kleine, aufgerichtete und spitzige Ohren. Sein Rüssel ist über einen Fuß lang, so rund wie ein Stock, er zieht ihn auf einmal,

unter

unter der Stirne zusammen, und ist am Ende eben so dicke, als da, wo er seinen Anfang nimmt. Sein Rachen ist so klein, daß man kaum die Fingerspitze hineinstecken konnte. Wenn man dieses Thier gefangen hat, so zieht es seine vier Füße zusammen, fällt auf die Seite nieder, und stirbt so, ohne fressen zu wollen.

Die **wilden Katzen** sind hier sehr häufig anzutreffen, und von außerordentlicher Verschiedenheit. Man bekommt weiße, schwarze und rothe zu sehen, und alle besitzen eine erstaunenswürdige Behendigkeit; sie sind den Vögeln und selbst den Menschen, sehr schädlich. Man trachtet ihnen sehr, wegen ihres Felles, nach.

Der **Jagoaruku** ist eine wilde Hundesart: er giebt einen Laut von sich, der dem Bellen der zahmen Hunde sehr ähnlich ist; hat eine braun und weiße Farbe. Das Haar an seinem Schwanze ist sehr dick und dicht; im Laufen ist er behende. Er ist ein Fleischfressendes Thier, das vom Raube lebt oder von Früchten, wenn es ihm an Fleische abgehet. Sein Biß ist sehr gefährlich.

Das **Jaguacin** ist beynahe so groß, als der Portugiesische Fuchs. Es ist ihm auch an Farbe ähnlich; lebt von Muscheln und Zuckerrohr. Uebrigens ist es ein sehr sanftmüthiges Thier, das fast sein ganzes

Leben

Leben mit Schlafen zubringt; es ist daher sehr leichte zu fangen.

Die Biarakata ist von der Größe einer Katze, und hat die Gestalt eines Eichhörnchens. Sein Rücken ist mit einem weißen und sehr förmlichen Kreutze geziert. Vögel, nebst ihren Eyern, sind seine gewöhnliche Nahrung: den Ambra aber findet er so sehr nach seinem Geschmack, daß er die ganze Nacht am Seestrande, dieser Beute nachspüret.

Der Periko-Ligero, oder das Faulthier, ist in Brasilien sehr häufig anzutreffen. Da wir es schon beschrieben haben, so werden wir uns hier bey ihm nicht weiter aufhalten.

§. 2.

Kriechende Thiere in Brasilien.

Die Brasilier essen verschiedne Arten von Eidechsen, Schlangen und großen gedörrten Kröten, samt der Haut und den Eingeweiden. Der Tonu ist eine graue Eidechse, die eine sehr glänzende Haut hat. Sie ist vier oder fünf Fuß lang, und verhältnißmäßig dick. Ihre Gestalt ist abscheulich, aber sie ist deswegen nicht gefährlicher, als die Frösche, unter denen sie am Gestade der Flüße und in den Morästen lebt. Lery versichert, wenn sie abgestreift, und

und gut ist gereiniget worden, so wäre ihr Fleisch so weiß und eben so schmackhaft als wie Hünerfleisch.

Eben derselbe Autor sagt, er hätte anfangs mit Erstaunen die Wilden rothe und schwarze Schlangen, armsdick und ellenlang herbey tragen oder schleppen gesehn, die sie mitten in ihren Wohnungen unter ihre Weiber und Kinder geworfen hätten; allein, da er wahrgenommen, daß mit solchen ohne einige Furcht herumgehandtieret hätten, so wäre er bald dieses Schauspiels gewohnt worden. Deswegen aber, sagt er, darf man nicht meynen, als gäbe es nicht andere Arten von Schlangen in diesem Lande, deren Stiche nicht sehr giftig wären. Das Beyspiel, das er davon anführt, ist sehr fürchterlich.

Zwey andre Franzosen, nebst ihm, zogen sich bis aufs Hemde aus, um das Land zu durchstreichen, ohne einen Wilden zum Wegweiser mitzunehmen, sie verirrten sich, kamen in ein tiefes Thal, hörten das Geräusche eines Thiers, das auf sie zukam; allein, da sie glaubten, es wäre eins von den gewöhnlichen, so achteten sie weiter nicht darauf. Diese Sicherheit verwandelte sich in ein mächtiges Entsetzen, da sie ihre Augen rechter Hand hinwarfen, und ungefehr dreyßig Schritt davon eine Schlange erblickten, die viel dicker war, als

als der Leib eines Menschen, und sechs bis sieben Fuß lang. Ihr Leib war mit Schuppen, die den Austerschalen glichen, bedeckt; den Kopf reckte sie empor, und ihre Augen funkelten. Sie stund plötzlich stille, um sie anzuschauen. Die drey Franzosen, die kein ander Gewehr, als ihre Säbel und ihre Bogen bey sich hatten; eine viel zu schwache Vertheidigung gegen ein so entsetzliches Thier, blieben unbeweglich stehen, weil sie sich die Flucht zu ergreifen, nicht erkühnten, denn sie befürchteten, sie möchte auf sie losschießen und sie auffressen. Sie sahe sie eine Viertelstunde lang an, und nahm die Flucht.

Der Giboia oder Jaboia ist zwar ein vierfüßiges Thier, wird aber doch unter die Schlangen gezählt. Es mag etwa zwanzig Fuß in die Länge haben, und ist so dick, daß es einen ganzen Hirsch zu verschlingen im Stande ist. Wenn er ein Rothwild erhascht, so drückt er es so stark zusammen, daß die Knochen entzwey brechen, beleckt es, und richtet es sich so zu, daß er es verschlingen kann. Uebrigens führt es kein Gift bey sich, und seine Zähne kommen mit der Größe seines Leibes nicht überein.

Der Geraupiagara; der Name bedeutet so viel, als der Eyerfresser, ist schwarz, ziemlich lang, gelblich unter dem Bauch,

Bauch, und kriecht mit solcher Schnelligkeit auf die Bäume, als ein Fisch im Wasser fortschwimmt; er frißt alle Eyer, die er in den Nestern auf den Bäumen finden kann.

Der Kuninana ist von grüner Farbe, und hat keine scheusliche Gestalt; ernährt sich gleichfalls von Eyern.

Die Boytiopua ist eine runde Schlange, von einer ziemlich ansehnlicher Länge. Sie lebt einzig und allein von Fröschen, ist in diesem Lande ziemlich häufig, und die Weiber bestreichen den unfruchtbaren Frauen die Seiten damit, um sie fruchtbar zu machen.

Die Gaytiepu findet man nur in der Landschaft Karini. Sie hat eine außerordentliche Größe, und stinkt so sehr, daß die Wilden selbst den Geruch nicht vertragen können.

Die Boyuna ist eine schwarze Schlange, lang und dünne, und giebt gleichfalls einen sehr unangenehmen Geruch von sich.

Bom, so Getöse bedeutet, ist der Name einer großen Schlange, die ein gewisses Geschrey von sich hören läßt, das ihre Annäherung verkündigt; schädlich ist sie nicht.

Die Boicupekanga ist sehr groß und vielfärbigt, und eben deshalb hält man sie für giftig.

Unter

Unter dem Namen Jaraka, begreift man viererley Arten kriechender Thiere. Die gröste Art davon heißt Jararakuku; ist zehn Spannen lang, hat lange Zähne, die recht zu beißen, hervor zu stehen scheinen. Ihr Biß ist so gefährlich, daß man davon in weniger, als vier und zwanzig Stunden stirbt.

Die zweyte Art, die Jararkoaypitinga heißt, ist so giftig, als wie die spanische Otter, und hat auch eine solche Farbe und Gestalt.

Die dritte Art, so man Jaruepeba nennt, hat auf dem Rücken einen rothen Streif, und der übrige Leib ist aschgrau. Die kleinsten endlich, unter diesen fürchterlichen Schlangen, sind nur einen Fuß lang, und sehen erdfahl aus, auf dem Kopfe haben sie einige Adern, wie die Ottern, deren Gezische auch dem ihrigen gleicht.

Der Kurukuku ist eine abscheuliche und erschreckliche Schlange. Man trift darunter zuweilen welche an, die bis auf funfzehn Spannen lang sind. Sie führen ein sehr durchdringendes Gift bey sich; man ist aber dahinter gekommen, daß sie nur am Kopfe giftig sind. Die Brasilier hauen ihr selbigen ab, und vergraben ihn sorgfältig.

Außer

Außer der großen Klapperschlange, die man in Brasilien Boicininga nennt, und die so geschwinde kriecht, daß sie zu fliegen scheint, giebt es auch noch eine kleine, die Bricininngpeba genennt wird, sie ist schwarz, und hat ein äußerst scharfes Gift bey sich.

Die Ibirakua sprützt ein so heftiges Gift aus, daß diejenigen, so von ihr sind gebissen worden, beynahe in demselben Augenblick, aus Augen, Ohren, Nase und aus den untern Theilen des Leibes bluteten. Ihr Biß ist tödtlich, wenn dem Verwundeten nicht auf der Stelle geholfen wird.

Die Ibiboka ist gleichfalls noch eine sehr gefährliche Schlange in Brasilien, aber von bewundernswürdiger Schönheit wegen der regelmäßigen rothen, schwarzen, und weißen Flecke und Streifen, womit ihr Kopf und der ganze Leib besprengt und gezeichnet ist. Sie bewegt sich außerordentlich langsam.

Die Reisebeschreiber, aus denen wir zu diesem Artikel den Stoff gezogen haben, machen von den Martern, die der Biß dieser fürchterlichen Thiere, verursacht, eine entsetzliche Abbildung, und versichern, daß die Anzahl der Menschen, denen dieß Unglück begegnet, sehr ansehnlich sey. Man trift bey jedem Schritte, Schlangen an; auf den Feldern, in den Gehölzen, in dem

Innern der Wohnungen, und so gar in den Betten, oder Hamaks, (Hängebetten). Man wird bey Nacht und bey Tage von ihnen gestochen; und wenn man nicht sogleich durch eine Aderlaß, durch Erweiterung der Wunden, und mit den kräftigsten Gegengiften zu Hülfe kommt, so stirbt man in den grausamsten Qualen dahin. Die Jararakas lassen einen Bisamgeruch von sich spüren, welches dazu nicht wenig dient, daß man sich vor ihren ungefähren Anfall, in Acht nehmen kann.

In Brasilien sind die Skorpione auch sehr häufig zu finden, ihre Stiche aber sind selten tödtlich, ob sie gleich, während vier und zwanzig Stunden, sehr große Schmerzen verursachen.

§. 3.

Ungeziefer.

Die Nigua, die man in Brasilien Ton nennt, die Mosquiten, die man daselbst Petin heißt, die Raubschmetterlinge, deren Name Aravers ist, sind eben diejenigen, so man in andern südamerikanischen Landschaften findet, und stiften hier eben so viel Unheil, wie jene.

§. 4.

Vögel.

Da Brasilien über und über waldigt ist, so ist es von Natur ein Aufenthalt der Vögel. Lery zählt darinnen nur drey Arten von zahmen Federvieh, welche die Brasilier nicht so wohl, um sie aufzuessen, als wegen ihrer Federn aufziehen, davon sie insonderheit die weißen brauchen, sie roth färben, und damit am meisten Staat machen. Die zwey erstern sind zweyerlich indianische Hüner, die in diesem Lande Arignan-Ausson heißen. Sie sind hier zu Hause, und Europa hat sie, wie Lery behauptet, von hier aus bekommen. Die dritte Art, sind die gemeinen Hüner, die in Brasilien Arignan-Miri genennt werden. Sie sind von den Europäern dahin gebracht worden. Die Brasilier essen ihre Eyer nicht: sie halten es für eine übertriebne Gefräßigkeit der Europäer, sie in sich zu schlucken, und sagen, sie verzehrten mit jedem Ey ein Huhn, das sie verschlingen. Sie essen keine indianische Enten, die sie Upak nennen, und geben zur Ursach an, sie befürchteten, wenn sie davon einen so trägen Schneckengang zu bekommen, wie dieß Thier. Sie verwerfen aus eben derselben Ursache das Fleisch, von allen Thieren, die einen langsamen Gang an sich haben, essen

so gar die Fische nicht, die langsamer als andere schwimmen.

Fasanen. Unter den Vögeln, die man in Brasilien ißt, giebt Lery, den Fasanen, Jakutins, den Jakupens und den Jakuanassus, vor allen andern den Vorzug: es sind drey Fasan Arten, mit schwarz und grauem Gefieder, und die nur der Größe nach, verschieden sind. Eben derselbe Schriftsteller versichert, man könne nichts wohlschmeckenders essen.

Mutons, Die Mutons, sind andere Vögel, von vortreflicher Eigenschaft; allein sie sind seltner. Der Größe und dem Gefieder nach, kommen sie dem Pfau bey.

Rebhüner. Die Makakuas und die Jnaubon-Anassons sind zwey Rebhüner Arten, aber so groß wie unsere Gänse. Es giebt davon noch drey Arten, als die Manburis, die Pegassus und die Pekakaus; sie sind nicht von einerley Größe. Die ersten sind so groß, wie unsere gewöhnlichen Rebhüner, die andern wie eine Holztaube, und die dritte wie die Turteltauben.

Wundervögel. Der Arat und der Kanide sind, dem Lery zu Folge, Wunder der Welt, in dieser Art. Papageyen sind es nicht.

An den Flügeln und dem Schwanze des Arat, sind die Federn anderthalb Fuß lang, die eine Hälfte daran ist so roth, als die

die allerschönste Scharlachfarbe, und die andere ist himmelblau. Der Kiel, der mitten durch die ganze Feder geht, theilt sich gleichfalls bey jeder, in diese zwey Farben. Der ganze übrige Leib ist lasurblau.

Des Kanides Gefieder ist an der Brust und um die Flügel herum, durchaus goldgelb; oben auf dem Rücken, die Flügel, nebst dem Schwanze ist das schönste Blau, so man nur sehen kann. Da sich diese zwey Vogelarten mehr an bewohnten Orten, als in Büschen und Wäldern aufhalten, so rupfen sie die Brasilier zweymal des Jahres, und machen aus ihren Federn Röcke, Armbänder, Mützen, und putzen sich den übrigen Leib damit aus.

Die Brasilischen Papageyen sind die schönsten in der ganzen Welt. Die Reisebeschreiber erheben verschiedne Arten mit ihren Lobessprüchen; geben den Araras und den Makas, vor andern den Vorzug. Sie unterscheiden sich durch ihre Größe und Schönheit. Die Federn an der Brust strahlen vom schönsten Purpurroth; an dem übrigen Leibe ist das Gelbe, Grüne und Blaue bewundernswürdig durch einander gemischt. Sie haben einen sehr langen Schwanz; hecken niemals mehr auf einmal, als zwey Junge, ihr Nest findet man gewöhnlicherweise, in einem Baum

oder Felsenloche. Sie werden sehr leichte zahm, und lernen sehr bald sprechen.

Die andere Art heißt Anapura. Ihre Farbe ist ein Gemisch vom Roth, Grün, Gelb, Schwarz, Blau und Braun; diese Farben sind sehr weislich und schmeichelhaft fürs Auge vertheilt. Man zieht diese Art allen andern vor, weil sie sich sehr leicht zahm machen läßt, und leicht sprechen lernt, sie nistet und brütet ihre Eyer sogar in den Häusern aus.

Die dritte Stelle giebt man den Araruna oder Machao. Die Grundlage seines Gefieders ist schwarz; aber so gut mit dem Grün gemischt ist, daß er gegen die Sonne einen vortreflichen Glanz von sich wirft. Er hat gelbe Füße, rothe Augen und einen rothen Schnabel. Er brütet nur landeinwärts.

Eine dritte Art nennen die Brasilier, Ajuraruros. Sie hat eine bezaubernde Schönheit. Der gröste Theil des Leibes ist grün, der Hals und der Kamm sind gelb; die Federn, die um den Schnabel herum stehen, sind blau, und die an den Flügeln, haben eine schöne Röthe. Der Schwanz ist roth und gelb, mit grün untermischt.

Die kleinste Art heißt Tuin. Die hervorstehende Farbe auf seinem Leibe, ist

die

die grüne; die aber mit verschiednen andern durchstreuet ist. Sie wird wegen ihrer Gelehrigkeit hoch geschätzt.

Die Papageyen, die man Quiarubas nennt, welches Wort so viel als gelbe Vögel bedeutet, lernen nicht sprechen. Sie sind von Natur traurig und lieben die Einsamkeit. Sie sind ziemlich selten; man findet sie sogar nur tief in dem festen Lande hinein.

Der Brasilische Papagay endlich, der Rapou heißt, ist so schwarz, wie eine Aelster, und hat einen weißen Schwanz. Auf dem Kopfe sind drey kleine Federn, die sich wie Hörner erheben; er hat blaue Augen und einen gelben Schnabel. Es ist ein ziemlich schöner Vogel, aber wenn er böse ist, so giebt er einen sehr unangenehmen Geruch von sich. Seine beständige Beschäftigung ist, alles im Hause befindliche Ungeziefer weg zu fangen.

Der Guranhe-Lugera ist so groß, als ein Fincke. Die Flügel und der Rücken sind blau, die Brust und der Bauch gelb. Auf dem Kopf hat er einen schönen gelben Busch. Er kann seinen Gesang sehr verändern; so gar macht er der meisten Vögel ihren nach. Man findet davon verschiedne Arten.

Der Tangara übertrift den Sperling nicht an Größe. Er hat einen schwarzen Leib und einen gelben Kopf. Sein Zwitschern ist mehr Murmeln, als ein Gesang. Dieser Vogel ist der fallenden Sucht unterworfen.

Der Quereiva ist von einer besondern Schönheit. Auf seiner Brust hat er eine schöne Röthe, an den Flügeln schwarz, und an den übrigen Leibe blau.

Der Brasilische Tukan ist nicht grösser als eine Aelster, ob er gleich einen spannenlangen Schnabel hat. Er wird so zahm, daß er in einem Hofe seine Jungen, wie eine Henne, herum führt. Er hat an der Brust ein rothes und an dem ganzen übrigen Leibe, ein schwarzes Gefieder.

Der Guirapanga ist ganz weiß, und von einer mittlern Größe. Er hat eine so starke Stimme, die sich wie der Klang einer Glocke anhören läßt, und beynahe eine halbe Stunde dauert.

In den innern Provinzen Brasiliens findet man viele Strauße. Sie sind von denen, aus andern Gegenden nicht unterschieden: man versichert aber, daß diese Art, so Hörner am Schnabel und dem Halse tragen, von denen sind, die nicht gut reden können, und man ihnen ihre schwere Zunge lösen müsse.

Es giebt in diesem Lande viele Adler, Geyer, Sperber, die alle so wild sind, daß man niemals einen einzigen hat zahm machen können.

Der Kolibri ist in Brasilien sehr häufig anzutreffen; in diesem Lande hat er einen sehr angenehmen Gesang. Auf den Französischen Inseln nennt man diesen kleinen Vogel, Rene, denn weil er sechs Monate im Jahre schläft, so scheint er bey seinem Erwachen wieder geboren zu werden.

Der Panu ist ein schwarzer Vogel, so groß wie eine Amsel. Seine ganze Schönheit besteht in dem Gefieder auf der Brust.

Der Quianpiau hat eben die Größe; sein Gefieder bestehet aus der schönsten Scharlachfarbe.

Die Fledermäuse sind viel größer, und finden am Blute eben so viel Geschmack als die Guaquilschen.

Die Bienen dieses Landes sind unsern schwarzen Sommerfliegen ähnlich; ihr Honig ist sehr angenehm, aber das Wachs davon ist sehr schwarz.

Lery sagt, es gäbe in diesem Lande einen Vogel mit einem aschgrauen Gefieder, von der Größe einer Taube. Die Brasilier haben vor diesen Vogel eine große Ehrfurcht, weil er ein sehr trauriges Ge-

schrey macht, und sich nur bey Nachte hören läßt. Diese Barbaren glauben fest, er komme, mit ihnen im Namen der Todten zu sprechen. Er sagt, als er einstmals in einem Dorfe über Nacht gewesen, so hätten ihm die Einwohner beynahe sehr übel begegnet, weil er ihrer, wegen der ernsthaften Aufmerksamkeit, mit der sie ihm zuhörten, gespottet hätte. Schweig! fuhr ihn ein Alter sehr hart an, und störe uns nicht, die Nachrichten zu vernehmen, die unsere Väter uns zu wissen thun lassen.

§. 5.

Fische.

Die Brasilischen **Manater**, oder der **Lamentin**, Seekuh, ist ganz vortreflich.

Der **Akarapep** ist ein großer platter Fisch, dessen Fleisch von einer außerordentlichen Güte ist. Wenn er gekocht wird, so giebt er ein gelbes Fett von sich, das daran zur Brühe dient.

Der **Akara-Buten** ist ein anderer Plattfisch; er ist klebricht, und hat eine röthliche Farbe.

Die **Rochen** aus dem Janeirofluß, sind bey weiten größer, als die unsrigen. Sie haben auf dem Kopfe zwey ziemlich große Hörner und unter dem Bauche fünf oder sechs Spalten, die man für künstliche

halten

halten möchte. Ihr Schwanz ist lang und dünne, und so giftig, daß der geringste Stich an den Theilen, die davon sind verwundet worden, eine Geschwulst mit einer Entzündung verursachet. Ihr Fleisch, und selbst das Eingeweide davon, ist sehr gut.

Der Beyupira, den man mit unsern Stör vergleicht, wird in Brasilien sehr hoch geschätzt. Er wird in der offenbaren See mit der Angel gefangen. Er ist sechs oder sieben Spannen lang, in der Rundung hat er eben so viele, unter dem Bauch ist er weiß, und auf dem Rücken schwarz. Er ist sehr fett, und von sehr gutem Geschmack.

Der Baopes, dem die Portugiesen diesen Namen wegen seiner Augen, die den Ochsenaugen ähnlich sind, gegeben haben, gleicht sehr der Größe und Gestalt nach, dem Thunfisch; allein er hat nicht denselben Geschmack. Er ist so fett, daß man eine ungemeine Menge an Oel oder Butter von ihm bekommt.

Der Ramarupi ist ein großer Fisch, dessen ganzer Leib mit Stacheln übersäet ist, und auf dem Rücken hat er eine Art von Kamm, der allezeit aufgerichtet steht. Er ist so schwer, daß zwey Männer Mühe haben, ihn aufzuheben. Man zieht viel Thran aus ihm. Er wird mit dem Wurfpfeil gefangen.

Der

Der Piraembu ist vom Schnarcher nicht sehr unterschieden, und läßt auch ein gewisses Schnarchen von sich hören; ist aber von einem bessern Geschmack, und mag acht oder neun Spannen lang seyn. In seinem Rachen sind zwey, einer Spannen breite Steine befindlich, die ihm zum Zerknirschen der Schalthiere, die seine Nahrung sind, dienen.

Die Brasilischen Küsten sind voller Rochen. Die Wilden brauchen die Zähne dieses fürchterlichen Fisches zur Bewafnung ihrer Pfeile.

Der Arnaeyan eine Art vom Seefrosche, ist ein kurzer buntfarbiger Fisch. Er hat ziemlich schöne Augen, und läßt, wenn er aus dem Wasser kommt, ein gewisses Quacken von sich hören. Er blähet sich wie ein Frosch auf. Sein Fleisch ist sehr gut; man muß aber sorgfältig seine Haut davon wegthun, weil er darunter eine Art Gifts bey sich führt.

Noch giebt es eine andere von dieser unterschiedne Art, die wie ein Igel mit Spitzen bewafnet, und viel giftiger, als die erstere ist. Das Fleisch wird auch gegessen, wenn man vorher die Haut davon abgezogen hat. Dieser Fisch wird für eine unfehlbare Arzeney, bey der rothen Ruhr, gehalten.

Endlich

Endlich trifft man noch eine dritte Art dieser Frösche, so die Brasilianer Jtaika nennen. Dieser Fisch ist dreyeckigt gestaltet, und scheint blaue Augen zu haben. Er führt nicht nur in der Haut, sondern auch in der Leber und den Gedärmen Gift bey sich, wenn man aber alle diese Stücke davon absondert, so ist er zum verspeisen gar nicht schädlich.

Der Puraque an den Brasilianischen Küsten ist eine Art vom Torpedo (Taubfisch) der beynahe wie ein Roche aussieht. Laet giebt ihm, nach einer in Brasilien verfertigter Zeichnung, diese Gestalt; der Zeichner nennte ihn aber Araoua Anappebe. Den Namen Puraque hat er vielleicht von den Portugiesen erhalten. Dieser Fisch macht, so wie der Torpedo, das Glied so ihn berührt, starr.

Der Karamarus hat mit den Seeschlangen, so man an den Portugiesischen Küsten findet, eine große Aehnlichkeit. Er ist zehn bis funfzehn Zoll lang. Auf dem Roste riecht er wie Schweinfleisch. Sein Gift befindet sich um die Zähne herum, die entsetzlich aussehen, und von deren Biß die verwundeten Theile zu faulen anfangen. Ueberdieß ist er mit vielen Spitzen bewaffnet. Die Brasilianer versichern, daß man ihn oft mit den Landschlangen laychen sieht.

Der Amorkati ist auch eine Seefroschart, die ganz von borstigen Spitzen strotzet. Sie versteckt sich am Seegestade unter dem Sand. Die geringste Verletzung an den Füßen eines Vorbeygehenden ist sehr gefährlich, wenn man ihn nicht geschwinde zu Hülfe kommt.

Der Amakurub ist ein dickhäutiger Fisch. Er gleicht demjenigen, den die Portugiesen Bugallo nennen. Wegen der außerordentlichen Heftigkeit seines Gifts fürchtet man sich sehr vor ihm.

Der Ikrepomonga ist eine Meerschlange, die sich gemeiniglich unter den Wellen ganz unbeweglich aufhält. Man versichert, daß alle Thiere, so ihr zu nahe kommen, sich so stark an ihren Leib anleimen, daß man sie schwer davon abreißen kann: sie werden seine Beute. Man setzt hinzu, welches indessen unglaublich zu seyn scheint, sie käme zuweilen auf das Ufer, und zöge sich daselbst so zusammen, daß sie nur ganz klein aussähe; und wenn irgend jemand sie mit der Hand berühre, so bliebe sie sogleich daran feste; berührte man sie auch mit der andern, so bliebe diese auch daran hängen; alsdenn nähme die Schlange wieder ihre natürliche Größe an, schleppte ihre Beute mit in die See hinein, woselbst sie solche auffräße.

Laet behauptet, man krige an den Brasilischen Küsten Meerwunder zu sehen, welche die Brasilier Ypupiapra nennten. Sie verursachen den Wilden ein so großes Schrecken, daß ihre bloße Erblickung ihnen den Tod zuwege bringen kann. Ihr Angesicht ist dem menschlichen Antlitz ziemlich ähnlich; indessen haben sie tieferliegende Augen. Die Weibchen haben langes Haar, ihre Gesichtszüge sind angenehmer als der Männchen ihre. Man trift sie an der Mündung der Flüsse an, vornemlich des Jagoaripeflusses, so nur sieben oder acht Meilen von der Bucht Aller Heiligen entfernt ist, und Porto Seguro gegen über, woselbst sie eine erstaunliche Menge Indianer sollen umgebracht haben. Man sagt, sie umarmten solche mit so großer Brünstigkeit, daß sie darüber erstickten. Dem Anschein nach, so meynen sie es nicht so böse mit ihnen, und diese befremdlichen Liebkosungen scheinen vielmehr von einer gewissen Zuneigung herzukommen. Sie stoßen sogar, wenn sie sie erstickt haben, einige Seufzer aus, nehmen die Flucht und vergreifen sich nicht an den Leichnam, außer nur an den Augen, der Nase, den Fingerspitzen, und den Geburtstheilen, die sie ihnen abbeißen. Daß man dieses glaubet, kömmt daher, weil man die von diesen Ungeheuren getödteten Indianer so verstümmelt findet, wenn sie von den Wellen

an das Ufer geworfen werden. Wir zweifeln gar nicht, der Leser werde dieses für ein Mährchen annehmen; wir haben es aber angeführt, damit man sehe, wie wenig ein Geschichtschreiber den Reisebeschreibungen trauen dürfe, und wie viel es ihm Mühe koste, mitten unter den Lügen, die Wahrheit zu erkennen.

Der Ubitre ist mit seinem Leibe ziemlich dem Hechte ähnlich; er hat aber einen sehr langen Schwanz, der so rund ist, wie ein Ochsenschwanz, und er kann ihn auch eben so in die Höhe heben.

Der Aiona ist von der Größe der rundlichten Fische; allein sein Kopf gleicht einem Ochsenkopf, und macht die Hälfte seines übrigen Leibes aus; sein Schwanz ist gespalten.

Der Pira-Utoah ist von ungeheurer Gestalt. Denn außer zwey knochigten und rückwärts gekrümmten Hörnern, so hat er einen Schwanz, der wie ein Spatel gestaltet ist: seine Lippen sind sehr dicke, und seinen Rachen sperrt er mit abscheulichen Verdrehungen auf.

§. 6.

Schaalenthiere.

Man zählt die Apula zu den Brasilianischen Schaalenthieren. Sie sieht

wie

wie ein Stück Rohr aus, so sich zwischen seinen zwey Knoten befindet, giebt eine sehr gesunde Speise ab, wenn sie zu Pulver gemacht ist, wird sie in Milzbeschwerungen für ein Specificum gehalten.

Der Ura ist ein Seekrebs, den man längst dem Gestade im Schlamme findet. Er ist so häufig anzutreffen, daß er die gewöhnlichste Speise der Brasilier und der Schwarzen ausmacht. Sein Fleisch ist ziemlich gut, und auch ziemlich gesund, man muß aber, wenn man ihn gegessen hat, Wasser darauf trinken.

Der Guainumu ist noch eine Krebsart; allein sie ist viel größer, und hat einen so weiten Schlund, daß ein Menschenfuß darin Platz hat. Es ist mehr ein Land- als ein Wasserthier, man findet es nur in den Höhlen, der dem Ufer endlängst befindlichen Klippen. Es kömmt beym Donner aus diesen Schlupflöchern heraus, und macht, selbst den Wilden, Schrecken einjagendes Getöse. Man versichert, dieß Getöse gliche dem Geräusch einer Armee, welche sie anzufallen im Begriffe steht.

Der Aratu hält sich in den Löchern, der, dem Meere nahe stehenden Bäume auf; er kömmt aus denenselben nicht heraus, als wenn er seiner Nahrung, den Austern und Muscheln, nachgehet. Man

will versichern, er würfe, indem sie sich aufmachen, einen kleinen Stein hinnein, und verhindere sie dadurch, sich wieder zuzumachen.

Die Austern daselbst haben zuweilen sehr schöne Perlen bey sich. Die Wilden fischten sie vor diesem in erstaunlicher Menge, und wenn sie die Auster herausgegessen, warfen sie die Schaalen auf einen Haufen übereinander. Man trift am Strande des Meeres noch grosse Haufen von der Art an, die mit der Zeit mit Sand bedeckt worden, und mit Gras und Stauden bewachsen sind.

§. 7.

See-Vögel.

Man glaubt, daß unter den Seevögeln der Guirantinga nur in Brasilien allein zu finden ist. Er ist so groß wie ein Kranich, allein er hat ein weißes Gefieder, und einen sehr langen zugespitzten Schnabel; seine Beine sind aber sehr hoch, und seine Farbe fällt aus dem Rothen ins Gelbe. Sein Hals ist lang herunter mit kleinen Federn bedeckt, die den Straußfedern an Schönheit nichts nachgeben.

Der Karipira ist ein grosser Vogel, mit einem gespaltenen Schwanze. Die Brasilier schätzen seine Federn sehr hoch.

Sie

Sie brauchen dieselbe zu ihren Pfeilen. Es scheint, es sey eben derselbe Vogel, dem die Spanier den Namen Rabo-Ferkadol beygelegt haben. Er ist in Ost- und Westindien sehr gemein. Ximenes behauptet, sein Fett vertreibe die Narben im Gesichte. Ob er gleich sehr häufig anzutreffen, so kann man ihn doch nicht leicht fangen, als auf den wüsten Inseln, wo er seine Eyer legt. Er hat sehr lange Flügel.

Der **Guiratonteon** hat seinen Namen von der fallenden Sucht, der er sehr unterworfen ist; und dieses zusammengesetzte Wort, bedeutet, er sterbe und auferstehe oft. Uebrigens ist er wegen seiner Gestalt, und der überaus grossen Weiße seines Gefieders, von einer seltenen Schönheit.

Der **Salkamar** ist so groß wie eine Taube. Seine Flügel dienen ihm nur zum Schwimmen. Er verläßt die Fluthen gar nicht. Die Brasilier versichern so gar, er lege in selbigen seine Eyer; erklären aber nicht dabey, wie sie daselbst ausbrüten können.

Der **Ayaka** besitzt eine erstaunliche Geschicklichkeit, die kleinen Fische zu fangen. Niemals schießt er vergebens aufs Wasser herab. Er ist so groß wie eine Aelster, hat ein weißes mit rothen Flecken

besprengtes Gefieder, und der Schnabel ist löffelförmig.

Der Karakura ist aschgrau, und hat einen kleinen, mit sehr dicken Gefieder bedeckten Leib. Seine Augen sind ziemlich schön; der Augapfel ist sehr hellroth. Seine Stimme ist so stark, daß man glauben sollte, sie breche aus einer noch so grossen Kehle hervor Er läßt sich damit vor Sonnen-Aufgang, und gegen Abend hören.

Der Guara ist nicht größer als eine Aelster; allein er hat einen länglichten und gekrümmten Schnabel, dicke Beine und lange Füße. Seine ersten Federn, die Anfangs schwarz sind, verwandeln sich in aschgraue. Wenn er zu fliegen anfängt, so sind sie ganz weiß, rötheln sich nach und nach, bis sie ganz Scharlachroth werden, und diese Farbe behalten sie allezeit; ob es gleich ein Raubvogel ist, und sich nicht allein von Fischen, sondern auch von allen anderm Fleische nährt, so nistet er doch und legt seine Eyer unter die Dächer. Man sieht sie oft Schaarenweise einher ziehen. Ein schön Schauspiel, wenn gerade die Sonne auf sie herabfällt. Die Wilden brauchen seine Federn zu ihrem Kopfschmuck.

§. 8.

§. 8.

Brasilische Fluß-Fische.

Man findet in den Brasilischen Flüssen einen Ueberfluß an Fischen von verschiedener Grösse. Ausser diesen, die sie mit andern Flüssen und Bächen in den andern Süd-Amerikanischen Landschaften gemein haben, trift man daselbst den Tamorata oder Tamoutiata in denselben. Er ist eine Spanne lang und kann mit dem Hering verglichen werden; allein er hat einen sehr dicken Kopf, und sehr scharfe und zugespitzte Zähne: seine Schuppen sind vom Kopfe an, bis an den Schwanz so hart, daß sie kaum ein Eisen durchdringen kann. Sein Fleisch hat einen sehr angenehmen Geschmack.

Der Panapana ist von mittelmäßiger Länge. Er hat eine harte und höckrichte Haut, wie ein Seehund. Das übrige gleicht dem Zigone vollkommen, den man zu Marseille Cagnole nennt. Er hat nemlich einen platten, ungestalten und gleichsam in zwey Hörner getheilten Kopf, an deren Enden sich seine Augen befinden, die sehr weit aus einander stehen. Der Schwanz endigt sich mit zwey ungleichen Floßfedern, die auch eine entgegengesetzte Richtung haben.

Der Kururyuba ist die gröste und schönste unter allen Brasilischen Wasserschlangen. Man trifft welche an, die fünf und zwanzig bis dreyßig Fuß lang sind. Den ganzen Leib herab, vom Kopf bis zum äussersten Ende des Schwanzes, läuft eine Art Kette in schönen Wellenlinien. Sie hat Hundezähne, und ihrer Freßsucht wegen, ist sie sehr gefährlich. Sie greift Menschen und Vieh an; wird aber gegessen, wenn man sie mit List fangen kann; und die Brasilier behaupten, ihr Fleisch wäre eine sehr leckerhafte Speise. Sie schreiben denselben so unwahrscheinliche Eigenschaften zu, daß es lächerlich wäre, sie anzuführen.

Die Matûma ist auch noch eine Schlange von unmäßiger Grösse. Sie kommt niemals aus den Flüssen hervor; spielt so schöne Farben, daß sich die Wilden eine Ehre daraus machen, ihren Leib auf solche Weise zu bemalen, und sie gestehen, daß sie dieß Thier auf den Gedanken, sich so schnurrig anzumahlen, gebracht habe.

Der Atakape ist ein Land- und See-Thier, nicht so groß als ein Wolffisch, aber viel gefährlicher. Er packt die Menschen an, und lauft mit solcher Schnelligkeit, daß alle ihre Vorsicht, von ihm nicht erhascht zu werden, vergebens ist.

Das

Das Jaziguemeju ist auch noch ein Brasilisches Flußthier. Es wird wegen seines Fells sehr stark aufgesucht.

§. 9.

Nach Brasilien versetzte Thiere.

Die Europäischen Pferde, die man nach Brasilien gebracht hat, haben sich daselbst dergestalt vermehrt, daß man davon jährlich eine grosse Menge nach Afrika schafft. Gleiche Bewanntniß hat es mit den Stieren und Kühen, davon die Portugiesen zahlreiche Heerden haben. Obgleich in diesem Lande die Viehweiden nicht von der besten Beschaffenheit sind, und sogar darauf ein dem Vieh schädliches Gras wächst, so giebt es indessen doch Gegenden, wo es ihm an keiner Fütterung abgeht, und wo es sehr geschwinde fett wird.

Die Schweine in Brasilien haben ein so gesundes und so angenehm schmeckendes Fleisch, daß man es denen Kranken zur Speise vorschreibt.

Die Hämmel sind nicht so schmackhaft als die Europäischen, ob sie gleich sehr fett sind. Die Ziegen haben sich nicht so stark vermehrt, aber seitdem man sie Heerdenweise weiden läßt, sind sie häufiger geworden.

Die Europäischen Hüner, befinden sich bey der Brasilischen Luft sehr gut; werden daselbst viel grösser und stärker, allein sie verlieren an ihrer Güte. Die Enten und Gänse kriegen einen bessern Geschmack.

Die Brasilier haben unsere Hunde so lieb gewonnen, daß sie eine Menge davon zur Jagd abrichten; sonderlich vertreiben sich die Weiber die Zeit damit; sie haben ihr Vergnügen daran, sich von ihnen begleitet zu sehen, tragen sie auf ihren Armen, und nähren sie mit ihrer eignen Milch.

§. 10.

Brasilische Bäume und Pflanzen.

Der Mangaba ist ein sehr grosser Baum, den man nicht leicht anderswo, als in der Gegend der Bucht Allerheiligen antrift. Er hat eine Rinde, wie die Weißbuchen, und Blätter wie die Esche. Er läßt niemals sein Laub fallen, und seine Blätter sind immer grün. Er trägt des Jahres zweymal Früchte; erstlich die Knospen, die man als Frucht ißt. Wenn er ausschlägt, so treibt er eine Blüthe, die dem Schaßmin ähnlich ist, aber viel stärkern Geruch hat, ohne daß er deswegen unangenehmer wäre. Die Frucht, die hernach hervorkömmt, ist nicht viel grösser,

ser, als die erstere; sie ist von aussen gelb, hat kleine schwarze Tüpfelchen. Inwendig befinden sich einige kleine Körner, die mit der Frucht gegessen werden. Sie hat einen sehr angenehmen Geschmack, ist sehr gesund, und so leicht zu verdauen, daß man niemals zu viel davon zu essen besorgen darf. Sie fällt vor ihrer Reife ab, daher muß man sie einige Zeit aufbewahren, damit sie sich versüsse. Die Brasilier machen eine Art Wein daraus. Aus den Blättern und den unreifen Früchten läßt sich eine Art bitterer und klebrichter Milch heraus pressen.

Der Murukuge ist ein grosser Baum, der dem wilden Birnbaum ähnlich ist. Seine Frucht hängt an einem langen Stengel. Man nimmt sie vor der Zeit ab; wenn sie reif wird, so kriegt sie einen sehr guten Geschmack, und ist leichte zu verdauen. Aus dem Stamme fließt, wenn man hinein schneidet, ein milchigter Saft, der, wenn er zusammen rinnt, anstatt Wachses kann gebraucht werden. Es ist ein seltener Baum, und das kömmt daher, weil die Wilden ihn an der Wurzel umhauen, um die Früchte desto leichter abzulesen.

Der Araka ist eine andere Birnbaumart, der zu allen Jahreszeiten eine Menge Früchte trägt. Man hat verschiedene

Arten davon, die rothe, grüne oder gelbe Früchte tragen; sie lassen sich insgesamt ungemein gut essen.

Der Ambu ist ein dicker, aber sehr niedriger Baum. Er trägt eine runde gelblichte Frucht, die unsern gelben Pflaumen sehr gleicht. Sie ist den Zähnen so schädlich, daß die Wilden, die viel davon essen, sie alle verlieren. Sie essen auch die Wurzeln von dem Baum, und befinden sie so süße, als das Zuckerrohr. Uebrigens sind sie sehr gesund, und so erfrischend, daß die Portugiesischen Aerzte einen Saft fürs Fieber und andere hitzige Krankheiten daraus verfertigen.

Der Jakapuya wird für einen der grösten Brasilischen Bäume gehalten. Er trägt eine Frucht, die wie ein Becher mit seinem Deckel aussieht, und in der einige Kastanien stecken, die ziemlich den Myrobolanen ähnlich sind. Wenn die Früchte reif sind, so öfnet sich der Deckel, und läßt sie fallen. Man versichert, wenn man davon ein wenig zu viel roh äße, so verursachten sie ein gänzliches Ausfallen der Haare an allen Theilen des Leibes, gebraten aber wären sie niemals schädlich. Das Holz des Baums ist sehr hart, und verdirbt nicht leichte, daher dient es vortreflich zur Verfertigung der Achsen in den Zuckermühlen.

Der

Der Aratiku ist so groß wie ein Pomeranzenbaum, hat Zitronenbaumartige Blätter, und trägt eine sehr schmackhafte und wohlriechende Frucht, die nicht größer ist, als eine welsche Nuß. Er hat verschiedene Spielarten. Auf einer wächst eine Frucht, die so kühlend ist, daß sie mit Uebermaaß genossen, zu einem wahren Gifte wird. Sein Holz hat die Beschaffenheit des Korkbaums, und dient zu eben dem Gebrauche.

Der Pequea trägt eine Frucht, die sehr mit der Pomeranze übereinkommt; allein sie hat eine dickere Schale und einen honigartigen Saft, der so süße ist, wie Zucker, und worunter sich einige Körner befinden.

Es giebt noch eine andere Art des Pequea in diesem Lande, dessen Holz für das allerhärteste in Brasilien gehalten wird. Man glaubt, es verwese gar nicht. Die Portugiesen nennen es Setis.

Der Jakatiba hat eine Frucht, so groß wie eine Limone, die einen sehr sauren Saft bey sich führt. Die Rinde des Baums hat, vom Gipfel der Aeste an, bis ganz unterst auf die Wurzeln, die nemliche Eigenschaft. Es ist ein seltener Baum, und man trifft ihn nur in der Capitainie St. Vinzent an.

Der

Der Guaberiba ist ein sehr grosser Baum, aus welchem ein vortreflicher Balsam herabtrieft; wegen dieser Eigenschaft wird er von den Brasiliern sehr hoch geschäzt. Sie machen einen kleinen Einschnitt in die Rinde, stecken ein Püschgen Baumwolle hinnein, die einen Saft in sich zieht, den man Balsam nennt, weil er den Geruch und die Eigenschaft des Balsams hat, frische Wunden zu heilen. Dieser Baum wächst nur in Gegenden, wo die Luft gelinde ist. Sein Holz dient wegen seiner Geschmeidigkeit und seiner Dauerhaftigkeit sehr gut zum Bau. Man hat angemerkt, daß die wilden Thiere sich oft an seiner Rinde reiben; welches ohne Zweifel deswegen geschieht, weil sie dadurch einige Linderung in ihren Krankheiten verspüren. Er ist in der Capitainie St. Vinzent ziemlich häufig, aber sehr selten anderswo, anzutreffen.

Es giebt viele Kokosbäume in Brasilien, aber man pflanzt sie nur um die Wohnhäuser herum, die stehen bleiben, oder in Baumgärten. Man trift davon keine, weder in Wäldern, noch in wüsten Gegenden an.

In Brasilien werden mehr als zwanzig Palmbaumarten gefunden. Landeinwärts über St. Vinzent hinaus, gegen

Para-

Paraguay zu, trift man ganze Fichtenwälder an, die Früchte tragen, wie die Europäischen; allein sie sind stärker, runder, und zum Gebrauch viel gesunder.

Der Kupayba hat die Gestalt eines Feigenbaums, wächst aber mehr in die Höhe, ist gerader und dicker, und enthält eine erstaunliche Menge Oehl in sich, das so klar ist, wie das Olivenöhl; wenn man einen kleinen Schnitt in den Baum thut, so strömt es in Menge heraus. Es dient zu Heilung der Wunden, vertreibt sogar Wundmäler. Zum Unterscheid hat man solchem den Namen Copal Yva gegeben, mit welchen man obige Eigenschaft andeutet. Man hat dessen in so grossem Ueberfluß, daß man es zum brennen braucht; das Holz vom Baume aber ist von keinem Nutzen.

Der Ambyaba hat auch noch mit dem Feigenbaum einige Aehnlichkeit, und wird auf den Feldern, die man brach liegen läßt, zwischen den Dornsträuchern gefunden. Man versichert, wenn man das innere Häutchen an der Rinde auf eine Wunde lege, so heile sie davon so geschwinde zu, als von dem besten Balsam. Seine Blätter sind so rauh, daß man sie zum Glätten verschiedner Holzarten braucht; sein Holz taugt zu nichts.

Der Ambiagtinga ist ein Baum, von eben derselben Gattung. Er wächst in den Fichtenwäldern, und giebt einen sehr öhlichten Saft von sich. Monardes hat von ihm eine Beschreibung geliefert. Er sagt, es ist weder eine Fichte, noch ein Zipressenbaum. Er ist höher als der Palmbaum, und geradstämmiger als die Zipresse. Auf dem Gipfel trägt er eine Frucht, wie eine kleine Blase gestaltet, woraus, wenn sie platzt, ein Saft von einer bewunderungswürdigen Güte herauströpfelt. Die Indianer sind darauf bedacht, ihn in Muschelschaalen aufzufangen; sammlen aber in vielen Tagen nur sehr wenig davon. Er wird zu allem möglichen gebraucht, wozu nur der Balsam dienlich ist, vornemlich Wunden zuzuheilen, kalte Flüße zu vertreiben, und Magenbeschwerungen abzuhelfen. Im letztern Falle nimmt man ihn mit ein wenig Wein zu sich. Man rühmt die Blätter von diesem Baum bey Erbrechungen. Noch sagt man, daß die im Wasser gekochten Blätter, ein öhlichtes Wesen von sich geben, das alle gute Eigenschaften eines rechten Oels an sich hat, und daß es leichte zu sammlen sey, weil es oben aufschwimmt.

Der Igukamini wächst in der Capitainie St. Vincent. Seine Frucht gleicht beynahe der Quitte; ist voller Körner, und ein sehr gutes Mittel in der rothen Ruhr.

Der

Der Igciega giebt eine Art Mastix, von einem vortreflichen Geruch. Aus seiner zerstoßnen Rinde bekömmt man einen weißen Saft, der sich wie Weyhrauch verdickt, auch dessen Stelle vertritt, und mit Nutzen auf solche Theile gelegt wird, wo sich kalte Flüße hingezogen haben.

Der Igtaigkika verschaft eine Gattung Mastix, der so hart und durchscheinend ist, daß sich die Brasilier dessen zum Verglasen, ihres irdnen Geschirres, bedienen.

Der Kurupikaiba ist ein Baum, dessen Blätter dem Pfirsischblättern gleichen, und einen weißlichen Saft von sich geben, der ein sehr gutes Mittel vor Geschwäre und Wunden ist. Aus seiner Rinde fließt, wenn man hineinschneidet, eine Art Vogelleims, dessen sich die Brasilier zum Vogelfang bedienen.

Der Kaaroba ist ein sehr häufig anzutreffender Baum in ganz Brasilien. Seine Blätter werden ein wenig gekaut, und auf venerische Blattern gelegt, sie zertheilen sie. Dem Holze schreibt man in diesen Krankheiten die Tugenden des Gayak zu, und die Blüthe kann zu eben dem Behuf eingemacht werden. Man muß diesen Baum nicht mit dem verwechseln, der Kaorobmakorandiba genennt wird, der ein aschgraues Holz, und ein sehr hartes Mark hat.

Der

Der Jaburandiba, den die Brasilier auch Beteel nennen, kömmt an den Ufern der Flüsse sehr gut fort. Seine Blätter sind ein Specificum gegen alle Leberkrankheiten. Eine andere Gattung des Beteel mit runden Blättern, ist kleiner als die erstere. Seine Wurzeln schmecken so scharf, wie Ingwer. Wenn sie auf das Zahnfleisch gelegt werden, vertreiben sie alle Schmerzen an diesen Theilen.

Der Anda ist ein großer Baum, von sehr schönem Ansehen, dessen Holz zu verschiednen Gebrauche dient. Die Brasilier pressen aus seinen Blättern ein Oehl, mit dem sie sich den Leib einreiben, und die Rinde brauchen sie zum Fischfang. Das Wasser, darinnen man sie einige Tage liegen läßt, erhält davon die Kraft, allerley Thiere zu betäuben.

Der Ajuratibira ist nur ein Strauch. Er trägt eine rothe Frucht, von der die Indianer ein Oel von eben derselben Farbe machen, und dessen sie sich zu ihren Einsalbungen bedienen.

Der Ajabutipita ist ebenfalls ein Strauch, der eine Art schwarzer Mandeln trägt, aus denen ein Oel von eben derselben Farbe gepreßt wird, und das nur zu Einsalbungen der Kranken dient.

Der

Der Janipaba ist einer der schönsten Bäume, die man nur sehen kann. Sein Laub übertrift alles, und verjüngt sich mit jedem Monat. Seine Früchte sehen wie Pomeranzen aus, schmecken wie Quitten, und werden in der rothen Ruhr für vortreflich gehalten. Ihr Saft ist anfangs ziemlich weiß: in der Folge wird er so schwarz, daß sich die Wilden dessen zur schwarzen Farbe bedienen, um sich auf ihren Leib Figuren von dieser Farbe zu malen. Sie dauert neun Tage, nach deren Verlauf keine Spur mehr davon zu sehen ist. Es ist aber dabey zu merken, daß der Saft nur alsdann diese Eigenschaft hat, wenn er aus unreifen Früchten verfertigt wird.

Der Jequitinguacu trägt eine Frucht, die unsern grösten Erdbeeren ähnlich ist; allein anstatt des Kerns, hat sie eine Art Erbse, die sehr hart, rund, schwarz und glänzend wie Achat ist, und deren Hülse äußerst bitter schmeckt. Man zerstoßt und braucht sie statt Seife.

Im Innern des festen Landes, der Bucht Allerheiligen gegen über, findet man einen sehr großen Baum, dessen Aeste von Natur mit tiefen Löchern durchbort sind, in denen sich zu allen Zeiten des Jahres eine wäßrichte Feuchtigkeit sammlet, die niemals überfließt, und was noch weit be-

wunderungswürdiger ist, die niemals, man mag noch so viel davon nehmen, sich verringert. Folglich ist jeder Zweig, eine unerschöpfliche Quelle. Der Baum ist von solchem Umfange, daß sich fünfhundert Menschen unter seinen Aesten aufhalten können. Sonach ist es ein treflicher Zufluchtsort, woselbst es nie an Wasser zum trinken und zum Baden gebricht.

Der berühmteste Baum, von dem, wie man glaubt, das Land seinen Namen erhalten hat, wird von den Einwohnern Arabuton genennet. Er hat die Größe unserer Eichen, und breitet seine Aeste auch so weit aus. Man trift so starke Arabutons an, daß drey Männer sie kaum umklaftern können. Seine Blätter gleichen den Buchsbaumblättern. Er trägt nichts, das einer Frucht ähnlich wäre. Sein Holz ist roth, und so trocken von Natur, daß es im Feuer sehr wenig raucht. Er hat so starke Anlage zum Färben, daß sogar, seine Asche mit Lauge vermischt, der Leinewand eine nie vergehende Farbe giebt.

Die Verschiedenheit des Färbeholzes, so man in Brasilien antrift, ist außerordentlich. Es giebt gelbes, veilchenblaues, verschiedne Gattungen vom Rothen, vom Weißem. Einiges hat sehr dicke Blätter; ein anderes wieder sehr breite.

Der Baum, den man Ahovay nennt, giebt einen unerträglichen Gestank von sich, wenn er abgehauen wird. Er hat Blätter, wie ein Apfelbaum, die immer grün sind. Seine Frucht ist eine Gattung Kastanien, in der Gestalt einer Glocke, und sehr giftig; allein da seine Rinde zu Verfertigung der Art Schellen, so die Brasilier an ihren Beinen tragen, dienet, so stehet dieser Baum in großer Achtung.

Der Hiourae hat eine Rinde, die einen halben Finger dick ist. Sie giebt eine ziemlich gute Speise ab, wenn sie frisch vom Stamme abgeschält worden ist. Zwey französische Apothecker hielten diesen Baum für eine Gattung des Gayack, und wurden in ihrer Meynung bestärkt, als sie sahen, daß sich die Brasilier dessen, in der Piau bedienten, die sie gleichfalls für eine venerische Krankheit ansahen. Seine Frucht hat die Größe einer mittelmäßigen Pflaume, ist goldfärbig, und kommt nur einmal in funfzehn Jahren hervor. Der Kern, den sie inwendig hat, schmeckt sehr angenehm. Die Rinde ist auf der äußern Seite silberfarbig und auf der innern röthlich, und giebt eine milchigte Feuchtigkeit von sich, die nach Süßholz schmeckt.

Der Choyne ist ein Baum von mittler Größe, dessen Laub die Grüne und Gestalt der Lorbeer-Blätter hat. Er trägt

eine Frucht in der Größe eines Kindeskopfs. Sie wird nicht gegessen, und die Schale ist so hart, daß die Brasilier sie an verschiednen Stellen durchlöchern, und dasjenige Werkzeug daraus machen, welches sie Maracka nennen.

Der Sabauce trägt eine Frucht, die größer als zwey zusammengeballte Fäuste ist, und die die Gestalt eines Bechers hat. Sie schließt kleine Körner in sich, die wie unsere Mandeln schmecken und aussehen.

Der Pokoaire ist ein Strauch, der gewöhnlicher maaßen zehn oder zwölf Fuß hoch wird; der Stamm ist aber sehr schwach. Er hat mit dem Amerikanischen Ahorn große Aehnlichkeit. Lery behauptet, seine Blätter wären sechs Fuß lang, und zweye breit, dabey aber so zart, daß sie der geringste Wind entzwey risse; es bleibt nichts als die Rippen daran hängen, und in diesem Zustande sehen sie von weiten den Straußfedern ähnlich.

Der Wehehasu hat dem Kohl ähnliche Blätter. Seine Frucht ist länglicht, so süße, daß die Bienen sehr stark auf sie fallen. Sie warten nicht einmal so lange, bis sie zu ihrer Reife gekommen ist.

Der Pono-Absu trägt eine Frucht, die so rund ist, als eine Kugel, und so groß wie ein starker Apfel. Sie hat inwendig

sechs

sechs platte Steine, deren Kerne in Brasilien für ein ganz außerordentliches Wundmittel gehalten werden.

Clusius hat uns in der nach seinem Tode herausgekommnen Sammlung nach den Beobachtungen des Johann van Uffele, die Zeichnung und Beschreibung von zwey Brasilianischen Bäumen hinterlassen, die besonders bemerkt zu werden verdienen. Die Portugiesen nennen beyde Mamoera, weil sie von einerley Gattung sind; aber ihr Geschlecht ist verschieden. Der eine, so das Männchen ist, trägt keine Frucht; hat nur Blüthen, die an langen Stengeln hängen, und eine Dolde, beynahe wie die am Fliederbaum vorstellen. Sie haben eine gelbliche Farbe, aber gar keinen Geruch: man weiß übrigens nicht, daß sie besondre Eigenschaften hätten.

Das Weibchen hergegen trägt nur Früchte ohne Blüthe. Sie müssen nahe bey einander stehen, sonsten hört das Weibchen auf, Früchte zu tragen. Die gewöhnliche Stärke seines Schafts beträgt ungefähr zwey Fuß; er wächst neun Fuß hoch, ehe er Früchte trägt; alsdenn aber hängen sie auch in ganz ausserordentlicher Menge an seinem Gipfel. Diese Frucht ist rund, und so groß als eine kleine Melone; inwendig gelblich. Die Brasilier sagen, sie befördere die Verdauung. Sie hat viele

Körner in der Größe einer Erbse. Sie sind schwarzschimmernd, man braucht sie aber zu nichts. Die Blätter, die dem Ahornlaub gleichen, kommen an langen Stengeln zwischen den Früchten hervor. Weder bey den männlichen noch weiblichen Bäumen ist hierin der geringste Unterschied so wie auch am Stamme, zu verspüren. Der Name des Baums, ist dem Beobachter unbekannt. Indessen erwähnt er doch, die Frucht hieße Mamaon. Dieser Name, merkt er dabey an, soll ohne Zweifel ihre Aehnlichkeit mit einer Weiberbrust, so die Spanier Mamas nennen, ausdrücken. Diese zwey Bäume wachsen in dem Theil von Brasilien, worin die Bucht Allerheiligen liegt.

§. 11.

Pflanzen und Kräuter in Brasilien.

Wir wollen uns unter den Pflanzen bey dem Maniok nicht weiter aufhalten, als, um davon eine Gattung anzuzeigen, die Brasilien nur eigen ist, und die Aypi heißt; man kann sie roh ohne einige Gefahr essen. Die Brasilier verfertigen daraus bey allen aus der Leber herrührenden Krankheiten, wider die sie ein gewisses Hülfsmittel ist, einen Trank. Einige Völker, vom Stamme der Taponyas, essen auch den gemeinen Maniok, ohne ihn vorher zuzurichten. Er

ist

ist für alle andere Nationen ein Gift, nur dieser allein bekommt er nicht übel, weil sie daran gewöhnt sind. Lery vergleicht die Manioks Blätter mit der Peonienrose ihren, und Thevet, mit dem Löwenklaukraut seinen. Die Brasilier machen aus dem Mehle dieser Wurzel zweyerley Speisen, eine ist hart und stark gekocht, die sie **Quienta** nennen, die andere ist weicher, oder nicht so stark gekocht, und die heißen sie **Onipu.**

Der **Ananas**, die anjetzt schon nach Europa gekommen ist, wird gar nicht bey den Reisebeschreibern gedacht. Brasilien ist aber ihr wahres Vaterland. Sie wächst in so großem Ueberfluß, daß die Wilden ihre Schweine damit mästen. Man hat drey Eigenschaften an ihr bemerkt: erstlich, ihre Schaale ist so hart, daß das Messer davon stumpf wird: zweytens, ihr Saft oder Wasser dient zu einer vortreflichen Seife, die Flecke aus den Kleidern auszuwaschen; drittens, ist die Brasilische Ananas gegen die Seekrankheit, so wohl ein Verwahrungs, als Hülfsmittel.

Die **Murukuka** ist eine Pflanze von einer seltnen Schönheit, insonderheit wenn sie blüth. Sie schlingt sich, wie der Epheu, an den Bäumen und Mauren in die Höhe. Ihre Frucht ist rund, zuweilen eyförmig, von verschiedner Farbe, gelb, braun, schwarz oder vermischt. Sie führt einige Körner

bey sich, die mit einer Art Schleim überzogen, und von vortreflichen Geschmacke sind, der aber ein wenig ins Säuerliche fällt. Ihre Blätter, wenn man sie mit ein wenig Vitriol zerstampft, thun Wunderwirkungen bey bösartigen Geschwüren.

Die so genannte Tajaoba Pflanze unterscheidet sich wenig, von unserm gemeinen Kohl: man schreibt ihr abführende Kräfte zu.

Die Jambig ist ein sehr heilsames Kraut, für die Leber und für den Grieß.

Die Jetyeuku ist der Mechoakan Wurzel sehr ähnlich, von der wir bey der Beschreibung von Mexiko geredet haben. Sie ist so lang wie eine gemeine Rübe; dabey aber viel stärker. Man zählt sie zu den abführenden Mitteln. Wenn sie gestossen mit Wein genommen, oder mit einem Huhn gekocht wird, so vertreibt sie das Fieber. Die Portugiesen machen sie mit Zucker ein. Man giebt ihr Schuld, daß sie den Durst errege. Ohne diesen Fehler würde es eine sehr gesunde Pflanze seyn.

Die Igpekaya oder Pigaya wird in der rothen Ruhr angepriesen. Der Obertheil der Pflanze ist einen halben Arm lang, und ihre Wurzel hat gleiche Länge. Es kommen an ihr nur vier oder fünf Blätter hervor, die einen sehr starken und unangeneh-

nehmen Geruch haben. Ihre Wurzel, wenn sie zerrieben und als Trank eingenommen wird, hält mit einer gelinden Abführung den Durchfall an.

Die Rayapia ist nur seit kurzem entdeckt worden. Sie ist so zu sagen, das einzige Mittel wider alle Arten Gift, insonderheit der Schlangen ihren, daher ihr auch der Name des Schlangenkrautes ist gegeben worden. Man legt der Wurzel, oder vielmehr einem Knoten, der sie theilt, diese Eigenschaft bey. Man zerstößt diesen Knoten, und schlingt ihn mit Wasser hinunter. Er ist auch ein Specificum für Wunden von vergifteten Pfeilen. Ihre Blätter verbreiten einen Geruch, so demjenigen gleich kömmt, den die Feigenblätter haben.

Die Tiroqui oder Tareroqui ist eine Pflanze, die frauenspiegelartige Blätter und eine in verschiedne Spalten getheilte Wurzel hat, mit zarten Zweigelchen und röthlichen Blumen, die am Ende des Stengels heraus kommen. Diese Pflanze wächst allenthalben häufig. Sie gelbt sich fast in dem Augenblick, da sie abgeschnitten worden ist, und wird nach und nach ein wenig weiß. In der rothen Ruhr ist sie vornemlich gut zu gebrauchen. Die Brasilier lassen sich fast in allen ihren Krankheiten mit diesem Kraut räuchern. Man hält sie auch

noch für ein gutes Mittel wider die Würmer; ein Uebel, das in diesem Lande sehr gemein ist. Sie verwelkt nach der Sonnen Untergang, und bey ihrem Aufgehen erhält sie wieder ein neues Leben.

Die Wurzeln der Embeguaka sind zuweilen auf dreyßig bey einander und viele Ellenbogen lang. Ihre Rinde ist so zähe, daß die Brasilier Seile daraus verfertigen, die im Wasser selbst noch stärker werden. Der aufsteigende Dampf von diesen Wurzeln, wenn sie auf glühenden Kohlen liegen, stillt den Blutfluß, insonderheit bey Weibern.

Kaoberinga ist der Name eines kleinen Krauts, aus dem wenig Blätter hervor keimen. Sie sind unterwärts weislich, und oberwärts grün. Die Pflanze treibt eine kleine Blüthe, die der Haselstauden Blüthe ähnlich ist. Ihre Blätter und Wurzeln zusammengestoßen, machen das Fleisch an den Wunden fest. Die ganzen Blätter auf einen verwundeten Theil gelegt, bleiben bis zu seiner Heilung daran kleben.

Das Kraut, so Kabaura heißt, zu Asche gebrannt, und auf alte Schaden gestraut, verhindert die Fäulniß, und befördert den Wachsthum der neuen Haut. Die gestoßnen grünen Blätter dienen in Hautkrankheiten.

Die

Die Guaraquicuia ist der Portugiesischen Myrthe ähnlich. Unter vielen andern guten Eigenschaften die sie hat, vertreibt sie auch die Würmer im Leibe; zubereiten darf man sie nicht erst, man nimmt bloß die besten Blätter und schlingt sie hinter.

Die Kumara-Karimba hat eine sehr schöne Blume, die nach Bisam riecht, und die der gelben Viole gleicht. Das Wasser, womit man sie kochen läßt, ist vor Geschwüre, Blattern und frischen Wunden sehr heilsam.

Die Aipo ist eine Petersilienart, die man für die Portugiesische Petersilie hält. Zum wenigsten hat sie eben dieselben Eigenschaften. Sie wird in Brasilien nur in den Seeprovinzen, und dicht am Meer gefunden, insonderheit in der Capitainie St. Vincent. Sie hat einen etwas schärfern Geschmack, als die Europäische Petersilie, davon die Ursache wohl, wegen der Nähe des Meeres ist.

Die Pappeln sind in Brasilien sehr häufig anzutreffen, sie tragen vortrefliche rothe Blüthen. Man sollte sie beynahe für Rosen ansehen.

Die Karaguata ist eine Distelart, die eine gelbe Frucht hervor bringt. Roh verletzt sie die Haut mit ihren Stacheln, so

bald

bald sie aber gebraten oder gekocht ist, hat sie weiter keine schlimme Eigenschaft an sich. Indessen versichert man doch, sie verursache bey den Frauen unzeitige Geburten. Man hat davon noch eine andere Art, deren Frucht der Ananas ähnlich ist; allein dieses ist nur von der Gestalt zu verstehen, denn im übrigen kann nichts unschmackhafteres gefunden werden. Ihre gerösteten und geschlagnen Blätter, geben eine Art sehr festen Flachses. Die Brasilier machen Fischernetze daraus.

Die Timbo steigt wie ein Seil an den Gipfel der höchsten Bäume, und umschlingt sie wie der Epheu. Ihr Stamm ist zuweilen so dick wie ein Schenkel; dabey aber so biegsam, und zugleich so stark, daß er niemals entzwey bricht, man handthiere damit auch, wie man wolle. Ihre Rinde ist ein tödtliches Gift, dessen sich die Indianer zum Fischfang bedienen. Sie werfen sie so bloß ins Wasser hinein, das von diesem Gifte allenthalben durchdrungen wird, und wovon die Fische absterben.

Man findet in Brasilien eine erstaunliche Menge der besten Arzneykräuter, in deren Gebrauch die ganze Heilkunst des Landes besteht, und insonderheit eine große Anzahl wohlriechender Pflanzen. Die Müntze ist in der Provinz Piratiningue häufig anzutreffen. Alle Felder sind mit

Wohl-

Wohlgemut und andern dergleichen Kräutern bedeckt; sie haben aber nicht so einen angenehmen Geruch als in Spanien, wovon die Ursache in der Feuchtigkeit des Bodens und der übermäßigen Sonnenhitze zu suchen ist.

Blumen giebt es in Brasilien in grosser Verschiedenheit; allein die Reisebeschreiber erheben ihre Schönheit nicht eben gar zu sehr.

Nicht weniger trift man daselbst verschiedne Arten von Rohr und Schilfe an. Die Brasilier geben einer davon, die so dicke, wie ein Schenkel ist, den Namen Tukuara. Es giebt welches in den Wäldern, das über die höchsten Bäume hinauswächst. Man findet Gegenden, die ganz damit bewachsen sind. Die Brasilier ziehen das, von mittler Größe, dem andern vor, weil sie es zu Verfertigung ihrer Pfeile brauchen.

In keinem Lande findet man so vielerley eßbares Wurzelwerk, und so viele Hülsenfrüchte. Die Bohnen sind daselbst viel gesunder als in Portugall. Man sieht verschiedne Arten Erbsen. Eine der bemerkungswürdigsten, nach Laets Bericht, hat eine Schote, die zehn Zoll lang und zwey breit ist. Die knorplichte Hülse, die sie in sich schließt, hat an den Enden Adern der Länge nach, von einem Ende bis zum andern,

andern herunterlaufen. Inwendig ist sie braun, und auswärts hat sie eine weißlichte Aschfarbe. Die Erbsen, zehn an der Zahl, sind ein Zoll lang, und einen halben breit, und mit einem sehr zarten Häutchen von einander gesondert. Sie sind von einer schönen rothen, ja so gar hellern Farbe, als der Scharlach selbst.

Man sieht in Brasilien eine Art Bohnen, die viel größer und stärker sind, als die unsrigen, und keinen Kröbs haben.

Man hat daselbst Rüben, die so stark, als wie zwey zusammen geballte Fäuste, und achtzehn oder zwanzig Zoll lang sind. Lery hat angemerkt, man sollte sie, wenn sie aus der Erde kommen, alle für eine Art halten; aber im Kochen färbten sich einige veilchenblau, andere gelb, und einige blieben weißlicht. Er glaubt also, sie könnten, da er sie nur von diesen dreyen Farben gesehn, unter drey Gattungen gebracht werden. Wenn sie unter der Asche gebraten werden, haben sie ihm von eben so guten Geschmack, als unsre besten Birnen zu seyn geschienen, sonderlich die, so sich gelbten, welche noch dazu, anstatt durchs Feuer erweicht zu werden, so derbe, wie eine Quitte blieben. Ihre Blätter ziehen sich an der Erde wie der Erdepheu, und sind den Gurkenblättern ähnlich, nur daß sie nicht so grün sind. Sie kommen

hier-

hierinnen mehr mit den Blättern der Zaunrübe überein. Die Wildinnen sind auf ihren Anwachs bedacht. Zu diesem Behuf schneiden sie die Stengel in kleine Stücke, säen sie auf ein Feld, und nach Verfließung einiger Zeit, hat jedes Stückgen eine große Wurzel getrieben.

Die **Manobi** ist eine bemerkungswürdige Erdfrucht, daß sie Laet hat in Kupfer stechen lassen. Es ist eine Art kleiner Nüsse, die in der Erde wachsen, und durch kleine Fässerchen an einander hängen, ihre Farbe ist graulicht. Sie haben die Größe und auch den Geschmack der Haselnüsse Ihre Schaale ist nicht härter als eine Erbsenhülse. Lery sagt, sie wären vortreflich und er hätte sehr viel davon gegessen. Der Gestalt nach sind sie mehr einer Eichel, als einer Haselnuß ähnlich.

Clusius zählt bis auf zwölf Arten Brasilianischen **Pfeffers**. Lery hat nur eine davon gesehn, er macht aber eine schöne Beschreibung davon, die von der **Axi** oder **Chilee** ihrer, in etwas verschieden ist. Die Pflanze, sagt er, treibt Blätter, wie der Nachtschatten, die aber breiter und länger sind. Der Stengel ist einen Ellenbogen lang, aber grüner, dabey ehr ästig und knotig. Sie hat weiße Blüthen, aus denen Saamengefäße, in Gestalt einer Düte, hervorkommen. Anfangs

fangs sind sie grün, nachher werden sie roth, und so glänzend, wie Korallen. Sie haben einen viel schärfern Geschmack, als jede andre Art von Pfeffer. Der Saamen ist weißlicht, und so klein, wie kleine Linsen, und voller kleinen Spitzen. Er ist so scharf, daß, wenn man ihn in der Hand gehalten, und hernach mit derselben einen Theil seines Leibes angreift, den Augenblick Blasen daselbst hervorkommen. Unsere Kaufleute brauchen ihn nur zur Färberey. Die Wilden aber stampfen ihn mit Seewasser, und bedienen sich seiner so, wie wir uns des Salzes. Sie nennen diese schlechte Würze, Jonquet.

Lery macht die Bemerkung, daß alle Thiere und alle Pflanzen, Wurzeln und Früchte in Brasilien von den unsrigen verschieden sind, doch den Portulak, die Basilien und das Farrenkraut ausgenommen, die eben dieselben Eigenschaften hätten, und eben so aussähen. Alles, was aus Portugall hieher gebracht worden, hat sich naturalisirt

§. 12.

Der Insel Marannon oder Maragnhan eigenthümliche Gewächse.

Der Pater Claudius von Abbeville, hat über die vornemsten Gewächse dieser

Insel

Insel einige Bemerkungen gemacht, weil sie ihm von denen, so man auf dem festen Lande von Brasilien findet, in etwas verschieden zu seyn, geschienen haben.

Er rühmt insbesondere den Agutilreva Baum, der überaus hoch wird, Blätter, wie der Pomeranzenbaum hat, die aber breiter sind, und eine Frucht trägt, die dem Granatapfel gleicht, aber viel grösser ist, und eine grüne Schaale hat.

Der Aratiku ist von dem vorhergehenden, den Blättern und der Blüthe nach, nicht sehr unterschieden; allein seine Frucht ist noch größer, und von besserm Geschmack. Sie riecht ganz vortreflich.

Der Kaup hat Blätter, wie ein Apfelbaum, und trägt eine Frucht, die wie eine Pomeranze aussieht, und auch so riecht; aber inwendig ist sie nur mit lauter Kernen angefüllt.

Der Morgoya ist ein Strauch, wenn er sich aber an irgend einen Baum anlehnen kann, so wächst er sehr in die Höhe; er bringt eine der alleranmuthigsten Blüthen hervor. Sie ist sternförmig, hat ausgekerbte Blätter, und ihre Farbe besteht in einem vortreflichem Purpurroth. Die Frucht ist so groß, wie ein Ey, aber runder. Sie ist ganz mit Saamen angefüllt, hat eine weißgrüne Schaale. Gekocht,

schmeckt sie sehr gut. Man macht viele davon mit Zucker ein.

Der Quakuri, der Menti-uve, und der Inaya, nebst dem Karana-uve sind vier Gattungen von Palmbäumen, darunter der erste der Indianische Palmbaum ist. Der zweyte trägt eine röthliche Frucht, so groß wie ein Ey, und mit schwarzen Flecken. Inwendig befindet sich eine Art Nuß, die roth aussieht, und sehr gut schmeckt; der dritte trägt Früchte in Büscheln, woran zuweilen dreyhundert Stücke in der Größe einer Olive hängen; der vierte ist nur wegen seiner Blätter merkwürdig, die fecherförmig sind. Er trägt eine kleine, den Damaszener Pflaumen, gleichende Frucht.

Eben der Autor führt noch zwanzig andre Bäume an, deren Früchte den Pflaumen ähnlich sind.

Der Pakury ist ein großer starker Baum, der Blätter wie ein Apfelbaum und weiße Blüthen hat. Er trägt eine Frucht, so groß als zwey Fäuste, die wegen ihrer Vortreflichkeit, wenn sie eingemacht wird, berühmt ist.

Der Amiju hat Blätter wie ein Birnbaum, die aber länger sind, und trägt eine runde Frucht, die wie eine Pfirsich schmeckt. Dieses ist die einzige Art Pfir-

siche, die diesem Erdstriche eigenthümlich zugehören.

Der Arasa trägt einen kleinen Apfel, den der Pater Claudius für die beste Frucht in Südamerika hält.

Der Karuata ist eine sehr geschätzte Pflanze in Brasilien. Ihre Blätter sind eine Elle lang und zwey Zoll breit. Sie bringt mehr, als funfzig Früchte hervor, die so lang, wie ein Finger, in und auswendig roth, und von einem vortreflichen Geschmacke sind. Die Holländer nennen diese Frucht Slyptogen, und die Franzosen Sypreseville. Sie hat etwas schwammartiges, nebst vielen kleinen Saamenkörnern in sich. Man sagt, sie thue in Skorbutkrankheiten sehr gute Dienste.

Die Yamakaru ist eine so zu sagen mönströse Pflanze. Sie wächst zehn oder zwölf Spannen hoch, ist so dick wie ein Schenkel, und treibt drey oder vier Nebenäste von eben solcher Stärke, die aber so weich sind, daß man mit einem nur wenig scharfen Eisen, viele auf einmal durchschneiden kann. Die Rinde ist grün, und das Mark weißlich. Sie treibt gar keine Blätter hervor: allein, zwischen zwey Finger langen Dornen kömmt eine blaue Blume heraus, auf die eine Frucht in der Größe einer Faust erfolgt, die außen schön roth, inwendig weißlich aussieht, und

voller kleinen Körner steckt, die einen sehr angenehmen Geschmack haben, und der von den Europäischen Erdbeeren ihrem, gar nicht unterschieden ist.

§. 13.

Vögel auf dieser Insel.

Unter den Vögeln der Insel Maragnhan, merkt man insonders den Ouyra an, der zweymal so groß ist, wie ein Adler. Seinem Gefieder nach, ist er von dem Kondor sehr unterschieden, aber an Stärke und Wildheit gleicht er ihm vollkommen. Er trägt ein Schaaf davon, und zerreißt es: wagt sich sogar an Menschen und Hirsche. Laet sagt, er hätte eine Feder aus seinen Fittichen gesehn, die eine Elle lang gewesen wäre. Sie war mit schwarzen Flecken gezeichnet, wie am Perlhun. Dieser Vogel unterscheidet sich nicht weniger durch die Stärke seines Schnabels und seiner Klauen, woran sehr scharfe Krallen sind. Es verdient noch angemerkt zu werden, daß alle Vögel, auf dieser Insel, ein besonders schönes Gefieder haben.

Der Salian ist ein Vogel in der Größe eines Kalekutischen Hahns. Er hat Beine und Schnabel wie ein Storch, und bedient sich seiner Flügel eben so wenig

als

als der Straus, aber im Laufen ist er so hurtig, daß er den Jagdhunden entflieht, und nicht wohl anders, als mit Schlingen zu fangen ist.

Die Aru-maras sind eine Gattung Tauben, ihr Gefieder aber ist zum Bewundern schön.

Der Ourn ist so groß, als ein Rebhuhn. Auf seinem Kopf ist er mit einem Kamme, wie unsre Hähne, geziert. Sein Gefieder besteht aus einem Gemisch von roth, schwarz und weiß.

Die Nachtigallen sind auf dieser Insel sehr häufig anzutreffen. Es giebt sogar verschiedne Gattungen, welche sehr abwechselndes Gefieder haben.

Beym Regenwetter entstehen auf dieser Insel verschiedne Teiche, in denen verschiedne kleine Fische zum Vorschein kommen, denen die Insulaner begierig nachtrachten. So bald gut Wetter wird, sieht man keine von diesen Fischen mehr; sie werden von der Hitze, welche die Felder ausdorrt, vertrieben. Indessen kommen sie jährlich in eben dem Ueberfluß wieder zum Vorschein.

Sechster Artikel.

Niederlassung der Portugiesen in Brasilien.

Pedro Alvarez Cabral, ein berühmter Seeofficier, war im Monat Merz des 1500 Jahres mit einer Flotte von drezehn Schiffen, von Lissabon nach Sofala, unter Segel gegangen, von da er seinen Lauf nach der malabarischen Küste nehmen sollte; als er die Cap-Verdischen Inseln vorbey gesegelt war, so wandte er sich, um die Meeres Stille an den Afrikanischen Küsten zu vermeiden, so sehr nach der hohen See, daß er den vier und zwanzigsten Aprill eben desselben Jahres ein unbekanntes Land erblickte, das sich ihm nach Westen zeigte. Er setzte seinen Lauf bis unter dem funfzehnten Grad Südlicher Breite fort, wo er einen guten Haven fand, den er Porto Seguro nennte. Dem Lande gab er den Namen, St. Crux, weil er daselbst die Standarte des Christlichen Glaubens aufsteckte. In der Folge kriegte es den Namen Brasilien, weil man daselbst eine erstaunliche Menge desjenigen Holzes fand, das dazumal unter dieser Benennung bekannt war. Da Cabral die Fruchtbarkeit des Landes sahe, und es mit schönen schattenreichen Flüssen durchströmt, wohl bevölkert, und mit allerley Thieren angefüllt

füllt fand, so nahm er im Namen des Königs von Portugall, Besitz davon. Viele von den Einwohnern, die durch seine Geschenke und Liebkosungen waren herbey gelockt worden, brachten allerley Erfrischungen auf seine Flotte. Sie schienen ihm von einem guten Gemüthscharacter zu seyn, er ließ einen Mißionar bey ihnen, um den Glauben unter ihnen zu predigen; befahl, einen Pfal mit dem Portugiesischen Wappen auf dem Strande der Küste aufzupflanzen, ließ alsdenn eins seiner Schiffe nach Lissabon absegeln, um die Nachricht von seiner Entdeckung zu überbringen, und gieng endlich wieder unter Seegel, um sich nach seinem Bestimmungsort zu begeben.

Gonzalez Cohelo, und andere Portugiesen mehr, giengen nach Brasilien und untersuchten dessen Küsten. Sie befanden das Land so schön und so fruchtbar, als Cabral es beschrieben hatte; allein, da sie die Goldadern und die andern Reichthümer, die man nach der Hand daselbst entdeckt hat, nicht fanden, so begnügten sie sich Färbeholz, Affen und Papageyen mitzunehmen, die sie in Europa sehr gut an Mann brachten. Einige Zeit nachher ließ der Lißabonner Hof, Verbrecher und Weibspersonen von schlimmer Lebensart, davon man das Königreich rein machen wollte, dahin bringen. Die Eingebor-

nen wurden die Gefahr innen, der ihre Freyheit ausgesetzt wurde, griffen zu den Waffen, fielen sie an, und brachten davon eine große Menge um.

Indessen gaben sich Schiffausrüster an, die um Erlaubniß dort hin gehen zu dürfen ansuchten, und selbige mit vielen Vorzügen und Privilegien auch erhielten. Endlich wurde Brasilien gegen sehr mäßige Einkünfte verpachtet, und der König, der sich mit der Erwerbung einer neuen Herrschaft begnügte, war, so zu sagen, bloß mit dem Titel eines Oberherrn zufrieden. Die ganze Aufmerksamkeit der Portugiesen zog Ostindien auf sich.

Die ersten Aufpflanzungen, die man in Brasilien unternahm, musten, wie wir gehört haben, von Seiten der Wilden, die sie beständig anfielen, sehr viel ausstehen. Wenn sie einen Portugiesen an irgend einen abgelegnen Ort fanden, machten sie ihn unfehlbar nieder, und fraßen ihn auf. Die Beschreibungen aller Reisen, die man zu dieser Zeit unternahm, enthalten nichts, als umständliche Erzählungen, dieser erschrecklichen Grausamkeiten.

Aller dieser Schwierigkeiten ungeachtet, wurde Brasilien von Europäern bevölkert, und der Nutzen, den sie von ihren Unternehmungen zogen, machte andern mehr,

Lust, ihnen nachzufolgen. Da sie unaufhörlich mit den Wilden in Krieg verwickelt waren, so hielten sie es für nothwendig, sich in Capitainien zu vertheilen, und in weniger als funfzig Jahren kamen an der Küste verschiedne Flecken zum Vorschein, wovon folgende die vornehmsten waren: Tamakara, Fernambuk, Ilheos, Porto Seguro und St. Vincent. Endlich öfneten die großen Vortheile, so die Pflanzorte aus diesem Lande zogen, dem Könige von Portugall die Augen. Er merkte den Schaden, der für ihn aus den uneingeschränkten Privilegien erwachsen war, und war daher auf Mittel bedacht, der Sache abzuhelfen.

Er ließ, die den Oberhäuptern der Capitainien, ertheilte Vollmacht widerruffen, und schickte gegen das Jahr 1549 den Thomas von Sousa, mit dem Titel eines General Statthalters nach Brasilien. Die Flotte dieses Statthalters bestund aus sechs wohl ausgerüsteten, und mit einer großen Anzahl Officiers besetzten Schiffen. Er hatte den Befehl, eine neue Regierung einzuführen, und an der Bucht Allerheiligen eine Stadt anzulegen. Der König nahm zu Bekehrung der Brasilier, die er als seine Unterthanen betrachtete, alle dahin abzweckende Maasregeln. Er hatte sich an den Papst, Paul den dritten, und

an den heiligen Ignaz, den Stifter der Gesellschaft Jesu gewandt, und bey ihnen um einige Mißionarien angehalten. Er bekam deren sechse, die geborne Portugiesen waren. Sie erbauten die Stadt St. Salvador, und ungeachtet der unaufhörlichen Anfälle, von Seiten der Wilden, so sahe man doch in kurzer Zeit verschiedne Städte in diesem Lande, die gleichsam aus der Erde hervor kamen. Man legte bey den ersten nur sehr schlechte Befestigungswerke an, die gegen die Ueberfälle der Wilden gut genug waren: allein, als sich die Europäer, verschiedner Nationen, in diesen Meeren furchtbar machten, so ward man genöthigt, sich wider ihre Angriffe besser zu verwahren. Kaum hatte Sousa fünf Jahre der Statthalterschaft in Brasilien vorgestanden, so versuchten die Franzosen sich daselbst, so zu sagen, unter seinen Augen niederzulassen. Das Umständliche, von dieser Unternehmung, hat sich in ihren eignen Reisebeschreibungen erhalten.

§. 1.

Niederlassung der Franzosen in Brasilien.

Niklas Dürand von Villegagnon, ein Malteser Ritter und Viceadmiral von Bretagnien, der die Meinungen der neuen Sekti-

Sektirer angenommen, und der überdieß wegen seiner Bedienung allerhand Verdrüßlichkeiten gehabt hatte, faßte im Jahre 1555 den Vorsatz, einen Pflanzort für die Protestanten in Amerika anzulegen. Es war ein Mann von seltnen Verdiensten. Mit einem vorzüglichen Verstande verband er noch alle diejenigen Kenntnisse, die man durch das Studieren und durch Nachdenken erwirbt. Außerdem hatte er, bey mehr als einer Gelegenheit, Proben seiner Tapferkeit abgelegt. Er legte dem Hofe seinen Entwurf bloß aus dem Gesichtspuncte vor, nach dem Beyspiel der Portugiesen und Spanier, in der neuen Welt, einen französischen Pflanzort zu errichten. Heinrich der zweyte, gab ihm zwey oder drey wohl ausgerüstete Schiffe, die er ganz mit Kalvinisten besetzte. Er gieng im Monat May von Havre de Grace unter Segel, und langte im folgenden Novembermonat in Brasilien an. Bey Erwählung des Orts, zog er nicht seine gewöhnliche Klugheit zu Rathe. Er stieg auf einem großen Felsen ans Land, von dem er durch die Fluth bald vertrieben wurde; als er weiter gesegelt war, so lief er beynahe unter dem Wendezirkel des Steinbocks in einen Fluß ein, und bemächtigte sich einer Insel, auf der er eine Schanze mit dem Namen Coligny anlegte. Kaum war Hand an das Werk gelegt worden,

so

so schickte er seine Schiffe nach Frankreich zurücke, mit einem schriftlichen Bericht, an den Hof, von der Beschaffenheit seiner Lage, und gab ihnen zugleich Briefe an einige seiner Freunde mit, die sich zu Genf aufhielten. Es befanden sich zu der Zeit in Brasilien einige Normänner, die durch einen Schiffbruch auf die Küste waren verschlagen worden, und die bey ihrem Aufenthalt unter den Wilden, ihre Sprache erlernet hatten. Villegagnon zog sie in seiner Schanze an sich, und bediente sich derselben mit Nutzen, um Handlung mit den Brasiliern zu treiben.

Als die Genfer seine Briefe erhalten hatten, so ergriffen sie mit großem Eifer die Gelegenheit, sich in einem Lande niederzulassen, wo sie mit aller Freyheit ihren Gottesdienst ausüben zu können, die Hoffnung hatten. Da der Admiral Coligny, an den Villegagnon zu schreiben, nicht ermangelt hatte, nahm sich diese Sache sehr zu Herzen. Er kannte den Religionseifer eines alten Edelmanns, der Philip von Corguilleray hieß, doch unter dem Namen Dûpont bekannter ist, welcher nach Genf seine Zuflucht genommen, um daselbst bey Ausübung seiner Religion in Ruhe zu leben. Diesem lag der Admiral an, sich zum Anführer derjenigen brauchen zu lassen, die nach Brasilien gehen wollten.

Dieser

Dieser Greis, noch mehr ermuntert durch Kalvins Ermahnungen, dessen Ruhm und Ansehen bey denen, die sich der Römischen Kirche entgegen setzten, auf den höchsten Gipfel gestiegen war, machte keine Schwierigkeit, dem Dienste seiner Anhänger, seine Ruhe aufzuopfern.

Für ein so wichtiges Oberhaupt muste man sich nach Freywilligen umthun, die auf immer ihr Vaterland zu verlassen, geneigt wären, zugleich nach Geistlichen, von ihrer Religion, nach Handwerkern und nach allen andern, zu Grundlegung eines neuen Staats unentbehrlichen Sachen. Man fand zwey Prediger, deren Verdienste bekannt waren, und die sich aus der auf ihre Person gefallnen Wahl, eine Ehre machten. Es kamen eine Menge Personen von verschiednen Ständen und Alter nach Düpont, und boten sich ihm zu Reisegesellschaftern an: allein der aufrichtige Alte, sagte ihnen gerade heraus, sie sollten sich bey der vorhabenden Unternehmung vorstellen, daß man hundert und funfzig Meilen zu Lande, und mehr als zwey tausend zu Wasser zurück zu legen hätte; bey Ueberkunft an Ort und Stelle würde man, an statt des Brodes sich mit Früchten und Wurzeln begnügen, und des Weins sich ganz entschlagen müssen, weil es dort keinen gäbe; mit einem Worte, man würde da gar nicht

so

so leben können wie in Europa. Dieses Gemälde brachte die meisten auf andere Meynung. Es blieben nur vierzehn bey dem gefaßten Entschluße, über See zu gehen, und sich den Beschwerlichkeiten und Gefahren auszusetzen, die in Brasilien auf sie warteten.

Düpont ließ sie, wie leichte zu erachten, ihren Weg über Chatillon an der Oing nehmen, woselbst der Admiral, in einem der schönsten Schlösser Frankreichs, mit einer seinem Stande würdigen Hoffhaltung wohnte. Der Admiral sprach allen durch seine Aufmunterungen und Versprechungen Muth zu. Von da giengen sie nach Paris, wo sie eine ziemliche Anzahl Protestanten fanden, die sich entschlossen, sie zu verstärken; hernach begaben sie sich nach Rouen, und warben daselbst noch einige an. Da sie in jenem Lande Goldadern zu entdecken hoften, so waren sie bedacht, Leute mit zu nehmen, so die dazu nöthige Kenntniß und Wissenschaft besaßen. Endlich kamen sie nach Honfleur, wo sie sich einschiffen sollten; allein, als die Einwohner dahinter gekommen waren, sie hätten bey Nacht, den Königlichen Verordnungen zuwider, denen zu Folge, die Protestanten sich nur bey Tage versammlen durften, das heilige Abendmahl begangen, so brachten sie einen großen Theil davon ums Leben; wobey alle Bergwerkskundigen das Unglück

glück hatten, niedergemacht zu werden, welches den Häuptern der Unternehmung bey ihrer Ankunft in Brasilien nicht geringen Verdruß verursachte.

Der Aufstand der Einwohner zu Honfleur bewog sie, ihre Abreise zu beschleunigen; sie schiften sich auf drey Schiffe ein, die der König hatte ausrüsten lassen. Sie nahmen fünf junge Mädchen, nebst einer Frau zu ihrer Aufsicht, und sechs junge Burschen mit, welche die Landessprache erlernen sollten, um mit den Wilden Verkehr haben zu können. Das ganze Schiffvolk belief sich auf ungefähr drey hundert Personen. Lery, aus dem wir einen grossen Theil von dem, was wir noch anführen werden, entlehnt haben, befand sich mit unter der Zahl.

Nach überstandnen entsetzlichen Stürmen kamen die drey Schiffe den 26 Februar des Jahres 1557, im Gesicht von Amerika an, in der Nähe des Landes der Margajas, die Bundesgenossen der Portugiesen waren. Sie löseten einige Stücke, und schickten eine Schaluppe ans Land. Es kam ein Trupp Indianer bis an den Strand; man zeigte ihnen von weiten Messer, Spiegel und Kämme, in der Hofnung, Lebensmittel dafür zu erhalten. Die Wilden verstunden auch in der That, was man von ihnen haben wollte, und eilten,

Erfrischungen herbey zu bringen. Sechse unter ihnen, nebst einer Frau, stiegen in die Schaluppe, und liessen sich an Bord bringen.

Des andern Tages, da man das Zutrauen gegen Barbaren, die man nicht kannte, zu weit zu treiben, besorgte, lichtete man den Anker, um längst der Küste fort zu segeln. Kaum hatte man neun oder zehn Meilen zurücke gelegt, so befand man sich vor einer portugiesischen Schanze, Namens Santo Spiritu. Da die Portugiesen in der Besatzung eine Portugiesische Karavelle erkannten, so die Protestantischen Franzosen auf ihrer Fahrt weggenommen hatten, so thaten sie einige Schüße auf sie, die man zu beantworten, nicht schuldig blieb. Im Fortsegeln kam man gegen einen Ort, der Tapemiry hieß, dessen Einwohner sich gegen die Franzosen gar nicht feindselig bezeigten; man fuhr an den Wohnplätzen verschiedner Wilden vorbey, traf viele Inseln an, und kam endlich an das Land der Tobinambes, der Bundsgenossen des Villegagnon. Als diese Wilden die Französische Flagge erkannten, so legten sie ihre Freude durch tausenderley Freundschaftsbezeugungen an den Tag. Die Franzosen standen nicht lange an, den Anker zu werfen. Außer den Erfrischungen, so ihnen die Wilden brachten, thaten sie noch einen guten Fischfang. Man gieng

wie-

wieder unter Segel, und lief in kurzer Zeit in den Fluß Rio Janeiro ein. Dieses geschah den 7 März 1557.

Villegagnon und seine Leute, die sich auf einer kleinen Insel des Flusses fest gesetzet hatten, säumten nicht, den Stückschüßen der Schiffe zu antworten, und erkannten, daß sie zu ihrer Verstärkung ankämen. Man erwartete die Zusammenkunft auf beyden Seiten mit gleicher Begierde. Als das Geschwader ans Ufer der Insel anlangte, wurde es mit den lebhaftesten Zurufungen empfangen. Ueber das Vergnügen, einander zu sehen, vergaßen jene die Langeweile, die sie ein ganzes Jahr so ganz gesellschaftlos, ausstehen müssen; und diese, die Gefahren und Beschwerlichkeiten, die sie auf ihrer Seefahrt erlitten hatten; um nun ihre Freude wegen ihres gemeinschaftlichen Glückes einander zu bezeugen, statteten sie dem Himmel dafür Dank ab.

Die neuen Ankömmlinge giengen darauf zum Villegagnon, der ihrer auf einem offenen Platze erwartete. Nach wechselseitigen Umarmungen, sagte ihr Anführer zu ihm: sie wären in dieses Land gekommen, um darinnen eine nach dem Worte Gottes verbesserte Kirche zu errichten. Er gab hierauf zur Antwort, er würde alles mög-

liche thun, um ihnen in ihrem Vorsatz behülflich zu seyn. Hernach, hob er die Hände auf gen Himmel, und sprach: „Herr, „ich danke dir, daß du mir das zugesandt „hast, was ich mir seit so langer Zeit ge„wünscht habe.“ Darauf kehrte er sich zu seinen neuen Gesellschaftern, und fuhr fort, sich folgendermaaßen auszudrücken: „Mei„ne Kinder, denn ich will Vatersstelle bey „euch vertreten, dieser Ort soll eine sichre „Freystatt für die, in Europa verfolgten „Protestanten seyn.„

Er gab hernach den Befehl, alle seine Leute sollten sich an einem gewissen Orte, nebst den Neuangekommenen versammlen, um den Gottesdienst feyerlich zu begehen, und einer Predigt zuzuhören, welche von einem der Geistlichen, die mit dem Düpont gekommen waren, gehalten wurde. Man nahm ein ziemlich sparsames Mahl ein, und sie giengen allesamt nach der anzulegenden Schanze, und legten Hand ans Werk. Diese Arbeit wurde einen ganzen Monat fortgesetzt, und nur, wenn man zum Gebet und zum Essen gieng, unterbrochen.

Villegagnon, welcher eifrig der Lehre Kalvins anhieng, wollte in der Kolonie eine mit den Gesetzen seiner Verbesserung über-

ein-

einstimmenden Kirchenordnung einführen; allein er fand Hindernisse; es erhoben sich Streitigkeiten, und sie wurden so hitzig getrieben, daß man endlich überein kam, jemanden nach Frankreich abzuschicken, um sich bey Kalvinen Raths zu erholen. In Erwartung seiner Antwort führte indessen Villegagnon sehr scharfe Gesetze unter seinen Gesellschaftern ein, und brachte sie durch sein Beyspiel und seinen standhaften Muth zur Ausführung. Er verheyrathete die fünf mitgebrachten Französinnen mit fünf jungen Leuten, und verbot bey Lebensstrafe allen Christen in der Kolonie einer wilden Frau oder Mädchen beyzuwohnen; inzwischen erlaubte er ihnen doch diejenigen zu ehlichen, die sich im Christenthum würden unterrichten oder taufen lassen.

Dieses Bezeigen des Villegagnon schien ihnen so zu sagen, als einen Apostel Kalvins anzukündigen; aber auf einmal sahe man ihn in seinen Religionsgesinnungen verändert. Am Pfingst Feyertage, der zu Begehung des Abendmahls angesetzet worden war, sagte er, es hätte der heilige Cyprian und der heilige Klemens geschrieben, der Wein müsse mit Wasser vermischt werden, und verlangte, daß man sich nach diesem Gebrauche richten sollte; er wollte die versammlete Gemeine überreden, das

gesegnete Brodt wäre dem Leibe eben so ersprießlich, als der Seele. Hernach behauptete er, es müsse zu dem Wasser der Taufe Salz und Oel hinzu gethan werden, und ein Geistlicher dürfe nicht zur zweyten Ehe schreiten. Einer der Prediger, der sich mit seiner Gelehrsamkeit Ehre machen wollte, fieng seiner Seits an, öffentlichen Unterricht zu geben; welches die Unruhen und den Zwiespalt noch vermehrte. Die Unordnung gieng so weit, daß Villegagnon, ohne Kalvins Antwort zu erwarten, und indem er seiner guten Meinung von ihm plötzlich entsagte, sich öffentlich verlauten ließ, er hielte ihn für einen Ketzer und Irrgläubigen. Seit diesem Augenblick hörte er auf, sich gegen die Protestanten freundschaftlich zu bezeigen. Er befahl, die Predigt sollte nicht länger als eine halbe Stunde dauern, ob er ihr gleich schon selten beywohnte. Man muste endlich glauben, es wäre bisher auf seiner Seite eine bloße Verstellung gewesen. Man behauptet, daß die Ursach einer so unerwarteten Veränderung bey Villegagnon ein Schreiben gewesen wäre, welches er von dem Kardinal von Lothringen mit einem Schiffe erhalten, das an dem Vorgebirge Frio angekommen war. Dieser Prälat verwiese es ihm sehr eifrig, daß er die Römisch Katholische Religion verlassen habe, und folglich vermochte

die

die Furcht diesen Officier, daß er ein ganz anderes Betragen annahm. Lery, der ein eifriger Kalviniste war, versichert, Villegagnon wäre so wunderlich geworden, daß er alle Augenblick bey dem Leichnam des heiligen Jakobs geschworen hätte, er hätte allen, die ihm mit einiger Dreistigkeit antworteten, übel begegnet; niemand hätte sich mehr erkühnt, vor ihm zu erscheinen. Er machte sich endlich so unerträglich, daß viele Franzosen den Vorsatz faßten, ihn in die See zu werfen. Diese Zusammenverschwörung wurde entdeckt, und er ließ die Verschwornen in Eisen und Banden legen; als er erfuhr, ein gewisser Roche, wäre einer von den Rädelsführern, so ließ er ihn rücklings auf die Erde legen, und ihm so viel Prügel auf den Bauch geben, daß dieser Unglückliche gar nicht mehr Odem schöpfen konnte; seine Grausamkeit war aber noch nicht gesättigt, befahl er, ihn auf den Bauch umzukehren, und ließ ihm eben so viel Prügel auf den Rücken geben. Darauf zwang er ihn an die Arbeit zu gehen.

Alle, aus welchen die Kolonie bestand, warfen auf Villegagnon einen so heftigen Haß, daß sie ihn würden umgebracht haben, wenn sie des Admiral Coligny sein Mißfallen nicht befürchtet hätten. Sie begnügten sich daher, ihn nicht mehr zu ih-

ren Versammlungen einzuladen, und das Abendmahl ohne ihn zu begehen. Dieses Verfahren brachte ihn dergestalt auf, daß er bekannt machte, er wolle keinen Protestanten mehr in seiner Schanze leiden, und er zwang sie, solche zu verlassen.

Diese Unglücklichen, nachdem sie in einer Schanze, die sie selbst mit ihren Händen zu erbauen, behülflich gewesen waren, acht Monate zugebracht hatten, musten an das Ufer des Meers ihre Zuflucht nehmen, um die Ankunft irgend eines Schiffes abzuwarten. Sie würden allen Schrecknissen des Hungers ausgesetzt gewesen seyn, wenn ihnen die Wilden, die menschlicher als Villegagnon waren, nicht Lebensmittel zugebracht hätten. Sie verharrten zwey ganze Monate in diesem Zustande, ohne irgend weiter einige Hülfe, als von den gutherzigen Indianern zu erhalten. Lery stellte eben in dieser Zeit seine Beobachtungen an, die er in seiner Reisebeschreibung bekannt gemacht hat.

Die Französischen Flüchtlinge gaben dem zu ihrer Zuflucht erwählten Orte, den Namen la Briqueterie. Sie hatten daselbst einige Hütten erbauet, und waren Willens, sich daselbst fest zu setzen, wenn sie aus Europa hinlänglich unterstützt würden,

und

und sich dem Oberbefehl des Villegagnon, der in des Königs Diensten stand, entziehen könnten. Als dieser Officier sahe, daß ihn ein Theil von denen, die er für treu gehalten, verließ, um sich mit den Protestanten zu vereinigen, so befurchte er, es möchten ihn alle im Stiche lassen; er zwang sie daher zur Abreise, und schrieb an den Befehlshaber eines Schiffes, das sich auf dieser Höhe befand, er könnte sie nur an Bord nehmen; schickte ihnen so gar einen von ihm selbst unterzeichneten Abschied. Lery versichert, er hätte noch die Grausamkeit gehabt, dem Schiffs Kapitän ein Kästchen einzuhändigen, darin die Proceßakten wider alle diese Protestanten abschriftlich befindlich gewesen wären, wobey er zugleich den ersten besten Richter in Frankreich, dem es würde eingereicht werden, aufbot, sie sämtlich in Verhaft zu nehmen, damit sie als Ketzer zum Feuer verdammt würden. Sie schiften sich alle zusammen ein, und ihr Schiff gieng den 4 Jenner 1558 unter Segel. Ihre Anzahl belief sich ungefähr auf fünf und vierzig Köpfe, theils an Matrosen, theils an Reisenden. Sie liefen im Hafen zu Blavet den 26 May ein, nachdem sie alles Unglück, dem man zur See ausgesetzt ist, erlitten hatten. Von da begaben sie sich nach Hennebon, einer kleinen, nur zwey Meilen entfernten Stadt in Bretagne.

Sie wurden daselbst von einer andern Gefahr, die sie ganz und gar nicht erwarteten, bedrohet. Das Kästchen, in welches Villegagnon ihren Proceß gelegt hatte, wurde dem Richter dieser Stadt eingehändigt; allein, da Düpont einige von ihnen kannte, die eben so sehr, als er, der Kirche zu Genf anhiengen, so gaben sie ihm Nachricht von dem was vorgieng; und an statt diese verhaßten Beschuldigungen einiger Achtung zu würdigen, so unterdrückten sie solche vielmehr und erwiesen denjenigen, zu deren Verderb sie Gelegenheit geben konnten, alle mögliche Dienstbeflissenheiten.

Kurze Zeit nach der Abreise der Protestanten, griffen die Portugiesen die Schanze Coligny an, trieben den Villegagnon heraus, und machten sich davon Meister. Villegagnon kam nach Frankreich zurücke, woselbst er einer der grausamsten Feinde der Kalvinisten wurde. Zur Belohnung erhielt er die Malteser Komturey Beauvais, in Gatinois, nahe bey St. Jean de Nemours, wo er im Monat December des 1575 Jahres verstarb.

§. 2.

Reisen und Niederlassung der Holländer in Brasilien.

Nachdem die Portugiesen die Franzosen aus der Schanze Coligny vertrieben hatten, so blieben sie verschiedne Jahre hindurch in dem ruhigen Besitz von Brasilien; allein, als das Königreich Portugall im Jahr 1581 an Philipp den 2, König von Spanien fiel, so erlaubten die Kriege, so dieser Monarch gegen Frankreich und England, insonderheit aber wider die mißvergnügten Niederländer zu führen hatte, die unter seiner Regierung den Freystaat der vereinigten Provinzen errichteten. Diese Kriege, sage ich, erlaubten diesem Monarchen nicht, seine Aufmerksamkeit auf fremde Besitzungen zu wenden. Als die Holländer unter der Regierung Philipp des 3, und Philipp des 4. ihre Freyheit befestiget hatten, so errichteten sie eine ostindische Gesellschaft, und sahen sich bald im Stande, auch zu einer westindischen den Grund zu legen, die auch seit dem, bis auf unsere Zeiten, einer ihrer vornehmsten Handlungszweige verblieben ist.

Diese Stiftung ward von ihrem Ursprung an, für die Portugiesen sehr unglück-

lich. Jakob Willekens und Hermite zwey Befehlshaber Holländischer Flotten, begonnen an den Portugiesischen Küsten zu kreutzen, nahmen daselbst Schiffe weg, wodurch sie sich verstärkten. Nach diesem Versuch schickten die Holländer Willekens nach Brasilien; sie wusten, daß dieses weitläuftige Land von Natur reich und fruchtbar war. Die meisten großen Häuser in Portugall besaßen daselbst große Ländereyen; die nahbelegensten Brasilier waren nach und nach unterjocht worden; man nahm daselbst an dem Kriege, der Europa verwüstete, wenig Antheil, und genoß in vollkommener Ruhe des Friedens. Die Statthalter legten sich auf den Handel, und die Soldaten waren Kaufleute geworden. Verschiedne Holländer, die dahin gekommen waren, und den Handel mit den Wilden versucht hatten, waren von ihnen sehr gut aufgenommen worden, weil sie ihnen die Waaren um bessern Preis, als die Portugiesen gaben, und dieser Schleichhandel machte ihnen alle Brasilier geneigt.

In diesem Zustande befand sich Brasilien, als Willekens in der Bucht Allerheiligen erschien. Bey seiner Ankunft dachten die Portugiesen nicht so wohl auf Vertheidigung, als auf Rettung des besten Theils ihrer Habseligkeiten. Der Hol-

län-

ländische Admiral machte sich von St. Salvador der Hauptstadt in Brasilien, Meister. Der Statthalter Dom Dieguo von Mendoza, besaß weder das Herz sich zu wehren, noch die Klugheit sich zu retten. Der Erzbischof ganz allein unternahm an der Spitze seiner Geistlichkeit, sich, und die Ehre seiner Nation zu vertheidigen. Er zog sich in einen benachbarten Flecken, befestigte solchen, und machte in der Folge dem Eroberer nicht wenig zu schaffen. Die Holländer fanden unermeßliche Reichthümer in der Stadt, und unterwarfen sich in wenig Tagen der grösten Brasilischen Capitainie.

Diese Nachricht setzte Spanien in die gröste Bestürzung, welche noch durch die Meynung vermehrt wurde, der Statthalter sähe es nicht ungerne, wenn die Spanier einen Theil von diesem schönen Lande verlören, in der Hofnung, daß sie, nach Einbuße dieser Hülfsquelle, biegsamer und nicht mehr so stolz seyn würden. Der König von Spanien urtheilte ganz anders davon. Er schrieb mit seiner eignen Hand an die Grandes in Portugall, und bat sie, ihr möglichstes anzuwenden, diesen Schaden wieder zu vergüten. Sie bewiesen ihre Folgsamkeit so willig und geschwinde, daß sie eine Flotte von sechs und zwanzig Schiffen

sen noch unter drey Monaten ausrüsteten. Der ganze Adel trug mit Eifer zu dieser Kriegsrüstung das seinige bey, stellte entweder Truppen auf die Beine, oder gieng selbst mit zu Schiffe; allein, da Spanien auch seine Macht dazu wollte stoßen lassen, so wurden die zwey Flotten nicht eher als im Monat Februar 1626 zum Auslaufen fertig. Den Befehl darüber kriegte Friedrich von Toledo Osorio Marques von Valduesa; die Anzahl an Matrosen und Soldaten stieg auf funfzehn tausend Mann, und die Ueberfahrt gieng bis in die Bucht Allerheiligen ziemlich glücklich von statten.

Die Holländer hatten zu St. Salvador seit der Eroberung sehr viel gelitten. Der Erzbischoff, dessen wir erwähnt haben, hatte unter seinem Befehl funfzehnhundert Portugiesen zusammen gebracht und die Holländer geschlagen, ihnen die Lebensmittel abgeschnitten, und hielte sie eingeschlossen; allein der Tod nahm diesen großen Mann zu einer Zeit aus der Welt, da seine Landesleute seiner am meisten nöthig hatten. Nach seinem Tode übernahmen verschiedne Officire das Kommando über die Truppen, und setzten die Blockade fort, die bey der Ankunft der vereinigten Portugiesischen und Spanischen Flotten fortdauerte. Die durch Beschwerlichkeiten

ten abgematteten Holländer getrauten sich nicht einer so stark vereinigten Macht Widerstand zu thun; sie ergaben sich auf Kapitulation, und die beyden Flotten segelten wieder nach Spanien zurücke.

Die Holländer übten ihre Rache Anfangs in Europa aus, wo sie den Portugiesen viele Schiffe wegnahmen; rüsteten hernach eine ansehnliche Flotte aus. Die eingeschifften Truppen stunden unter Kommando Dietrichs von Wardenburg. Er gieng den 16 Februar bey der Stadt Ollinde an das Land; nahm diese Stadt ohne sonderlichen Verlust weg; unterwarf sich in kurzer Zeit die Capitainie Fernambuk und befestigte die vornehmsten Oerter. Der spanische Hof spannte alle seine Kräfte an, sich wieder in den Besitz eines so schönen Landes zu setzen. Er rüstete eine ziemlich ansehnliche Flotte aus; allein eine ansteckende Krankheit rafte den grösten Theil der Truppen dahin, ehe sie noch eingeschift wurden, und die übrigen zerstreute die Furcht. Man muste Gewalt brauchen, die Ausreißer zurücke zu bringen, und sie einzuschiffen. Sie stachen gegen den Monat May mit dreyßig Schiffen in die See, davon die Hälfte nicht im Stande war, ein Seetreffen zu wagen. Indessen wurde diese Flotte an den Kanarischen Inseln mit

mit funfzehn Kriegsschiffen, und am Grünen Vorgebirge mit neun andern verstärkt; daß sie endlich aus vier und funfzig Schiffen bestand. Die Holländer, die auf die erste Nachricht von ihrem Auslaufen, ihr mit vierzehn Schiffen und zwey Jachten entgegen gesegelt waren, erstaunten, da sie sie so stark sahen; allein Pater, ihr Admiral, trug ihrer Ueberlegenheit ungeachtet kein Bedenken, es zu einem Treffen kommen zu lassen. Ein Zufall, durch den sein Schiff aufflog, brachte ihn um das Leben, Thys, ein andrer holländischer Befehlshaber, hatte gleiches Schicksal Indessen zogen sich die Holländer auf das schönste zurück, und brachten ein Spanisches Schiff, dessen sie sich im Treffen bemächtigt hatten, nach Olinde auf. Der spanische General, Oquendo, folgte ihnen nach; warf an der Küste bey Paraiba Anker, setzte zwölfhundert Mann zur Beschützung der Provinz an das Land, traf, zur Sicherheit des St. Franziskus Flusses und der Bucht Allerheiligen, Veranstaltungen; und gieng alsdenn wieder unter Segel, ohne an die Belagerung von Olinde zu gedenken. Unter Wegs begegnete ihm eine Holländische Flotte, die der seinigen nicht zum besten mitspielte.

Das folgende Jahr gieng Friedrich von Toledo mit einer andern Flotte nach Brasilien; allein, er that den Holländern keinen Schaden, und sie vergrößerten ihre Eroberungen.

Im Jahre 1636 lief der Graf Moritz von Nassau den 25 October aus dem Texel, und warf im folgenden Jahre den dreyzehnten eben desselben Monats den Anker in der Bucht Allerheiligen. Er zog die in Brasilien schon befindlichen holländischen Truppen an sich, brachte ein ansehnliches Heer zusammen, griff verschiedne Portugiesische Plätze an, und eroberte sie. Um den Feinden keine Zeit zur Erholung zu lassen, und sie destomehr zu schwächen, unternahm er einen Einfall, und schickte an die Guineische Küste eine ansehnliche Flotte, welche die berühmte Festung St. Georg de la Mina angriff und wegnahm. Der folgende Feldzug war für die Portugiesen nicht glücklicher; die Holländer schlugen sie bey verschiednen Gelegenheiten, und eroberten einen großen Strich Landes. Die Wilden begaben sich unter ihren Schutz, und halfen ihnen, die Portugiesen aus vielen Gegenden vertreiben.

Im Jahre 1639 strengte Spanien vergebens seine Kräfte an, Brasilien wieder

der zu erobern. Die Holländer trugen immer den Vortheil davon; die, durch so einen langen Krieg erschöpften Portugiesen schlugen dem Grafen Moritz einen Vergleich vor. Während dieser Unterhandlung, womit sich die Bevollmächtigten beschäftigten, erfuhr man, die große Veränderung in Brasilien, die sich mit Portugall zugetragen, daß es sich von der Krone Spanien losgerissen.

Johann der vierte, den die Portugiesen für ihren König erkannten, hatte aller seiner Macht von Nöthen, sich gegen Spanien zu erhalten, das Anstalten machte, ihn mit aller seiner Stärke anzufallen. Der neue Monarch entschloß sich von der gegenwärtigen Lage Nutzen zu ziehen, und sich mit den Holländern wider Spanien zu verbünden. Sein Abgesandter im Hag schloß ein Trutz und Schutzbündniß, in Absicht auf Europa mit ihnen, und einen zehnjährigen Waffenstillstand, in Ansehung Ost- und Westindiens. Dieser Vertrag wurde den 23 Junius im Jahr 1641 unterzeichnet. Jede von den Mächten, sollte dasjenige behalten, wovon sie am Tage der Bekanntmachung des Vertrags, im Besitze wäre; allein es entstunden Schwierigkeiten, die den Erfolg dieser Verabredungen aufhielten. Die Holländer

weiger-

weigerten sich, einige Oerter zurück zu geben, die sie, seit der im Waffenstillstand anberaumten Zeit, weggenommen hatten. Der König, den diese Unbilligkeit verdroß, ließ den Portugiesen die Freyheit, den Krieg gegen die Holländer fortzusetzen, ohne daß er daran Theil zu nehmen schien. Seine Officiers, die auf seinen Befehl sich stellten, in vollkommenster Eintracht mit den Holländern zu leben, wandten alle ihre Geschicklichkeit an, sie dahin zu vermögen, daß sie ihre Truppen nach Europa schickten. Der Graf Moritz selbst ließ sich dabey hinter das Licht führen. Er hielt die Ruhe für so gut befestiget, daß er mit dem besten Theile seiner Truppen nach Holland zurück kehrte. Die nach ihm von der Handlungsgesellschaft, zu Führung der Regierung, ernannten Männer hatten zu wenig Einsichten, die heimlichen Anschläge der Portugiesen vorher zu sehen, und ihnen zuvor zu kommen. Sie waren in ihren Versammlungen nur auf Mittel bedacht, ihre Reichthümer zu vermehren; verkauften Gewehr und Pulver an die Portugiesen, die es ihnen auf das theuerste bezahlten, bloß damit sie sie reitzten, sich je mehr und mehr davon zu entblößen; sie waren zu saumselig, die Festungswerke, davon das meiste einstürzte, ausbessern zu lassen; verabschiedeten auf das leichtsinnigste die Soldaten,

die wieder nach Europa zurück kehren wollten, und das um den Aufwand für die Besatzungen, die sie während des Stillstandes für unnöthig hielten, mit mehrerem Vortheil in die Handlung stecken zu können.

Man wurde die Folgen einer so schlechten Regierung nur gar zu bald gewahr. Im Jahre 1645 glückte es einem Portugiesen, seine Nation aufzuwiegeln. Er wohnte zu Moritzburg, der Hauptstadt so zu sagen, der Insel Fernambuk, wo er das Amt eines Portugiesischen Richters versahe. Den 24ten Junius, sollte die Hochzeit seiner Tochter vor sich gehen. Er lud alle Holländer, so an der Regierung Theil hatten, dazu ein, faßte den Entschluß, sie während des Gastmals in Verhaft zu nehmen, sie nieder zu machen, und das gemeine Volk über die Klinge springen zu lassen, das sich ausser allen Vertheidigungsstand befand, weil es an keine Gefahr dachte. Die Portugiesen, die an diesem Anschlag Theil hatten, oder, denen er wenigstens nicht unbekannt war, hatten den Holländern eine Menge Waaren abgekauft, die sie ihnen über einige Zeit zu bezahlen, versprochen, in der Hoffnung, sie, nach vollbrachtem Vorhaben, zu behalten: allein er wurde von einem

der Mitverschwornen entdeckt. Kavalcante, so hieß der Anführer, nebst den vornehmsten Mitverschwornen, hatten das Glücke sich zu retten; er brachte Truppen zusammen, mit denen er die Holländischen Ländereyen verheerte. Der Obergerichtshoff von Fernambuk brachte bey dem Portugiesischen Statthalter seine Klage vergebens an; er betheuerte, nicht die geringste Wissenschaft um diesen Anschlag gehabt zu haben, und versprach den Waffenstillstand auf das heiligste zu beobachten Im Hag gab der Portugiesische Abgesandte, im Namen seines Königes, eben die Versicherungen.

Indessen fiel sogleich folgenden Monat August, zwischen den Truppen der Kompagnie und des Kavalcante, ein hitziges Gefechte, nahe bey St. Anton, vor. Der Vortheil war auf beyden Seiten gleich, und der Portugiesische Statthalter gab nochmals vor, daran keinen Antheil genommen zu haben. Einige Zeit darauf, befand sich Kavalcante in dem Stande, am Vorgebirge St. Augustin, die Schanze Puntal mit zwey tausend und vierhundert Mann, nebst einigem Geschütze zu belagern; man zweifelte nicht, daß er nicht sey unterstützt worden. Des andern Tages kam eine Portugiesische Flot-

te, und warf vor dem Ryff des Hafens zu Olinde, Ancker. Die Officiere derselben versicherten gleichfalls, sie hätten von der Zusammenverschwörung nicht die geringste Wissenschaft, versahen sich mit Erfrischungen und giengen wieder unter Seegel. Die Holländer, die einigen Verdacht zu schöpfen anfiengen, schrieben den Abzug der Portugiesischen Flotte, der Furcht zu, die ihre acht Holländische Kriegesschiffe erweckt hätten, die auf der Rhede und in dem Hafen vor Olinde, unter Lichtharts Kommando verblieben waren. Ihre Muthmassung bestätigte sich, als sie erfuhren, daß sieben Schiffe von der Portugiesischen Flotte aus der Bucht Allerheiligen gekommen waren. Man erhielt ferner Nachricht, diese Flotte hätte am Rio Formoso funfzehnhundert Mann ans Land gesetzt, die sich mit den Zusammenverschwornen vereiniget, Serinhaim angegriffen, und nach einer Belagerung von acht Tagen, die Holländische Besatzung, sich zu Kriegsgefangnen zu ergeben, gezwungen hätten.

Die Feindseligkeiten wurden hitzig fortgesetzt, ohne daß der Lißabonner Hof sein Betragen änderte; der König versprach so gar, den Brasilianischen Statthalter, zur Verantwortung zu ziehen, wenn

wenn man beweisen könnte, daß er, an dem, was in diesem Lande vorgienge, einigen Antheil nähme. Indessen fehlte es im Haag nicht an Beweisen. Man zeigte daselbst ein, aus der Bucht Allerheiligen überschicktes, und mit des Königs Hand selbst unterzeichnetes Schreiben vor. Man hatte es auf einem kleinen Schiffe gefunden, welches Kriegsvorrath dahin bringen sollte, und von den Algierern war aufgebracht worden. Sie hatten ihre Beute verkauft, und die Schriften waren in die Hände eines Juden gefallen, der zu Amsterdam mit andern Juden einen Briefwechsel unterhielt. Diese überlieferten das Schreiben des Königs von Portugall der Westindischen Kompagnie, die solches den Generalstaaten vorlegte. Man entdeckte auch dadurch noch, daß ein mit dem Grafen Moritz aus Brasilien mitgekommener Jude von dem Anschlag der Portugiesen, einige Kenntniß gehabt habe, und daß der Aufstand des Kavalcante, schon vor der Abreise des Grafen angezettelt gewesen war. Dieser Jude wurde in Verhaft genommen, und zu einer grossen Geldbuße verurtheilt; er war aber so geschickt, aus seinem Gefängnisse zu entkommen. Die Generalstaaten stellten Befehle aus, sich in Holland auf das stärkste zu rüsten, und

 der

der König von Portugall gieng in seiner Verstellung so weit, daß er ihnen durch seinen Abgesandten zu verstehen geben ließ, es würde für sie viel vortheilhafter seyn, den Weg des Vergleichs einzuschlagen; es hätten die in Brasilien rebellirenden Portugiesen, sechs tausend Mann, wohl bewaffnet, auf den Beinen, und es wären dazu noch andere drey tausend Mann, aus der Capitainie Allerheiligen gestossen; die Holländer würden viel zu thun haben, sie wieder zum Gehorsam zu bringen; er ließ noch hinzusetzen, er selbst wolle sie wieder zu ihrer Pflicht zwingen, wenn die Generalstaaten ihm annehmliche Vorschläge thun wollten.

Der Anerbietungen des Monarchen ungeachtet, wurden die Feindseligkeiten in Brasilien zwischen den Holländern und Portugiesen fortgesetzt, und der König von Portugall blieb beständig bey seiner Verstellung. Seine Statthalter folgten eben denselben Grundsätzen der Staatskunst, liessen sich sogar zuweilen damit ein, Einrichtungen in Handlungswesen zu treffen, was sich die Generalstaaten, wegen ihrer grossen Angelegenheiten in Europa mußten gefallen lassen. Im Jahr 1654, machten sie mit England Friede, sahen, von welcher Wichtigkeit es für

sie wäre, ihre Westindische Gesellschaft wieder in Stand zu bringen, und da sie wußten, daß in Ansehung der Brasilischen Händel, sie sich von Seiten der Portugiesen keine Aufrichtigkeit zu versprechen hatten, so faßten sie den Entschluß, um sie auf vernünftige Gedanken zu bringen, sich mit dem Protektor von England zu verbinden, und ihre Seemacht in guten Stand zu setzen, ließen daher eine Flotte von dreyßig Kriegesschiffen ausrüsten, die ohne Verzug in den Fluß zu Lißabon einlaufen, und den König von Portugall, wegen aller der Treuloßigkeiten, die ihm die Republik vorzuwerfen hatte, zur Rede stellen sollte. Man war mit diesen Zubereitungen beschäftiget, als die Nachricht einlief, die Portugiesen hätten sich aller Holländischen Besitzungen in Brasilien bemeistert.

Die Häupter, des von den Holländern in Brasilien eingesetzten Raths, kamen in Seeland an, und statteten ihren Bericht an die Generalstaaten ab. Der Hauptinhalt bestand darinnen, da sie den Staaten ofte von der wahren Lage der Brasilischen Angelegenheiten Nachricht ertheilt hätten, so hätte man, nach so oft wiederhohlten und umständlichen Berichten, Zeit genung gehabt, den nunmehro

vorgegangnen Unglücksfällen, zuvor zu kommen, es hätte ihnen an Lebensmitteln und andern Nothwendigkeiten gefehlt, die Holländische Kolonie hätte es daher an der ihren Oberhäuptern schuldigen Ehrerbietung ermangeln lassen; indessen hätten sie sich mit der Geduld beholfen, weil man ihnen Hoffnung gemacht habe, sie zu unterstützen. Da aber diese Hülfe zu lange aussen geblieben sey, so hätten die Portugiesen sich die Gelegenheit zu Nutze gemacht, und sie den 20sten December 1654 zu Wasser mit einer Flotte von sechzig Seegeln angegriffen, und zu Lande mit einer aus Portugiesen, Brasiliern, Schwarzen und Mulaten bestehenden Armee, welche die Flotte überflüßig mit Kriegs- und Mundvorrath zu versehen, im Stande gewesen wäre; sie hätten ein richtiges Tagebuch von allen Vorfallenheiten zu führen, nicht unterlassen, welches sie denen Staaten überreichen würden, um dadurch sowol ihr eignes Verhalten, als auch der Soldaten ihres, zu rechtfertigen; sie hätten die festen Plätze nicht anders, als mit Rath und Genehmhaltung des Generals der Republik, der andern Officiers, der verschiednen Kollegien, und sogar selbst mit Genehmigung der Juden, übergeben.

Sie

Sie stellten vor, es beschwerten sich sowohl die Land- als See-Truppen, die Regierung habe sie gezwungen, dreymal länger zu dienen, als sie sich anheischig gemacht hätten; lange vor der Belagerung hätte es allen Soldaten an Lebensmitteln und Bekleidung gefehlt; ein Theil wäre aus Verzweiflung, weil sie sich so geringschätzig behandelt gesehn, und man sich so wenig um sie bekümmert gehabt, daß man ihnen nicht einmal einen Heller Sold gegeben, zu den Portugiesen übergegangen; andere hätten sich auf die abgehende Schiffe versteckt, von denen man sie mit Gewalt hätte wegnehmen, und aufhängen lassen müssen; diejenigen, die geblieben wären, anstatt ans Fechten zu denken, hätten nur von der Ankunft der Feinde, als von einer glücklichen Befreyung gesprochen; die drey, zur Küstenbewahrung bestimmte Schiffe, hätten sich, ungeachtet des Befehls von Seiten der Regierung zurückgezogen; es wäre zwar wahr, daß sie einige Prisen aufgebracht hätten, diese aber hätten nicht hingereicht die Besatzungen zu unterhalten, oder die Portugiesen zu verhindern, sich wieder in den Besitz aller verlohrnen Landschaften zu setzen; es wäre zwar mit einigen Schiffen aus Holland Geld angekommen, womit die Truppen wären bezahlt worden;

ihr Elend hätte sich aber deswegen nicht vermindert, weil sie sogar für Geld keine Lebensmittel hätten auftreiben können; wäre man auch zuletzt von dieser Noth befreyet worden, so hätte man befürchten müssen, wieder darein zu verfallen; diese Besorgniß hätte die Soldaten und den gemeinen Mann bewogen, Abschiede und Geleitsbriefe zu verlangen, um nach Hause zu gehen; und sie wären in diesem Vorhaben noch mehr durch gewisse Zettelchen bestärkt worden, welche die Feinde im Namen des Portugiesischen Generals hätten ausstreuen lassen, in welchen er den Soldaten und gemeinen Leuten, hundert und funfzig Florenen, ein neues Kleid, nebst Freyheit in ihr Vaterland zurück zu kehren, versprochen; wie sie solches, mit einigen aufbehaltenen Zettelchen darthun könnten. Die Soldaten hätten daher, wegen dieser Verheissungen, den Reciffo zu plündern gedrohet, wie sie denn solches schon an vielen Orten gethan hatten; das gemeine Volk, hätte also wegen dieser Furcht, sein Unglück noch vergrössert zu sehen, die Magistrats Personen auf das dringendste angeflehet, mit den Portugiesen, wegen der Uebergabe in Unterhandlung zu treten; endlich müsse man noch in Erwägung ziehen, daß, wenn, man nicht diesen Entschluß gefaßt hätte,

die, der Holländischen Regierung treu verbliebenen Brasilier, würden Gefahr gelaufen haben, in ewige Sklaverey zu gerathen, wie solches zu St. Salvador und in andern Städten geschehen wäre, so bald die Portugiesen sich deren wieder bemeistert gehabt. Zum Beschluß wiederhohlte man nochmals, es sey nur gar zu gewiß, daß man niemals gehörige Unterstützung bekommen, so oft man auch die traurige Verfassung berichtet gehabt, worin sich die Brasilischen Angelegenheiten befunden. Dieser Aufsatz war von allen Ueberreichenden, unterschrieben.

Der General der Holländischen Truppen übergab gleichfalls einen Aufsatz, in welchem er den Staaten vorstellte: er hätte während den fünf oder sechs Jahren, da die Truppen in Brasilien unter seinem Kommando gestanden, niemals unterlassen, von seiner Lage Bericht zu erstatten, insonderheit in Ansehung der Soldaten, die man durch allerley üble Behandlungen unwillig gemacht hätte, als durch Verzögerung der Lebensmittel, den Mangel an Brodt, und durch die Verweigerung, diejenigen wieder nach Europa zurück zu schicken, die über ihre Zeit gedienet hatten; er hätte oft zu Erhaltung so wichtiger Eroberungen, die

der Republick so theuer wären zu stehen gekommen, die einzigen noch übrigen Mittel vorgeschlagen, man hätte aber auf seine Vorstellungen keine Rücksicht genommen; diese Ursachen hätten die Regierung vermocht, Olinde und das Reciffo an die Portugiesen zu übergeben, um eine grosse Menge Unglücklicher zu retten, die sich darin zu vertheigen, nicht mehr im Stande gewesen waren; es wären übrigens auch keine andre Hülfsmittel vorhanden gewesen, weil die Anzahl der Truppen zur Vertheidigung der festen Plätze nicht mehr hingereicht hätten, auch die schlecht bezahlten, und schlecht unterhaltenen Soldaten, die Ankunft der Portugiesen vor dem Reciffo, als das Ende ihres Elends angesehen hätten, und weil sie sich öffentlich hatten verlauten lassen, sie wären entschlossen, vielmehr den Ort zu plündern, um sich durch ihre eigne Hände bezahlt zu machen, als einige Kriegsdienste zu thun, weil nur ein einziges Schiff zur Vertheidigung der Küste, gegen acht und sechzig Portugiesische Schiffe, vorhanden gewesen wäre, und weil dieses Schiff noch dazu, nach Verweigerung, in den Hafen des Reciffos einzulaufen, in See gegangen wäre; endlich, weil der Platz Mangel an Kriegesvorrathe gehabt hätte, und insonderheit wäre er mit keinen Lunten versehen gewesen.

Das Justizkollegium bey der Westindischen Handlungskompagnie ernannte Abgeordnete, um diese Aufsätze zu untersuchen, weil man darinnen verschiedene Widersprüche zu finden glaubte, und daß eigne Vortheile über das gemeine Beste den Ausschlag gegeben hätte. Nach langem Hin- und Herstreiten, ließ man die Präsidenten und den Statthalter einziehen. Man setzte ihnen Richter, die aus dem Militairstande der Republik erwählt wurden. Der Statthalter verlor den Gehalt, den er seit der Uebergabe des Recif zu fordern hatte, und wurde in alle Gerichtsunkosten verurtheilt; die beyden andern wurden losgesprochen.

Die mit ihrer Staatskunst zufriednen Portugiesen, die ihnen nur ein wenig Geduld gekostet hatte, liessen den, in verschiedenen Brasilischen Gegenden zerstreuten Holländern, die Freyheit nach Europa zurücke zu kehren. Wie es scheint, so unternahmen die Holländer nichts, um ihren Verlust wieder zu ersetzen; sie fuhren mit dem Kriege gegen Portugall fort, ohne aber andre Bewegungsgründe bekannt zu machen, als die, so solchen vor diesem Unfall veranlaßt hatten. Endlich da sie gewahr wurden, daß er ohne den geringsten Nutzen war, und vielmehr der Republik

publik zum Nachtheil gereiche, weil viele ihrer Bürger mit Lißabon in Handlungs-Angelegenheiten verwickelt waren, so beschlossen sie, Friede zu machen, und bedienten sich, der Vermittelung des Königs von England, Carl des Zweyten, der sich mit der Portugiesischen Infantin zu vermählen, Willens war.

Nach vielem Streiten auf beyden Theilen liessen sich die Portugiesen gefallen, einen Bevollmächtigten an die Generalstaaten abzusenden, gaben ihnen aber zu verstehen, sie würden nie darein willigen, ihnen, die in Besitz gehabten Brasilischen Provinzen abzutreten, und sie wollten ihnen dafür ein Equivalent an Gelde geben. Dieser Minister hatte den Auftrag, ihnen vorzustellen, wie vortheilhaft der Friede beyden Völkern seyn würde; Holland sowol als Portugall, hätten in Ostindien einerley Angelegenheiten in Ansehung Spaniens, welches sich auf alles, was Holland in Besitz hätte, ein Recht zueignete; der Portugiesische Hoff habe in dem vergangnen Jahre, eine Schrift bekannt machen lassen, in der seine Anerbietungen enthalten wären, man hätte ihm aber in Ansehung dieses Gegenstandes nichts zur Antwort ertheilt; er bäte sich daher eine solche aus, in welcher der letzte Entschluß der Staaten enthalten wäre.

Diese

Diese Vorstellungen wurden in Holland eben nicht in allzugrosse Erwägung gezogen, indessen glaubte man doch, das Beste des Staats erfordere wirklich in allen Ernst, an einen Frieden zu denken. Die Schwierigkeit unter den vereinigten Provinzen, bestund nur darinnen, was dabey den wahren Gegenstand ausmachen sollte. Geldern, Seeland und die Provinz Utrecht, wollten nicht anders, als nach Maaßgabe der an Portugall schon gethanen Forderungen, in Unterhandlung treten; allein Holland, welches die Unnützlichkeit solcherley Unterredungen voraussahe, verwarf ihren Antrag. Der Portugiesische Minister erbot sich, erstlich, zur Schadloßhaltung vier Millionen Krusaden, die acht Millionen Holländische Gulden machten, in Zucker, Taback, Salz und in andern Waaren zu bezahlen; zweytens, mit den Holländischen Kompagnien wegen des Salzes, das sie zu St. Ubes nähmen, einen Vergleich zu treffen; drittens, die Freyheit der Handlung in allen Portugiesischen Kompagnien mit allerley Waaren, das Brasilienholz ausgenommen, zu bewilligen; viertens, die in Brasilien gemachten Schulden zu bezahlen; fünftens, den Frieden sogleich nach geschehener Ratification bekannt machen zu lassen.

In

In Ansehung dieser Anerbietungen entstunden in der Versammlung Streitigkeiten, wegen der Vertheilung der angebotnen Summe; einige verlangten, sie sollten an die Theilhaber, andere hingegen, an die Vorsteher der Westindischen Kompagnie ausgezahlt werden. Während diesen Mishelligkeiten bat sich der Spanische Abgesandte bey den Generalstaaten Gehör aus: er trug ihnen vor, sein Herr wäre geneigt, ihnen, sobald er sich Portugall würde wieder unterwürfig gemacht haben, alle Oerter, so die Portugiesen, ihnen, oder der westindischen Kompagnie, seit dem Jahre 1641 weggenommen hätten, zu Folge des fünften Artikels des Münsterschen Friedenschlusses, auf das genaueste wieder zurücke zu geben. Bey dieser Gelegenheit sahe man Seeland und Spanien in der vollkommensten Uebereinstimmung, die sonst einander allezeit sehr entgegen gewesen waren; allein der König von Spanien, dem Portugalls Wiedereroberung nicht glückte, konnte sein Versprechen nicht erfüllen.

Endlich wurde der Friede, zwischen Portugall und den Generalstaaten den 6ten August 1661 im Haag von dem Portugiesischen Abgesandten, dem Grafen von Miranda, und sechs Abgeordneten der

der Staaten unterschrieben, und den zehnten eben desselben Monats bekannt gemachet. Die Artikel, deren sechs und zwanzig waren, wurden in lateinischer Sprache abgefaßt. Wegen der Wichtigkeit dieses Vergleichs, kraft dessen Portugall in in dem Besitz von Brasilien geblieben ist, wird der Leser vielleicht wünschen, den Inhalt der Artikel hier zu finden.

Der König von Portugall und der Staat, machten sich anheischig, den Staaten der vereinigten Provinzen, vier Millionen Krusaden, die acht Millionen holländische Gulden machten, und zwar, diese Summe in Gelde, Taback und in Salze zu bezahlen. Diese Waaren sollten nach dem Marktpreise geschätzt werden. Sollte sich die Summe im Gelde, oder den verabredeten Waaren nicht vollständig befinden, so behielte sich der König die Freyheit vor, solche, nach seiner Wahl, entweder mit andern Waaren, oder durch Erlassung der Abgaben, von den, durch die Holländer in Portugall eingehandelten oder verkauften Waaren zu ersetzen, und den Staaten sollte es frey stehen, Faktore dorthin zu setzen, die dafür sorgen müßten, daß alles in Richtigkeit käme. Die Zahlung sollte in sechzehn gleichen Theilen geschehen, und der erste,

gleich nach Genehmigung des Vertrags, abgeführet werden. Der König verspräche, alles, in Brasilien ihr weggenommenes und mit dem Wappen der Republik, oder der Westindischen Kompagnie bezeichnetes grobe Geschütz wieder heraus zu geben.

Es sollte den Holländern frey stehn, alle Jahre Salz zu St. Hubes, nach dem Preise, wie es in Portugall abgesetzt würde, einzukaufen; und falls man wegen des Preises nicht eins werden könnte, so wollte man in Ansehung ihrer, die daselbst seit vielen Jahren eingeführte Theilung des Salzes aufheben, so, daß sie es ohne Unterschied von den Kaufleuten, und in der Beschaffenheit, als sie es verlangten, einkauffen könnten.

Die Unterthanen der Republick könnten in aller Sicherheit, nach Entrichtung eben derselben Abgaben, als die Portugiesen aus Portugall nach Brasilien, und aus Brasilien nach Portugall Handel treiben; und allerley Waaren, das Brasilienholz ausgenommen, hin und wieder versenden. Sie könnten von Brasilien aus, nach allen andern, unter des Königs von Portugall Bothmäßigkeit stehenden Orten und Landen segeln, und in aller Freyheit ihre Schiffe daselbst beladen und ausladen lassen, mit

der

der einzigen Bedingung, den Zoll Einnehmern in ihre Schiffe den Eintritt zu verstatten, um die, darauf befindlichen Waaren zu untersuchen, zu wiegen, und die gewöhnlichen Abgaben dafür sich entrichten zu lassen. Sie sollten ohne Ausnahme, eben dieselben Rechte genießen, deren sich, die Engelländer anjetzt zu erfreuen hätten, und inskünftige zu erfreuen haben würden. Nach Entrichtung der Abgaben könnten sie, ohne neue zu bezahlen, nach allen andern, unter Portugiesischer Bothmäßigkeit stehenden Orten schiffen; es sollte ihnen so gar frey stehn, ihre Schiffe mit Waaren zu beladen, die ihnen Portugiesen, oder Freunde von Portugall anvertrauen wollten, um nach irgend einem, der Krone Portugall zuständigen Hafen versandt zu werden, ohne das geringste mehr, als selbst des Königs Unterthanen, zu bezahlen. Es stünde ihnen frey, nach allen auf der Afrikanischen Küste, dieser Nation angehörigen Kolonien, Inseln und Häfen mit eben derselben Freyheit, als die Engelländer, oder als die Kaufleute, jedes andern Landes, zu schiffen, sich daselbst aufzuhalten, Handlung zu treiben, allerley Waaren zur See, oder auf den Flüßen, oder zu Lande dahin zu bringen, vor sich daselbst Niederlagen, Faktoreyen und Häuser anzulegen. Diese zwey letztern Artikel sollten unter keinem Vor-

wand übertreten werden können; und wenn dieses unglücklicher Weise von Seiten der Portugiesen geschähe, so sollten die General Staaten das Recht haben, sie eben wieder auf diese Art zu behandeln; sie könnten so feindlich gegen Portugall, als während des Krieges, verfahren; und Portugall sollte ihnen Genugthuung zu verschaffen, verbunden seyn; gleich wie dasselbige gegen sie eben dieselben Rechte haben sollte, wenn sie sich in einem solchen Falle betreffen lassen sollten. Alle Feindseligkeiten sollten in Europa zwey Monate nach Unterzeichnung des Vergleichs, und in den andern Ländern, nach dessen Bekanntmachung aufhören. Was man in dieser Zwischenzeit einander wegnehmen würde, sollte wieder zurück gegeben werden; dasjenige hingegen, was man sich einander vorher in Ost- und Westindien genommen habe, sollte dem, der es in Besitze hätte, verbleiben; dieses sey das einzige Mittel, unter den beyden Nationen, einen dauerhaften Frieden herzustellen und zu unterhalten.

Die Holländisch-Westindische Kompagnie beschwerte sich nicht wenig über diesen eingegangnen Vergleich: aber hätte man wohl den Krieg wider Portugall fortsetzen sollen, um Privatpersonen zu bereichern, ohne die geringste Gewißheit zu haben, ihn, mit Vortheil endigen zu können? Uebrigens

konn-

konnte man nicht anders, als mit einer ansehnlichen Armee, und mit unendlicher Schwierigkeit, Brasilien wieder zu erobern, und zu erhalten, weil dieses Land voller Portugiesen steckte, die nicht so leichte daraus zu vertreiben waren, und weil man nicht Truppen genug hatte, die festen Plätze zu besetzen. Man hat seit langer Zeit die Anmerkung gemacht, die Holländer wären, Kolonien zu errichten, eben nicht die geschicktesten.

Die andern Friedensartikel betrafen die Sicherheit der Holländischen Handlung in Portugall, und die freye Ausübung ihrer Religion daselbst, wofern sie solche nur auf ihren Schiffen, oder in ihren Häusern einschränken würden; allein ob gleich dieser Punkt sehr ausdrücklich in dem Vergleiche verabredet war, so ist die Inquisition für Protestanten doch ein so furchtbares Gericht, daß sich wenig Holländer in Portugall zu wohnen erkühnen; ich nehme die Hauptstadt und einige Seehäfen aus, woselbst sie sich unter dem Schutze des Abgesandten und der Konsuls befinden. In Brasilien und den Portugiesischen Besitzungen in Afrika, ist es unsicher, eine andere Religion, als die ihrige zu bekennen, es sey denn, man wäre durch Sturm dahin verschlagen worden. Uebrigens hängt die

Handlung, so die Holländer daselbst treiben könnten, dergestalt von den Statthaltern ab, und von den andern Hafenmeistern, daß man allerley Mißhandlungen ausgesetzet ist, weshalb sich auch alle andre Nationen entfernt haben. Klagen darüber bey Hofe anzubringen, das hieße nur, sich in so große Unkosten und verdrießliche Weitläuftigkeiten stürzen, die kein Mensch über sich zu nehmen, Lust hat. Daher beruhet die Freyheit, welche der Vergleich vom Jahre 1661 den Holländern sowohl, als den Engländern zu gestehet, nach allen Portugiesischen Besitzungen in Afrika und in Amerika schiffen zu dürfen, bloß in einer scheinbaren Begünstigung und findet nur in Portugall einigermaaßen Statt.

So bald sich die Portugiesen von den Holländern befreyt hatten, so waren sie bedacht, ihre Besitzungen noch weiter auszubreiten, rückten gegen Mittag, bis an den Plata Fluß, der sie, an seiner Mündung von den Spaniern scheidet, und nach Norden bis an den Amazonen Fluß. Die Inseln, die an der Mündung des letztern befindlich sind, schienen ihnen so gut, und in Rücksicht auf ihre Brasilischen Besitzungen so wohl gelegen zu seyn, daß sie keinen Anstand nahmen, sich auf denselben fest zu setzen. Sie giengen über den Fluß, und

da sie in Guyana noch andere Vortheile fanden, so bemächtigten sie sich derselben, und versicherten sich deren Besitz, durch Anlegung verschiedner Schanzen, indem sie behaupteten, alle diese Länder gehörten zu Brasilien. Sie sind so gar bis zu dem Vorgebirge Oranien vorgerückt, welches sie anjetzt von den Franzosen scheidet.

Viertes Kapitel.

Lage und Beschreibung von Guyana.

Nach der geographischen Ordnung hätten wir Guyana zwischen Peru und Brasilien setzen sollen: allein, da diese beyden weitläuftigen Länder an einander stoßen, so haben wir es für besser gehalten, den Leser nach dem wir ihm ersteres gezeigt, so gleich ins andere zu führen.

Unter dem Namen Guyana begreift man dasjenige Land, welches sich längst dem Nordmeer, von Südost nach Nordwest, zwischen den beyden Mündungen des Amazonen und des Oronoko Flußes erstreckt, von dem zweyten Grad an, bis zum achten Mitternächtlicher Breite, und zwischen dem vier und dreyßigsten und fünf und vier-

vierzigsten Grad Westlicher Länge. Nach der Karte, die Hr. von Anville von Südamerika herausgegeben, erstreckt es sich von dem vierten Grad Mittägiger bis zum achten Grad vierzig Minuten Nördlicher Breite, und zwischen dem vier und dreißigsten, und dem zwey und funfzigsten Westlicher Länge. Er zeigt darinnen eine, dem Oronoko zur rechten dieses Flußes gleichlaufende Reihe von Gebirgen an, und eine andre landeinwärts, ungefähr funfzig Meilen nach Norden, an der Morgenseite des Amazonenflußes, in dem so genannten Portugiesischen Guyana. Man will wissen, daß es in diesem letztern Gebirge sehr viele und verschiedne metallreiche Gänge gäbe. Man macht von diesem Lande vier Abtheilungen; diese sind: das Spanische Guyana, das Französische Guyana, das Holländische Guyana, und das Portugiesische Guyana.

Erster Artikel.

Das Spanische Guyana.

Die Spanier besitzen, die am weitesten nach Norden zu belegne Küste von Guyana, das ganze rechte Ufer am Oronoko, bis zu seinen Mündungen ins Nordmeer, woselbst sie, die zur Linken eben dieses Flußes, gegen den

den achten Grad der Breite, und gegen den vier und vierzigsten Grad, funfzig Minuten Westlicher Länge liegende Stadt, St. Thomas, im Besitze haben.

Zweyter Artikel.

Das Französische Guyana.

Das Französische Guyana begreift ungefähr hundert Meilen längst der Küste, von Süden nach Nordwest, von dem zweyten Grad Mitternächtlicher Breite, bis zu dem sechsten, und von dem Nord-Vorgebirge des Portugiesischen Guyana nach Süden zu, bis zu der Mündung des Maroni Flußes, die es von der Surinamschen Küste, oder von dem so genannten Holländischen Guyana scheidet. Insonderheit haben sich die Franzosen auf der Insel Cayenne niedergelassen. Sie liegt unter dem vierten bis zu dem fünften Grad Nördlicher Breite, und gegen den fünf und dreißigsten Grad zwanzig Minuten Westlicher Länge.

Die Insel Cayene.

Wir haben in dem 22sten Theil dieses Werks, Seite 410 erinnert, daß wir diese Insel nicht eher, als unter dem Artikel, von den, zu dem Mittägigen Amerika gehörigen Inseln, beschreiben würden; allein, da sie in dem Fluße Oronoko, und nicht in der

See liegt, so glauben wir an diesem Orte von ihr handeln zu müssen.

Sie wird durch zwey Arme des Oronoko gebildet, und hat in ihrem Umfang ungefähr achtzehn Meilen. Gegen den Seestrand zu, ist der Boden sehr hoch, und in ihrer Mitte ist sie so morastig, daß man zu Lande nicht von einem Ende zum andern kommen kann. Die Moräste sind voller sehr dichten Mandelbäumen, die sich bis ins Seewasser ausbreiten, und so in einander verflochten sind, daß sie gleichsam einen Damm machen, über dem man an gewissen Orten über funfzehn oder zwanzig Meilen, ohne einen Fuß auf die Erde zu setzen, gehen kann. Die Stadt liegt an der Abendseite der Insel; die Natur so wohl als Kunst, haben das ihrige zu ihrer Befestigung beygetragen. Der Bezirk ihrer Wälle, die sehr niedrig sind, macht ein unregelmäßiges Sechseck, woran sich fünf, mit vielen Stücken bepflanzte Bollwerke befinden. Der Graben ist nicht tief genug, und wird in schlechten Stande gehalten. Außer dem Generalstabe befand sich vor diesem daselbst ein Obergerichtsrath,

in

in welchem, bey der Abwesenheit des Statthalters, ein ordinirender Kommißar den Vorsitz hatte. Die Einwohner begeben sich nach ihren Landhäusern, wodurch die Stadt so öde wird, daß man, nach dem Barere in seinen neuen Nachrichten, von gleichtägigen Frankreich, daselbst am hellen Tage einen Menschen auf der Straße umbringen könnte, ohne zu befürchten, gesehen zu werden. An großen Festtagen, oder zur Musterungszeit, ist sie ziemlich volkreich; man sieht alsdann die Einwohner von allen Seiten mit einem zahlreichen Gefolge von Schwarzen ankommen, welche mit allerley Lebensmitteln beladen sind.

Barere sagt in dem angeführten Werke, die Stadt bestünde aus ungefähr hundert und funfzig, meistentheils von Erde erbauten Häusern; indessen giebt es einige, die von Zimmerholz, zwey Stock hoch aufgeführt, und mit Schindeln gedeckt sind. Des Statthalters seines ist ziemlich bequem eingerichtet. Die Pfarrkirche zu Cayenne ist das schönste Gebäude im Lande, allein sie ist nur klein.

Die

Die Cayennschen Einwohner sind umgänglich und arbeitsam. Sie nehmen die Fremden höflich auf. Ihre Sprache ist ein Gemengsel von der Mohren- und der Französischen Sprache. Und das kömmt daher, weil man die Kinder den Mohrinnen zur Aufsicht anvertrauen muß, von denen sie folglich eine große Menge Afrikanischer Worte erlernen. Das Frauenzimmer zu Cayenne ist schön und wohlgestaltet, und der gröste Theil hat von Natur viel Geist. Eine, ihnen so zu sagen angeborne Reinlichkeit, verschaft ihnen eine dauerhafte Gesundheit, und vermehrt nicht wenig ihre Reitze. Hier so wohl, als in andern Amerikanischen Ländern, müssen die Ehemänner, um der Eitelkeit ihrer Frauen ein Genüge zu leisten, bey Ankunft eines jeden Schiffes ungeheure Summen ausgeben, wodurch ihre häußlichen Angelegenheiten nicht wenig leiden. Ein gegen den Luxus gerichtetes Verbot würde die Kolonien reich machen.

Verschiedne Veränderungen, die seit der ersten Niederlaßung, die Insel Cayenne erfahren hat, haben daselbst so vielen

Ver-

Verderb verursachet, daß man ihn kaum wieder hat gut machen können. Barere erzählt einiges, davon die umständlichen Nachrichten, in der gleichzeitigen Geschichte, nicht zu finden sind. Vom Ursprunge der Kolonie an, bemühten sich die Franzosen mit eben so vielem Eifer als Geschicklichkeit, Nutzen aus ihren Anpflanzungen zu ziehen. Der Vortheil, den die Kauffarthey-Schiffe aus der Handlung mit ihnen hatten, erweckte die Eifersucht der Holländer, die seit langer Zeit sich das Recht angemaßt hatten, ihre Waaren und ihre Lebensmittel an die französische Kolonien zu verkaufen. Im Jahre 1676 ließen sie eilf Schiffe auslaufen, um sich der Insel zu bemeistern, welches auch durch einen Ueberfall geschahe. Sie verstärkten alsdenn die Festungswerke und das grobe Geschütz der Stadt, und legten vierhundert Mann zur Besatzung hinein; allein, sie genossen die Früchte ihrer Eroberung nicht lange. Den 20 December noch desselben Jahres eroberte ein Geschwader von sechs Schiffen, unter Kommando des Marschalls Etrees, Cayenne wieder, jagte die Holländer in diesem Lande, aus allen

ihren

ihren Besitzungen, und schleifte alle ihre Festungswerke. Die Franzosen dachten alsdenn darauf, sich auf der Insel, und dem benachbarten Lande, fester zu setzen. Alles was zur Handlung nützlich seyn konnte, wurde mit vielem Fleiß angebaut. Man zog Handlungsschiffe an sich, um dasjenige, was die Kolonie durch ihren Anbau gewonnen hatte, abzusetzen, und es ließen sich eine Menge neuer Familien daselbst nieder. Die Amerikanischen Seeräuber (Flibustiers) trugen durch die Reichthümer, die sie aus der Südsee hinbrachten, woher die am wenigsten glücklich gewesen, mit acht oder zehntausend Piastern zurückkamen, nicht wenig zu ihrem Anwachse bey. Cayenne befand sich endlich ziemlich bevölkert, als Dücasse im Jahre 1688, in der Absicht Surinam zu überfallen, daselbst anlangte. Er überredete den größten Theil der Einwohner, sich mit ihm einzuschiffen. Diese Unternehmung hatte so schlechten Erfolg, daß fast alle Freywilligen zu Gefangnen gemacht, und nach den französischen Inseln gebracht wurden, wo sie sich ansäßig gemacht haben.

Seit dieser Zeit hat die Insel Cayenne den Verlust ihrer Einwohner nicht ersetzen können. Zur Zeit des Barere zählte man daselbst nicht mehr als neunzig Franzosen. Eine sehr ansehnliche Verminderung; es wird versichert, man habe bey einer kurz vorher gehaltnen Musterung hundert fünf und zwanzig Indianer, Männer, Weiber und Kinder mit einbegriffen, gerechnet, und funfzehnhundert zum Arbeiten taugliche Mohrensclaven. Bey so geringer Verhältniß zwischen Herrn und Sclaven erhielt sich doch alles daselbst in guter Ordnung. Es befanden sich allda sechzig Ruku Fabriken, neunzehn Zuckermühlen und vier Indigfabriken. Alle Sclaven, über sechzig, und unter vierzehn Jahren entrichteten, als ein jährliches Kopfgeld, achtehalb Pfund, an die Domänenkammer, die in einheimischen Waaren bezahlt wurden, und die man damals auf sechs oder siebentausend Pfund schätzte.

Fast die ganze Insel, fährt Barere fort, bestehet aus einem sandigten Boden, der durch Berge oder Hügel erhöhet wird, auf welchen Zuckerrohr, Ruku, Indig,

Ka-

Kakao, Kaffee, Hirsen, Maniok und anderes Wurzelwerk gebauet wird. Das übrige Erdreich liegt so niedrig, und ist so morastig, daß man zu Lande, wie wir schon erwähnt haben, nicht von einem Ende der Insel, bis zu dem andern kommen kann. Man sieht, seit der Zeit, daß die Engländer aus Boston, odentlicher Weise der Handlung halber dahin kommen, Pferde in großer Anzahl zu kaufen. Der Unterhalt dieser Thiere ist von gar keinem Betrag: man stallt sie gar nicht ein; so bald man sie abgezäumt und abgesattelt hat, läßt man sie auf die Weide laufen, wohin sie wollen. Man zieht auch noch Schaafe, Ziegen und Rindvieh allhier. Alle Jahre, ohne Unterlaß, zündet man im Monat September die Savannen an, um sie dadurch zu düngen, und sie in gute Weiden zu verwandeln; diese verbrannten Felder bringen ehe das Regenwetter einfällt, vortrefliches Gras hervor. Das Cajennische Rind- und Hammelfleisch wird für das beste auf den Inseln gehalten. Um die Viehzucht zu vermehren, wird wenig Vieh geschlachtet, und man muß noch dazu die Erlaubniß des Statthalters haben. Am

meisten schaden die Tiger der Vergrößerung der Viehzucht, insonderheit diejenigen, die man im Lande rothe Tiger nennt, und die vom festen Lande herübergeschwommen kommen, um ihrem Raube nachzugehen. Man sieht sich oft genöthigt, alle Schwarzen und Indianische Jäger aufzubieten, um diese grimmigen Thiere zu verjagen. Derjenige, der einen erlegte, bekam vor diesem, eine von den großen Flinten, die man Bukaniers nennt. Noch heutiges Tages ist es Brauch, einen Tigerkinnbacken durch das Land, den Einwohnern zur Schau, herum zu tragen, und jedermann giebt dem Ueberwinder etwas zum Geschenke.

§. 1.

Wie der Boden auf der Insel Cayenne beschaffen.

Ob gleich diese Insel überhaupt genommen, voller Holzungen ist, so ist das Holz an manchen Orten doch so selten, daß man sich in den Fabriken gezwungen sieht, an dessen statt zur Feurung, Zuckerrohr zu gebrauchen, das zweymal durch die Mühle

gegangen ist, und woraus man nichts mehr ziehen kann. Der Auffenthalt in den Pflanzorten ist viel angenehmer, als in der Stadt. Es herrscht, insonderheit bey Ankunft der Schiffe, ein großer Ueberfluß in denselben; man führt eine gute Tafel darinnen. Alle wohlhabende Einwohner ziehen auf ihrem Hofraum eine Menge Federvieh auf, das wegen seines guten Geschmacks berühmt ist, weil es einige Zeit bevor sie es abschlachten, mit Hirsekörnern gefüttert wird. Das Land hat alle die Gattungen Wildprett, die man auf dem festen Lande antrift, es giebt in den Flüssen und an der Seeküste vortrefliche Fische. Jeder Pflanzort hat seinen Garten.

Die Europäischen Obstbäume wollen unter dem Himmelsstriche der Insel eben nicht zum besten wachsen, allein das Küchengewächse kommt daselbst sehr gut fort. Lattig, Körbel, Pimpinelle, Zichorien und Sellery findet man in Ueberfluß. Man erbaut kleine Erbsen, Kürbisse, Erdschwämme, Wassermelonen, von einem sehr köstlichen Geschmack, die in der großen Hitze den Durst auf das angenehmste löschen.

Alle=

Alle, in dem mittägigen Amerika gewöhnliche Früchte, werden daselbst ohne große Mühe erzeugt.

§. 2.

Pflanzen auf der Insel Cayenne.

Die Tayon ist eine inländische Pflanze, davon die Blätter wie Spinat gegessen werden, und die Wurzeln den Sclaven zur Speise dienen.

Man richtet die Blätter einer Pflanze, die von der gewöhnlichen Pytalacca nur durch ihre kleine Frucht verschieden ist, gleichfalls wie Spinat zu. Barere glaubt, es sey eben dieselbe Pflanze, die nur unter diesem Himmelsstriche ausgeartet wäre.

Die Cayennischen Feigen sind sehr gut; der Weinstock kömmt daselbst vortreflich fort; man hat aber viel zu thun, die Trauben vor den Vögeln und den Ameisen zu erhalten. Man kann welche in seinem Garten, zu allen Jahrszeiten, mit leich-

ter Mühe haben. Man macht an den Weingeländer zwey Abtheilungen, und schneidet die Trauben davon wechselsweise ab, nemlich einen Monat um den andern. Indessen verhindern die starken Winterregen in etwas ihr gänzliches Reifwerden, oder sind wenigstens die Ursache, daß sie bey ihrer Reife einen etwas säuerlichen Geschmack beybehalten. Man hat zu verschiednenmalen versucht, und allezeit mit gutem Erfolge, Wein daraus zu machen. Er ist sehr gut, und hält sich leichte, wenn man ihn nur, bevor er auf Flaschen gezogen wird, sieben bis acht Tage hat arbeiten lassen.

§. 3.

Himmelsstrich der Insel.

Das Klima auf Cayenne ist sehr regnigt, dabey aber gesund. Man weiß daselbst nichts von der Siamschen Krankheit, die auf Martinicke und zu St. Domingo so viele Verwüstung anrichtet. Die bösartigen Fieber, und die Kinderpocken kommen dort selten zum Vorschein. Man fühlt daselbst auch nicht eine solche brennende,

nende, sengende Hitze, die auf den andern Inseln so große Beschwerlichkeiten verursacht.

Ein, alle Tage, gegen neun Uhr des Morgens sich erhebender Wind, kühlt daselbst die Luft ab. Es ist dort über die Maaßen feucht, und kann auch nicht anders seyn, denn es regnet daselbst ganzer neun Monate des Jahrs, hinter einander, und diese Regenzeit wird der Winter genennet. Diese Jahreszeit kündigt sich mit einem Windregen an, der im Monat October häufig fällt, und Akaju Regen heißt, weil diese Früchte um diese Zeit reif werden. Darauf folgt ein beständiger und so übermäßiger Regen, daß so gar die Hütten überschwemmt werden; das Vieh aber findet allenthalben gute Weide. In den drey dürren Monaten ist die Erde so trocken und versengt, daß sehr oft an Wasser und Weide zugleich Mangel entsteht; ein Theil Pferde und Rindvieh, kömmt vor Hunger und Durst um. Die Moustiquen, die Maringoins, die Maks, die Giques, die Hundeläuse, die Agathy und Waldläuse, die Ameisen, die

Ra=

Raverds oder Käfer und die Kröten, würden wegen ihrer Menge und Gefräßigkeit auch eine Geißel für die Insel seyn, wenn alles dieses Ungeziefer nicht unter einander Krieg führte, und sich selbst aufriebe. Nichts ist besonders, als eine gewisse Zugameisel, die man insgemein die Laufameise nennt. So bald sie in einer Gegend ankömmt, so macht sie alle Fliegen, Wespen, Käfer, Spinnen, ja so gar die Ratten todt, sie mögen noch so groß seyn, so läßt sie nur das bloße Gerippe übrig.

Ende des 24sten Theils.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Marsy, François-Marie de, 1714-1763 / Richer, Adrien, 1720-1798 /
Zachariae, Justus Friedrich Wilhelm, 1726-1777

Neuere Geschichte der Chineser, Japaner, Indianer, Persianer, Türken, und
Russen ec Als eine Fortsetzung von Rollins ältern Geschichte

Bd.: 24

Berlin (1778)

H.un. 479,III-24/26
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10033412-5
VD18 80086918-001